This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

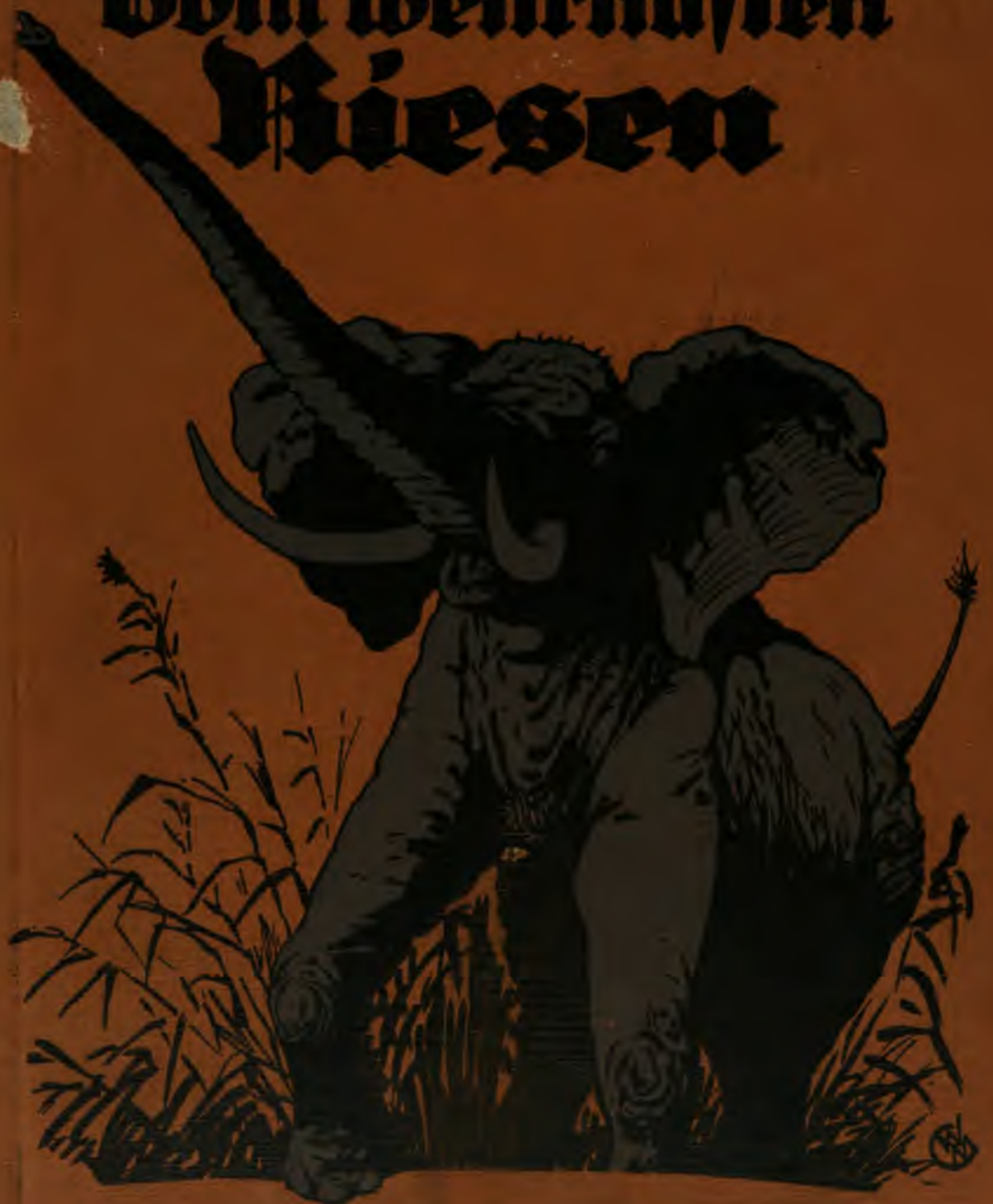
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Steinhardt:

Vom wehrhaften Riesen



und seinem Reiche.

HI 1512
.E4

HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919

Steinfardt.

Steinhardt:

Vom wehrhaften Riesen und seinem Reiche

„Ἀεὶ φέρει τι Λιβύη καινόν"
(Aristoteles, Histor. animal. 8,28)

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage
mit einem wissenschaftlichen, illustrierten Nachwort
von **Ludwig Zukowsky**
zoolog. Assistent bei Carl Hagenbeck

Alster-Verlag -- Hamburg 36
1922

DT703
S827

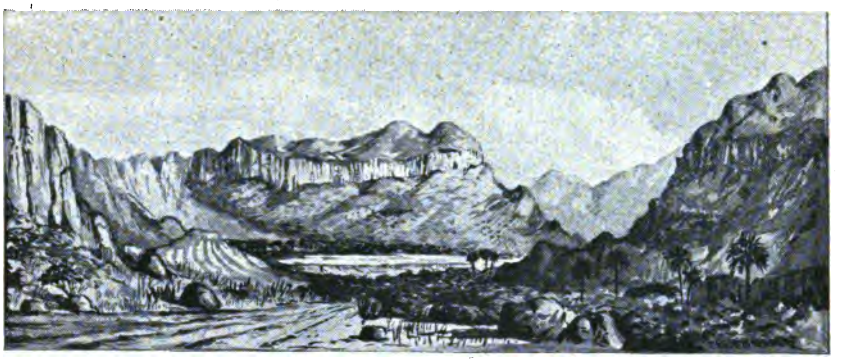
Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1920 by Alster-Verlag, Hamburg.

Druck von Hermann's Erben, Hamburg.

Meiner geliebten Frau,
die zu gewinnen dies Buch mir die Wege geebnet.

Ich habe in vorliegenden Blättern mein Beſtes gegeben. Dies Geſtändnis möge beweiſen, wie ſehr ich den Herren zu Danke verpflichtet bin, die mir geholfen, dies Buch mit Bildern zu ſchmücken.

Steinhardt.



I.

Endlos der Marsch durch zerklüftetes Felsgewirr, endlos die Bergkette, die es heute zu überwinden gilt. Weit bin ich meinen Trägern vorausgeeilt und raste auf dem Steilhang des Passes.

Körpergewordenes Schweigen, todesstarre Einsamkeit rings umher. Grell blendet der weiße Sand eines trockenen Flußbettes zu mir herauf, umrahmt von Palmen, wuchtigen Schirmakazien, immergrünem Dorn; schwarz durchbricht den blinkenden Sand eine Granitinsel, deren Felstrümmer von vergangenen Tagen zeugen, da brausende Fluten die losgewaschenen Blöcke tosend zermürbten.

Schroff und trotzig recken die Berge sich in steilen Hängen gen Himmel, gleich als drohten sie ihm in ohnmächtiger Wut, ihm, der in stetem Wechsel von Sonnenglut und eisiger Nachtkälte die Riesen bekämpft, ihr stolzes Haupt herabzwingt in den Staub. Jene Schluchten und Schründe sind die Wunden, die er unbarmherzig den Gegnern schlug; tiefer und tiefer fressen sie am Lebensmarke, an den Wurzeln der steinernen Kolosse.

Spärlicher Wuchs bedeckt Hänge und Halden, knorriger Steppendorn kämpft unten im Tale einen aufreibenden Kampf gegen Sonnenglast und Dürre — die gekrümmten, verzerrten Formen der Stämme scheinen der Ausdruck dieses verzweifelten Ringens zu sein. Auch untereinander befehden sie sich; gerade vor mir halten zwei zähe Gegner sich umschlungen in hundertjährigem Streite: Ein Omutati hat den ihn polypenartig umklammernden, mit tausend Armen um seine Äste greifenden Ongombati

mit hochgerissen, diesen stiernackigen, verwachsenen Kraftbold des Unterholzes. Aber die Last ist zu schwer, gebückt, gekrümmt steht der dem Lichte zustrebende Baum, und wahrlich, man braucht kein verträumter Dichter zu sein, um in beider Formen angespannteste Muskelarbeit, verbissene, keuchende Kampfeswut zu sehen.

Ähnlich unten am Flußbett. Da hat einst ein Omumborombonga in prächtiger Schöne gegrünt und auf starkem Aste einer Feige Obdach gewährt, die kosend an seinem Stamme herabglitt, bis sie, am Boden angelangt, selbst Fuß zu fassen und Wurzeln zu schlagen vermochte. Da erst zeigte die Falsche ihr wahres Gesicht: Aus der zarten Umarmung wurde ein erstickendes Umklammern; in ihren Armen verhungerte wehrlos der Baum, auf dessen toten Stamm gestützt sich jene nun blätterrauschend breitet. Noch eine Reihe von Jahrzehnten, und allein eine Einbuchtung in der blanken Rinde der Feige wird den Kundigen an ihren einstigen Wohltäter erinnern.

Armut, grausame Armut spricht aus allen Einzelheiten, spricht aus dem Gesamtbilde, das vor mir liegt. Ein Hohn auf die Üppigkeit der Tropen ist Südwest, und doch ist das Land so herzberückend schön gerade in seiner hoffnungslosen Armut. Nicht losreißen kann ich mich von dem Anblick des felsumschlossenen Tales, von der weihevollen Ruhe rings umher. Mir ist's, als warne ein unbekanntes Drohen, weiter vorzudringen in die Einsamkeit; nur der Brunftschrei des Kudu, das Klappern der Zebrahufe und die gewaltige Stimme des Elefanten hat hier ein Echo geweckt und die Stille erst recht fühlbar gemacht, diese körpergewordene, heilige Stille. Aber da sehe ich unter mir einen Kudubullen, der verspätet dem Schatten am Flußbett zuzieht; vorwärts, noch kann ich ihm Wind und Weg abschneiden, wir brauchen Fleisch, vorwärts! — —

Donnernd rollt das Echo meines Schusses durch das Tal. Ein paar jähe Fluchten, und dumpf aufstöhnend bricht das edle Tier zusammen, dahingerafft vom mitleidslosen Blei. Johlend stürzt die Horde meiner Träger den Hang herab; im Handumdrehen ist die Beute zerwirkt und verteilt, und weiter geht es auf tief ausgetretenem Elefantenwechsel der fernen Wasserstelle zu. Von der Höhe werfe ich einen letzten Blick zurück: Mir ist's, als schüttle sich das stille Tal, froh, des unerbetenen Eindringlinges wieder ledig zu sein.

Weiter! Der nächste Hügel ist überwunden, wir steigen in eine enge Schlucht hinab und ziehen zwischen senkrechten, sonnendurchglühten Granitwänden dahin, bis uns mit leuchtendem Grün die schilfumstandene Wasserstelle grüßt. Ein paar Träger laufen frohlockend voraus, den brennenden Durst zu stillen, aber grimme Feinde verteidigen den kühlen Trunk: Wespen, Omangóngoa genannt*); an-griffslustige Degen, die in zum Glück nur kleinen Völkern ihre papierenen Burgen an Bäume und Sträucher heften. Mit gezücktem Dolche fallen sie über den harmlosen Wanderer her, der friedlich vorübergeht, beim ersten Stiche aber sofort den Beweis erbringt, daß im echten Manne nicht nur ein Kind, sondern auch ein Schnelläufer verborgen ist.

Fortgeworfen sind die Lasten, alles stürzt in die Büsche, nicht achtend der scharfen Dornen; aus sicherem Verstecke begleitet wieherndes Lachen den Kriegstanz, den mein dickster und faulster Träger, mit einem Tuche um sich schlagend, gegen eine besonders hartnäckige Wespe aufführt. Bald aber kehren die Angreifer zum Neste zurück, auf dessen äußerer Hülle sie Posten standen, dann ereilt sie ihr Schicksal in Gestalt eines Schrotschusses. Nun werden die Lasten wieder aufgelesen und ebenso die Reste des Wespennestes, aus dem meine Leute die Larven als besonderen Leckerbissen herausklauben, und bald lagern wir im kühlen Schatten am Wasser. — —

Höchst ungern verraten die Eingeborenen dem Weißen die Lage der Wasserstellen. Selbst ich, den sie seit Jahren kennen, bin auf allerhand billige Listen angewiesen, wenn ich in mir unbekanntes Gebiet vordringen will. So entflamme ich mein Feuer so nahe dem ihren, daß ich Gesprächen lauschen, Namen aufschnappen kann; dann trete ich vor sie:

„Morgen marschieren wir nach Otjorutátua“, oder wie der Platz nun sonst heißen mag.

„„Herr, dort gibt es kein Wasser, keine Feldkost**), kein Wild, keine Menschen““.

*) Vergl. Anmerkung 1 im Anhang.

**) Eßbare Wurzeln, Knollen, Samen, Beeren, Pilze, Baumfrüchte, Süßharze.

„Mo viz' ovandu, 'mukuëtu — du schwindelst, mein Bester! Als ich im vorigen Jahre dort war, fand ich Wasser, genügend für 100 Elefanten". (Der Name Otjorutátua, „Schießhüttenplatz", sagt mir genug).

„„Ja, Herr, aber die Wasserstelle ist weit, viel zu weit von hier. Man kann nur in der Regenzeit hingehen, wenn man unterwegs Wassertümpel findet"".

„Unsinn! Es gibt doch rechts vom Wege — oder war es links? — eine Wasserstelle. Ich habe den Namen vergessen, wie heißt sie doch?".

Bald weiß ich, was ich wissen will. Sie führen mich unbewußt, und ich finde in unbeschreiblicher Einsamkeit einen sprudelnden Quell, umrahmt von Feigenbäumen und dem heiligen Omumborombonga, dem Stammvater des baumentsprossenen Hererovolkes. Oder aber ein kleines, versumpftes Wasserloch, dessen zähflüssiger Inhalt stark nach dem toten Zebra schmeckt, das wir herausziehen als willkommenen Fund für meine Begleiter; eilends rösten sie ein paar zerfallende Fleischklumpen und saugen schmatzend das verfaulte Mark aus den Knochen. Oder Elefanten haben das Wasser verunreinigt, also daß ich keinen Unterschied schmecke oder sehe, ob ich nun starken Tee, Kakao oder „reines" Wasser trinke. So schmutzig ist es, daß ich mich nicht wasche, denn der üble Geruch würde tagelang meiner Haut anhaften; aber getrunken wird es nach vorherigem Abkochen doch.

Die schlimmsten Wasserverderber sind übrigens Paviane.

Oft vermag nur das Auge des Kundigen zu erkennen, daß unter dem Sande Wasser zu finden ist, dessen Salz- und Salpetergehalt keinen Pflanzenwuchs aufkommen läßt. Und dann wieder stoße ich auf einen kleinen Teich, aufgewühlt von Nashörnern, die letzte Nacht dort tränkten und badeten; oder in tiefer Schlucht ein silberhelles Rinnsal, umkränzt von Fächerpalmen, die ihren schlanken Stamm bis zu 20 m*) emporrecken. Die süße Schale ihrer stahlharten Früchte ist eine ebenso willkommene Zugabe zum Mittagessen, wie die wilden Feigen und allerhand Früchte, Wurzeln und Harze. Selbst die Ameisen müssen helfen, das Mahl zu würzen: Die braunen Samen einer Grasart, die ich aus dem Ameisenbau herausbuddeln lasse, schmecken geröstet ganz vorzüglich. Und noch besser die tellergroßen Champignons, die gegen Ende der Regenzeit aus den Termitenhügeln sprossen; es scheint, daß zwischen Pilz und Termiten Wechselbeziehungen herrschen, doch habe ich Näheres nicht zu ergründen vermocht. —

Ein besonderes Gnadengeschenk ist die „Wasserwurzel", ein bis zu 100 Pfund schwer werdendes unterirdisches Gewächs, das mit winzigem

*) Im Durchschnitt 12 m hoch. Die höchste gemessene Palme erreichte 22½ m.

Stengelchen im Schutze gewisser Büsche sein Dasein verrät. Ihr fleischiges Gewebe besteht zu 70 Teilen aus Wasser; selbst in den trockensten Monaten ersetzt ein Stück der Wurzel den Trunk. Sie ist völlig geschmacklos, nur kurz nach einem Regen ist sie bitter und verursacht dann bösen Kopfschmerz.

Die Oryxantilope weiß eine ähnliche Wurzel zu finden, und manchen guten Bullen habe ich mühelos angepirscht, der in die Arbeit des Ausgrabens vertieft war.

Ich schreibe „Bullen". Noch ungeklärt ist die Frage, welche weidmännischen Ausdrücke man auf unser afrikanisches Wild anwenden soll. Schillings braucht bei Schalenwild neben Rudel auch Herde, neben Bock auch Bulle sowie hier und da bei Feder- und Schalenwild und selbst bei Dickhäutern die für mein Ohr gräßlichen Bezeichnungen Männchen und Weibchen. Und schreibt irgendwo, in Busch und Steppe gingen die heimischen weidmännischen Ausdrücke verloren, ein so wackerer Vorkämpfer er auch für weidgerechtes Jagen gerade in Afrika ist.

Bock ist für Großantilopen sicherlich eine verfehlte Bezeichnung. Der Begriff „Bock" ist im deutschen Sprachgebrauche zu eng gefaßt, unter Bock versteht das Deutsche einen ganz bestimmten Begriff, ein ganz bestimmtes, eng umgrenztes Bild eines Tieres, und diesem Bilde entsprechen Großantilopen nicht. Sagt man doch in unbewußtem Empfinden dieses Begriffes schon beim Rotwild nicht mehr Bock und Ricke, sondern Hirsch und Tier oder Kuh. Ist nun aber Hirsch-„Kuh" berechtigt, weshalb sollen wir dann dies Wort nicht auch bei Großantilopen anwenden? Zweifellos entspricht Kudukuh mehr dem Begriff, dem Bilde des Tieres als Kudaricke. Und wenn wir Kuh gutheißen, dann ergibt sich von selbst Bulle für das männliche Tier. Elenbock nennt der alte Brehm die Riesenantilope, die dem Aussehen nach ein halbes Rind ist, — Giraffenbock: Das klingt für mein Jägerohr und Sprachgefühl gleicherweise schlecht.

Nein, bei Großantilopen ist Bulle und Kuh am Platze, bei Kleinantilopen und Gazellen Bock und Ricke. Und ebenso bin ich bei Großwild für Herde; Rudel bezeichnet ein anderes Bild, als eine Ansammlung von Großwild darstellt. Und gar bei Dickhäutern paßt Rudel ganz und gar nicht. — Leider ist der Name Wasserbock in die deutsche Schriftsprache aufgenommen, obwohl er dem Kopfe eines Buren, also eines

Ausländers entsprungen ist. Hier ist Bock nicht im deutschen Sinne gebraucht, sondern im burischen, wo „bok“ ein Sammelbegriff für Schafe, Ziegen und Antilopen ist. Es wäre also richtig, „Wasserbockkuh“ zu sagen (wofern wir das alberne Burenwort nicht aus unsrer Muttersprache ausmerzen wollen), nicht „Wasserricke“, während es bei Spring- und Rotbock*) heißen muß: Springricke, Rotricke; bei Kleinantilopen und Gazellen nämlich deckt sich das burische „bok“ zufällig mit dem deutschen Begriff.

Ich fürchte, meine Ausführungen werden bei der deutschen Jägerei auf Widerspruch stoßen; „Wild und Hund“ z. B. besteht in einem mir vorliegenden Briefe bei allem und jedem Schalenwild auf Rudel und Bock. Ich hoffe aber auf Zustimmung von Seiten der Afrikaner. Die hohe Jagd ist hier so etwas ganz anderes als daheim; mag sie daher auch ihre eigenen, im Busch entstandenen Zunftausdrücke führen, sofern nur der Jäger sein Wild weidgerecht nach deutscher Art zur Strecke bringt. — —

Welch unerschöpflicher Genuß ist es, an den Kaoko-Wasserstellen das Tierleben zu beobachten, und wo in aller Welt hat man wohl Gelegenheit, auf ähnliche Weise stundenlang das scheueste Wild in tatsächlich greifbarer Nähe um sich zu sehen?

An allen Wasserstellen und Brackplätzen haben die Eingeborenen Schießpontoks errichtet, d. h. Ansitzhütten in unmittelbarer Nähe des Wassers. Diese bienenkorbartigen, aus Baumstämmen und Astwerk roh gefügten, mit Schilf und Gras abgedeckten Hütten bieten bestenfalles Platz für zwei Menschen. In keiner fehlt die Feuerstelle, auf der mit Hartholz ein leise glimmendes Feuer unterhalten wird, dessen Dünste anscheinend jede menschliche Witterung verbergen. Mit Dornbüschen, Stöcken, an denen weiße Baumrinde flattert, gekrönt mit den Schädeln erlegten Wildes und allerhand sonstigen Schreckmitteln, wird das verschmachtende Getier gezwungen, gerade gegenüber der Schießscharte zu schöpfen, drei bis höchstens zehn Schritt vom Schützen entfernt. Vorsichtig zieht das Wild heran — das alte Schießeisen kracht oder der Giftpfeil schwirrt, und der Eingeborene hat seinen Braten.

Ich persönlich bin ein abgesagter Feind dieses Mordens am Wasser, das mancher Weiße den Schwarzen ablauscht und nachzuahmen sich

*) Vergl. Anmerkung 2 im Anhang.

nicht schämt; mich reizt nur die allerschwierigste, anstrengendste Pirsche mit ihren Aufregungen und Wechselfällen. Nur dem Elefanten habe auch ich hier und da mit der Büchse im Schießpontok aufgelauert und halte das für durchaus vereinbar mit meiner Jägerehre: Vergrößert doch der enge Pontok, in dem man bewegungslos festsitzt wie in einer Mausefalle, die Gefahren der Jagd auf den wehrhaften Riesen ganz außerordentlich. Man ist ja vollkommen machtlos, wenn er zum Angriff übergeht, zumal der Ausschlupf stets so klein ist, so eng, daß man nur liegend, ja, oft nur auf der Seite liegend aus- und einschliefen kann. Die Eingeborenen fürchten nämlich im Pontok — wohl zu Unrecht — Angriffe von Leoparden und machen deshalb den Eingang so klein, daß sie ihn mit einem nachgeschleiften Dornbusch bequem verschließen können. Zweimal haben, wenn ich in solchem Pontok saß, Elefanten den Dornbusch vom Eingang weggerissen und zertrampelt — Gelegenheiten, bei denen sich auch ein Besserer seines Herzklopfens nicht hätte zu schämen brauchen!

Nie im Leben werde ich die mehr denn 350 Nächte vergessen, die ich in solchen Schießhütten zugebracht, versunken in den Anblick des Wildes; was gibt es da alles zu sehen, welche Einblicke enthüllen sich da dem Auge des Tierfreundes!

Mehrfach habe ich volle 24 Stunden im Pontok gesessen. Lange vor Sonnenaufgang, im allerersten Tagesgrauen kommen die Nachtwachteln*); mit viel Geschrei und ängstlichem Flattern fallen sie dicht beim Wasser zu vielen Hunderten ein und laufen nach kurzem, bewegungslosem Verharren zur Tränke; ein ruheloses Kommen nnd Gehen, Gekribbel wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen. Polternd stieben sie plötzlich auf, verscheucht durch einen lüsternen Löffelhund oder Schakal, die eine Wachtel zum Frühstück auch zu schätzen wissen.

*) Coturnix Delegorguei.

Es wird heller. Mit lautem Flügelschlage fallen Perlhühner vom nahen Schlafbaume zur Erde und eilen an's Wasser — unverträgliche, händelsüchtige Krakehler, die ich zu den dümmsten unter den Vögeln rechne. Auch hier am Wasser streiten sie sich, bis ein junger Ducker herangesprungen kommt, schnell schöpft und dann im Spiele nach den Hühnern zu stoßen beginnt. Die nehmen ihn nicht für ernst, rennen in engen Kreisen vor ihm her, bis ein alter Hahn doch einen Stoß der kleinen Hörnchen zu fühlen bekommt und ein paar Federn durch die Luft fliegen. Krächzend flattert er auf, Böckchen springt hoch hinter ihm her — und wie der Wind enteilt plötzlich die ganze Gesellschaft,

einem Leoparden das Feld räumend, der unhörbar herangeschlichen ist und mit funkelnden Lichtern hinter den Flüchtlingen heräugt. Welche Gewandtheit in allen Bewegungen der prächtigen Katze! Aber schnell enteilt er nach hastigem Trunke und verschwindet zwischen den Felsblöcken am Hange: es ist ihm schon zu hell, und der weite Streifzug der letzten Nacht hat ihn ermüdet. Vereinzelte Schakale und ein paar verspätete Hyänenhunde lassen sich noch sehen, dann kommt die Sonne und gießt feuriges Gold über die friedliche Tränke.

Vielfach übrigens habe ich beobachtet, daß die kleineren Antilopenarten ihre Sicherheit den scharfäugigen Perlhühnern anvertrauen; ja, meinen besten Ducker, dessen 17½ cm langes Gehörn das bisherige Weltgipfelmaß um 2 cm übertrifft, verdanke ich einzig und allein dieser Freundschaft — Vergesellschaftung wäre zu viel gesagt — zwischen Hühnern und Kleinantilopen. Allmorgendlich kreuzte er im ersten Zwielicht blitzschnell ein lehmiges, grasbestandenes Flußbett, dessen Ufer mit undurchdringlichem Dorn bestanden waren; daß ich auf den Kapitalen nie zu Schuß kam, deutete ich schließlich als Herausforderung: Meine Jägerehre stand auf dem Spiele, sagte ich mir, und lauerte ihm nun mit der Geduld, deren nur der Weidmann fähig ist, fünf lange Wochen Tag für Tag, aber immer wieder erfolglos auf. Bis dann eines Morgens ein Volk Perlhühner auf seinen Wechsel lag: da fühlte er sich sicher, äste friedlich mitten zwischen den Hühnern, bis ich ihn mit beginnendem Büchsenlichte — — vorbeischoß! Die zweite Kugel aber faßte ihn in dem Bruchteile der Sekunde, da er in gewaltiger Flucht im Dorn verschwinden wollte. — –

Zwei Stunden später, und unzählige Scharen von Tauben und Ringwachteln nahen mit viel Geschrei, schließlich auch die großen blauen Felsentauben. Dann wird's ruhig am Wasser, nur kleine Vögel, Sperlinge und Stare, finden sich ein zum Trunke, zum Bade und zum Zank. Und zum

Frühmahl für Habichte und Falken, die blitzschnell aus den aufschwirrenden Schwärmen ihre Beute greifen und auf dem nächsten Aste verzehren.

Mir fallen die Augen zu, bis mich gegen Mittag der sausende Flügelschlag einfallender Raubvögel weckt, voran die häßlichen Geier. Jetzt klatscht gerade vor mir ein Steinadler herab, sieht sich scheu im Kreise um und watschelt zum Wasser. Den werde ich veralbern: Ein dutzendmal dreht er den Kopf im Kreise, blitzenden Auges, dann bückt er sich mit Gedankenschnelle, um sich ebenso schnell wieder aufzurichten und das Naß die trockne Kehle hinabrinnen zu lassen. Einen Schluck verstatte ich ihm; beim zweiten Bücken aber erreicht er das Wasser nicht: Ein lauter Pfiff meinerseits unterbricht seine Bewegung und läßt ihn von neuem sichern. Wieder neigt er sich, und wieder lasse ich den Pfiff ertönen; ungeduldig trippelt er hin und her, den Kopf unglaublich verdrehend, nähert sich wieder dem Wasser — aber zwischen Lipp' und Kelchesrand gellt wieder mein Pfiff, und das wiederholt sich, bis ihm die Sache unheimlich oder zu dumm wird, und er krächzend abstreicht.

Bald nehmen unsre schönsten Adler seinen Platz ein, Gaukler, die lange Zeit krächzend und mit bellendem Schrei über mir kreisten. Der weißköpfige Adler und sein brauner Vetter gesellen sich zu ihnen, um nach dem Trunke eine Stunde auf dem nächsten Baume zu rasten, während die Gaukler hoch oben in kühleren Luftschichten ihre eleganten Flugspiele wieder aufnehmen.

Wo wohl heute die Paviane bleiben? Gewiß ist ihr Erzfeind, der Leopard, hinter ihnen her, oder was mag sie sonst gestört und zu dem ärgerlichen Schreien veranlaßt haben, das mehrfach im Laufe des Vormittages zu mir drang? Die Kaoko-Eingeborenen schätzen Affenbraten ganz besonders und unterscheiden sich darin von allen sonstigen südwest-afrikanischen Stämmen*), die im Affen einen verkappten Menschen wittern. — In der ersten Jugend sind gefangene Paviane unterhaltende Gesellen, wachsen sich aber bald zu ungenießbaren Rüpeln aus, an deren Gesellschaft man wenig Freude hat. Später werden sie bösartig, müssen es auch werden bei der landläufigen Art, sie mit einer Kette an einen Baum zu fesseln. Der kurze Spielraum genügt einem körperlich und geistig so regen Wesen

*) Vergleiche Anmerkung 3 im Anhang.

nicht, es muß verkommen in Untätigkeit und Gram, zumal so viele Dummköpfe stets von neuem Gefallen daran finden, das wehrlose Tier zu necken und zu reizen. — Eigenartig ist der Haß, mit dem so viele männliche Affen in der Gefangenschaft schwarze Weiber anfeinden. —

Die Adler sind abgestrichen und gehen wieder ihrem schweren Handwerk der berufsmäßigen Jagd nach. Von ferne höre ich das Klappern harter Schalen auf dem steinigen Hange: unser edelstes Wild, der Kudu, zieht zur Tränke. Eine Herde jüngerer Kühe ist's, die sich langsam und vorsichtig dem Wasser nähert. Was mag wohl dies sonst so scheue Wild veranlassen, am hellen Tage, am Mittage zu tränken? Nur wo sie regelmäßig verfolgt werden, kommen auch sie nur nachts zum Wasser, obwohl sie gleich den übrigen Antilopen mehr Nacht- als Tagtiere sind. Eine gute halbe Stunde bleiben sie in meiner unmittelbaren Nähe, dann ziehen sie langsam davon, umspielt von niedlichen Kälbern aller Größen. Ihre Frühreife scheint echt afrikanisch zu sein: Ich kenne aus eigener Anschauung einen Fall, in dem ein Kalb gestreckt wurde, das gerade halbwüchsig war, sich beim Aufbrechen aber als hochbeschlagen erwies. Der Keimling war so vollständig entwickelt, daß der Schütze auch dessen Decke abstreifen und mitnehmen konnte.

Stetig abwechselnde Bilder lassen mir den Nachmittag viel zu kurz erscheinen, der am Wasser den Kleinsten gehört. Ein ununterbrochenes Kommen und Gehen von allerhand Steppenvögeln, von Nagern, blutdürstigen Ichneumons und Schakalen. Am fesselndsten ist das Spiel einer Familie von „Erdmännchen", den verkleinerten Abbildern unseres heimischen Eichhörnchens in Silbergrau.

Eine Varaneidechse kriecht vorüber, ohne das Wasser zu beachten, aber desto mehr Aufmerksamkeit den großen Roßkäfern widmend, — blankgepanzerten Rittern, die brummend herumsummen und reichlich die Stoffe finden, aus denen sie ihre Pillen drehen. Dicht vor mir rollt ein besonders stattlicher seine Fracht davon, voller Eile die Nachbarschaft hungeriger Artgenossen fliehend — umsonst, ein Heuschreckenhabicht entführt ihn in die Lüfte. Nicht lange währt es, und ein anderer ergreift Besitz von der nachgelassenen Pille; ein ganz Gewitzter ist's, der nicht erst lange herumkutschiert, sondern sich sofort daran macht, den köstlichen Fund und sich selbst in der Erde in Sicherheit zu bringen. Eine halbe Stunde arbeitet er, als gelte es, im Hungerlohne 8 unmündige Kinder und eine putzsüchtige Frau zu erhalten, dann verschwindet er in die spannenlang ausgetiefte Röhre. Mag draußen die Welt ihr Wesen treiben, er ist versorgt für zwei lange, lange Festtage.

Mit sinkender Sonne stellen sich wiederum Tauben und Wachteln in unzählbaren Scharen ein. In der Dämmerung nahen ein paar Warzenschweine; so niedlich die Frischlinge sind, so abschreckend häßlich sind die alten Bachen. Und gar der starke Keiler, der brummend hinterhertrottet, prahlend mit den blitzenden Gewehren! Auf die Bachen macht er wenig Eindruck, im Gegenteil, sie verjagen ihn quiekend; er mag wohl im Verdachte stehen, auf einen der Frischlinge Hunger zu verspüren, und Hand auf's Herz, alter Bursche, rein ist dein Gewissen nicht! Auch mir gegenüber nicht: Du wirst es wohl gewesen sein, der mir gestern die beiden Perlhühner gestohlen, die ich vorübergehend am Wasser hatte liegen lassen. Rede dich nicht damit heraus, deine Fährte sei der von Schafen so täuschend ähnlich; warte nur, wir rechnen schon noch miteinander ab! — — Ob der struppige Geselle wohl ahnt, daß grübelnder Gelehrtensinn seine Sippe für die Rechtshändigkeit der Menschen verantwortlich macht? Ein bekannter Tierkundiger behauptet nämlich in seinem vor wenigen Jahren erschienenen Werke:

„Zu dieser Schilderung (den angreifenden Keiler auf die Saufeder auflaufen zu lassen), möchte ich bemerken, daß der Jäger zum Abfangen des anrennenden Schwarzwildes notgedrungen die rechte Hand nehmen muß. Da alle Völker ursprünglich Jägervölker waren, so erklärt sich daraus die eigentümliche Erscheinung, daß die Menschen rechtshändig sind".

Man sollte das Wildschwein heilig sprechen! Denn hätte es unsere Linke nicht entarten lassen, dann müßten wir ja, pfui Teufel, doppelt soviel arbeiten wie heute mit nur einer Werkhand! —

— Noch einmal unterbricht der flatternde Flügelschlag schreiend einfallender Nachtwachteln die abendliche Ruhe, die letzten Zirpen und Grillen verstummen und endlich auch das albern-kraftlose Ruckſen der Tauben, das zwölf Stunden lang mein Ohr gemartert; das Schnalzen der Eidechsen ebbt ab — tiefe Stille um mich her. Höher schlägt mein Herz in Erwartung des nächtlichen Tierlebens; schnell blase ich ein neues Stück Hartholz an, lege das Zeißglas zurecht, diesen unersetzlichen Begleiter, und entsichere zur Vorsicht die Büchse.

Ein Plätschern im Wasser verrät die Anwesenheit einer großen Katze, die unhörbar herangeschlichen ist: Im ersten Strahle des Mondes erkenne

ich einen Karakal von der Größe eines geringen Leoparden. Trapp — trapp — trapp — erklingt das Klappern der Krallen von Hyänenhunden auf den Klippen; unhörbar verschwindet der Luchs im Gesträuch — von wütendem Durste gepeinigt stürzen die bunten Hunde in's Wasser. Das ist kein Schöpfen mehr, das ist ein wildes Beißen in das köstliche Naß! Dann werfen sie sich lechzend in den Sand, von stürmischer Hetzjagd erschöpft. Es sind widerliche Tiere, die an Häßlichkeit mit den Hyänen wetteifern, an Grimm und Wildheit dem Wolfe gleichen; in Meuten durchziehen sie ruhelos die Steppe und hetzen selbst den schnellen Kudu in planmäßig geteilten Trupps zu Tode. Mir persönlich sind sie zweimal recht unangenehm zu nahe getreten, zuletzt in der Grootfonteiner Ebene, die sich gleich einem Meere im Norden des Schutzgebietes breitet. Noch zwei Kugeln hatte ich im Rohr, kein Baum in erreichbarer Nähe, und schon wurden die Sprünge meiner alten Stute merklich kürzer. Schon hatte ich beschlossen, das brave Tier zu opfern und die letzte Kugel für mich selbst aufzuheben, falls die vierbeinigen Teufel das Pferd nicht annehmen sollten, als mit einer plötzlich einsetzenden Regenboe der Wind sich drehte und die Verfolger meine Fährte verloren. Das mögen wohl an die hundert Stück gewesen sein; mit den zwanzig hingegen, die es bei einer anderen Gelegenheit wohl weniger auf mich denn auf meinen treuen Hund abgesehen hatten, wurde ich schnell fertig, als ich hinter dem Kamme einer Düne absaß und die herankeuchenden Hunde mit Schnellfeuer empfing. Nach einer halben Stunde erschien ich wieder auf dem Plane und segnete den Bestien das Mahl, als sie sich an ihren niedergeschossenen Artgenossen gütlich taten.

An die Grootfonteiner Hetze muß ich denken, als die unangenehmen Zeitgenossen, sechs an der Zahl, so wehrlos vor mir liegen, und gar zu gern möchte ich die Büchse sprechen lassen. Hin und wieder erhebt sich einer, sich von neuem voll Wasser zu pumpen; eine mächtige Hyäne, die von der anderen Seite herantrottet, beachten sie garnicht — der Durst eint die Räuber, die Müdigkeit macht sie friedlich, und schließlich verscheucht sie mein Pfiff. —

Schakale, die bäuerlichen Vettern unseres Junkers Fuchs, schnüren heran und ziehen nach hastigem Trunke wieder ab. Ein Honigdachs kommt dahergeschnüffelt und eine schlanke Zorila. Sie ist weit eleganter als jener, aber ein ebensolcher Stinker; unverantwortlich von dem in die preußischen Farben gekleideten Tiere, meine geliebten Landesfarben in solchen Geruch zu bringen! Oder sollte es vorahnend....?

— Hier im Kaokofelde ist die Tränke eine Freistatt. Niemals in all den Jahren habe ich beobachtet, daß Raubtiere am Wasser gejagt

Regentümpel

Aufn.: Verfasser

Wasserstelle Otjondera

Aufn.: Verfasser

hätten; nur der Löwe schlägt an der Wasserstelle sein Lieblingswild, das Zebra — vorausgesetzt, daß sein Feind, der Elefant, nicht in der Gegend Standwild ist. Und die kleinen Buschklepper wie Schakale und Falken nehmen gelegentlich eine Taube aus dem Bade, alle andern aber entfernen sich friedlich nach friedlichem Trunke. Jegliches Tier scheint sich am Wasser sicher zu fühlen: Noch muß die Witterung der Hyänenhunde frisch und warm sein, und doch treten vier Oryxantilopen auf den Plan, nähern sich vorsichtig und schöpfen mit sichtlichem Behagen. So nahe steht eine hochbeschlagene Kuh vor meiner Schießscharte, daß ich die Bewegungen des Keimlings erkennen kann, der unter dem Drucke des vom Wasser anschwellenden Magens leise strampelt. Armes Tier, sei froh, daß ein weißer Tierfreund im Pontok sitzt, sonst hätte deine letzte Stunde geschlagen.

Ein leiser Luftzug muß wohl feindliche Witterung herangebracht haben, denn plötzlich werfen die Antilopen auf und treten unruhig hin und her; der übermütige junge Bulle senkt die Hörner zum Stoße, hat es dann aber weit eiliger, den Hang zu erklimmen, als die gesetzten Kühe.

Erst ein nahes Schnaufen treibt auch sie zu schnellerer Flucht an: Ein Nashorn kommt die Schlucht heraufgestampft, jeder Zoll die fleischgewordene Bosheit und Tücke. Mißmutig wittert es zu mir herüber, der ich längst mein Zielfernrohr auf sein winziges Gehirnchen gerichtet habe: — Eine feindliche Bewegung, verehrter Zeitgenosse, und ich jage dir ein gutes deutsches Langblei durch den Schädel, denn ich kenne dich und deine Sippe zur Genüge. Alle Achtung übrigens vor deiner Kampfesfreudigkeit und Angriffslust!

Ärgerlich schüttelt der Koloß den dicken Kopf, dann pumpt er sich hastig voll Wasser und suhlt sich wohl eine halbe Stunde im Morast. Längst habe ich die Büchse wieder aus der Hand gelegt, versunken in den Anblick des vorweltlichen Riesen, der so behäbig und zufrieden grunzt, urplötzlich aber dem Bade entspringt und polternd im Busch verschwindet. Hätte er sich so überraschend auf mein Versteck geworfen, dann wäre es um mich geschehen gewesen.

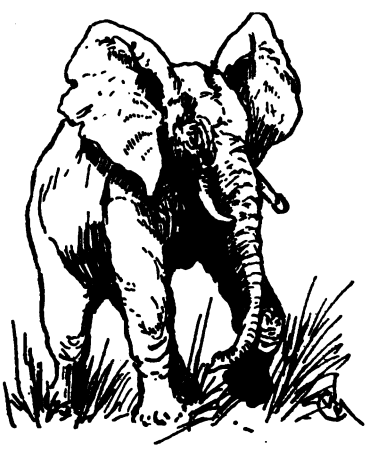
Nach dem preisgekrönten Raufbold der Hanswurst: Ein Erdferkel humpelt vorüber auf der Suche nach einem Termitenhaufen, ihn zu unterwühlen und sich dann zwei Tage lang die gebratenen Tauben in Gestalt von feisten Termiten auf die klebrige Zunge regnen zu lassen. Ich habe die Empfindung, daß es morgen früh an „akuter Bleivergiftung" eingehen wird, denn sein Rücken ist ein ebenso köstlicher wie schwer zu erlangender Leckerbissen.

Zebrahufe klappern auf dem Felshang drüben, bellend schreit der Leithengst in die Nacht und umkreist vorsichtig die Tränke. Näher zieht

die Herde, mehrfach verhoffend und vor eingebildeten Gefahren zurückprellend; ärgerlich stampft der Hengst mit dem Hufe, unter Wind dem Wasser sich nähernd. Einem durstigen Fohlen, das sich vordrängt, ruft er mit scharfem Biß den von Gehorsam und Unterordnung handelnden Kriegsartikel in's Gedächtnis zurück; noch einmal umkreist er die Tränke, dann wimmelt es vor meinen Augen und wogt hin und her mit sehnigen, grell gestreiften Leibern — ein herrlicher Anblick! Wie aus Erz gegossen steht der Hengst abseits, mit gespitztem Gehör hinauswitternd in die Nacht, und plötzlich braust die Herde davon, mit stählernem Hufe über die Felstrümmer fliehend. Auch mir pocht das Herz zum Zerspringen, auch ich hörte das Geräusch, das die bunten Pferde scheuchte: ein Stein polterte in's Tal, hinabgestoßen vom Fuße eines Elefanten.

Und schon steht ein riesiger Bulle neben mir, ein alter Bekannter ohne Zähne. Herrgott, klopf doch nicht so laut, du dummes Herz, sonst verrätst du mich dem Giganten! Rauschende Wasserbäche läßt er durstig hinabrinnen, immer wieder taucht sein Rüssel in die Flut; dann spritzt er sich Wasser über Genick und Rücken, also daß die Haut im Strahle des Mondes tiefschwarz erglänzt. Klatsch! fliegt ein „Arm" voll Morast, dann Sand und Staub auf die nassen Stellen; wohlig scheuert er die Sohlen auf der glatten Grasnarbe; deutlich sehe ich, wie er mit gewandtem Finger, die Rüsselspitze zur Spirale gekrümmt, Binsenbüschel, ja sogar einzelne Halme abreißt und in den Rachen schiebt. Einen Augenblick hält er lauschend inne — einzeln und in Herden nahen seine Artgenossen, stundenlang ein ununterbrochenes Kommen und Gehen, bis die letzten kurz vor Tagesgrauen langsam davonziehen. —

O ihr einsamen Wasserstellen im Kaokofelde, was für Stunden durfte ich in euren stillen Mondnächten erleben! Welchen Einblick offenbartet ihr mir in das Dasein der Könige des afrikanischen Busches, der Renner der Steppe und der kühnen Räuber aus den Felsenklüften!



Und hätte ich doch Worte, das Geschaute wiederzugeben! Wohl ist's von unbeschreiblichem Reiz, den Elefanten in freier Wildbahn anzugreifen und dabei die Schauer rasendster Nervenanspannung auszukosten, aber nichts, nichts kommt dem Eindruck gleich, den der aus unmittelbarster Nähe beobachtete Riese in's Herz des wehrlosen Beobachters prägt. Gleich wandelnden Bergen umgeben mich die Giganten stundenlang; stundenlang hängt mein Leben von unberechenbaren

Zufällen ab, und so oft ich gegen diese Gewißheit abstumpfe, so oft erinnert mich eine zufällige Bewegung der Gegner an den grausigen Ernst der Lage. — Mir ist's, als träumte ich — kann es denn wahr sein, daß eine Herde des königlichsten Wildes mich in buchstäblich handgreiflicher Nähe umspielt? Was habe ich hier zu suchen in dieser fremden Welt des Friedens, hier im Reiche der Tiere, ich Mensch mit meinen Raubtiergelüsten? Und wahrlich, ich schäme mich ehrlich, als ich mich dabei ertappe, die prächtigen Zähne des gewaltigen Bullen dort drüben mit den Augen des Jägers zu betrachten. Aber da meldet sich der Herrentrotz — alter Freund, gibst du dich nicht etwa nur deshalb so gefühlvoll, weil im aller-, allertiefsten Herzensgrunde doch das Grauen auf der Lauer liegt, dich mit eisiger Faust zu schütteln? Doch vor den Spielen der kleinen Kälber versinkt die Wirklichkeit — ich bin tatsächlich im Zauberlande, im Reiche des wehrhaften Riesen, und bin so klein, so winzig klein angesichts dieser gewaltigen Werke einer ewig unergründlichen Schöpfungskraft.

Hab' niemals meine Einsamkeit köstlicher empfunden, hab' nirgends höher über dem bösen Treiben der Welt gestanden als hier im Kreise meiner Tiere!

II.

In heimlicher Nacht habe ich so manches Geheimnis am Wasser erlauscht, doch weit mehr Rätsel haben sich vor mir aufgetürmt, die der Lösung noch harren.

Sicherlich ist das glimmende Feuer im Schießpontok nur von bedingtem Werte. Wie oft haben Zebraherden stundenlang gezögert, ehe sie ängstlich näher kamen, und wie oft sind sie nach langem Warten flüchtig geworden, ohne zu schöpfen. Ist's der Durst, der das Tier in den Bannkreis seines schlimmsten Feindes zwingt? Der wütende Durst, der vor meinen Augen einen Ducker Seite an Seite mit einem Hyänenhunde friedlich schöpfen ließ?

Zweifellos werden nach meinen Beobachtungen manche Wildarten, die sich sonst mit pflanzlicher Feuchtigkeit begnügen, zu ausgemachten Trinkern, wenn sie sich an Wasser gewöhnen. So kleben z. B. Oryxantilopen an der bequem gelegenen Wasserstelle und finden sich pünktlich und regelmäßig zum Schöpfen ein, mögen sie auch noch so böse Erfahrungen dabei sammeln, während die weitaus überwiegende Mehrzahl der Art ohne Wasser auskommt.

Ich möchte hierbei nachdrücklich betonen, daß alle meine Beobachtungen lediglich im wasserarmen Südwest gesammelt sind, und zwar auf einer durch Kultur, dichte Besiedlung, Weltmeer und Wüste abgeschlossenen Tierinsel, dem Kaokofelde. Es ist möglich, — für Elefant und Nashorn sogar wahrscheinlich — daß die Tierwelt dieses Gebietes sich gewisse Eigenarten angezüchtet hat, und daß daher meine Beobachtungen nur für mein Land Gültigkeit haben. So leicht fällt der deutsche Leser in den Irrtum, zu verallgemeinern; zu vergessen, wie riesengroß sich Afrika erstreckt, wie durchaus verschiedenartig seine Steppen und Gebirge sich breiten. Jedes Tier ist mehr oder weniger

das Kind seines eng- Geburtslandes; grundverschieden mögen daher die Lebensgewohnheiten der gleichen Gattung in tausende von Kilometern getrennten und von der Natur anders ausgestatteten Strichen sein. In Südwest ist Anpassung an Dürre und Trockenheit Trumpf; es liegt auf der Hand, daß unser Wild im Kampfe um's Dasein andere Eigenschaften ausbildet als seine Artgenossen im wasserreichen Kongobecken, an den Seen und den Sümpfen des Sudan. Nicht dringend genug kann ich hierauf hinweisen, damit sich dem tierkundigen Leser nicht Zweifel aufdrängen am Grundgedanken meiner Aufzeichnungen: an ihrer sachlichen Wahrheit und Treue. Ebenso bitte ich, das, was ich über Eingeborene bringen werde, nicht zu verallgemeinern. Ich spreche in den vorliegenden Blättern lediglich von südwestafrikanischen Stämmen, nicht von farbigen Völkerschaften schlechthin, zwischen denen so unüberbrückbare Unterschiede bestehen wie zwischen Germanen und Chinesen, Herero und Hottentotten. —

Zurück zur Wasserstelle. Vom Kudu sagt man, er brauche unbedingt Wasser. Ich glaube, daß ihm in vielen Gegenden pflanzliche Feuchtigkeit genügt, die ihm, der lediglich von Buschwerk lebt, auch während des ganzen Jahres zur Verfügung steht. In den trocknen Monaten verbeißt er gern den häßlichen Ongombati, der gerade dann den in den Wurzeln aufgespeicherten Saft in Stamm und Äste steigen läßt. Andrerseits gewöhnt sich der Kudu weit häufiger als die Oryxantilope an Wasserstellen, in deren Gebiete er Standwild wird; überhaupt wandert er weniger weit als die ruhelose Oryx.

Giraffen habe ich niemals am Wasser gespürt oder beobachtet, dagegen ist das Zebra im Kaokofelde mit Sicherheit vom Wasser abhängig. Es ist bei uns ein reines Bergtier, dessen Wechsel zu begehen vielfach geradezu Schwindelfreiheit voraussetzt. Einem angeschweißten Zebra zu folgen, ist ein zweifelhaftes Vergnügen; schnurgerade turnt es noch auf drei Läufen die steilsten Hänge hinauf und herab, unbekümmert um die vom Winde messerscharf ausgeschliffenen Felsgrate, die seinem stählernen Hufe nichts anhaben. In Südwest erfreut es sich als vom Jagdgesetz heiliggesprochener Weidevernichter nur geringer Beliebtheit, ist aber längst in den wirtschaftlich wertlosen Westen und in die Kaoko-Gebirge zurückgedrängt worden, von wo aus es besonders in dürren Jahren die Farmen brandschatzt.

Wie lange vermag es dem Durste zu trotzen? Ich sah eine Herde die ganze Nacht die von Elefanten besetzte Wasserstelle umlagern und im Morgengrauen ungetränkt von dannen traben; sah dieselbe Herde, kenntlich an Kopfzahl und einer Schulterverletzung des Hengstes, die nächste Nacht wiederum vergeblich auf das Freiwerden der Tränke warten, und das wiederholte sich ein drittes Mal, dann mußte ich leider meinen Beobachtungsposten aufgeben. Daß sie tagsüber Wasser angenommen hätten, ist unwahrscheinlich, denn in diesem Falle wären sie nachts weggeblieben. Frische Weide stand ihnen in jener Jahreszeit auch nicht zu Gebote, *) und doch ließ ihr Betragen nicht darauf schließen, daß der Durst sie übermäßig plage. Nach welchem Zeitraum tritt das wohl ein? — Daß das Zebra nach Wasserwurzeln grübe, habe ich nie beobachtet, wohl aber wühlt es geschickt in den sandigen Flußbetten nach Grundwasser und scharrt dabei Trichter bis zu einem halben Meter Tiefe aus.

Die Ausdünstung des Schießpontoks ist dem Zebra oftmals ein Warnungssignal. Und das bringt mich wieder auf die ungelöste Frage nach dem Geheimnis des Ansitzes am Wasser.

Zuerst: welchen Weg nimmt die Witterung überhaupt? Augenscheinlich steigt sie, denn jedes Tier wittert auf gewisse Entfernungen mit hoch erhobenem Windfang. Und der Elefant, von dessen Nase wir menschlichen Riechkrüppel uns wohl gar keine Vorstellung machen können, prüft jeden Luftzug mit hoch über den Kopf erhobenem Rüssel. **) Also muß die Witterung in den höheren Luftschichten stärker sein — weshalb? Mischt sie sich am Boden mit anderen Gerüchen? Und weshalb steigen die nicht mit?

Nun der Sonderfall des Schießpontoks. Das glimmende Feuer und die Eigenwärme des Jägers verdünnen die Luft, die bei Windstille die Witterung durch das lose gefügte Dach wie durch einen Kamin nach oben entführt. Gut, aber weshalb verrät mich auch bewegte Luft nur selten, die in Richtung auf das heranziehende Wild durch den Pontok streicht? Auf Grund dieser Erfahrung bauen die Eingeborenen die Ansitzhütten nie mit Rücksicht auf die vorherrschende Windrichtung, sondern stets dahin, wo das Gelände den Bau am meisten begünstigt. Sollte wirklich ein spannenlanges Stück Glut meine Witterung verbergen, und sollte das Wild wirklich den Begriff Feuer nicht mit seinem zweibeinigen Todfeinde in Verbindung zu bringen gelernt haben?

Wenn die Tiere hastig schöpften und schnell wieder flüchtig würden, könnte man glauben, daß sie unter dem Zwange wütenden Durstes den

*) Vergl. Anmerkung 4 im Anhang.
**) Vergl. Anmerkung 5 im Anhang.

Menschen unbeachtet ließen. Meist aber stehen sie nach dem Schöpfen noch eine Weile herum, ehe sie gemächlich abziehen.

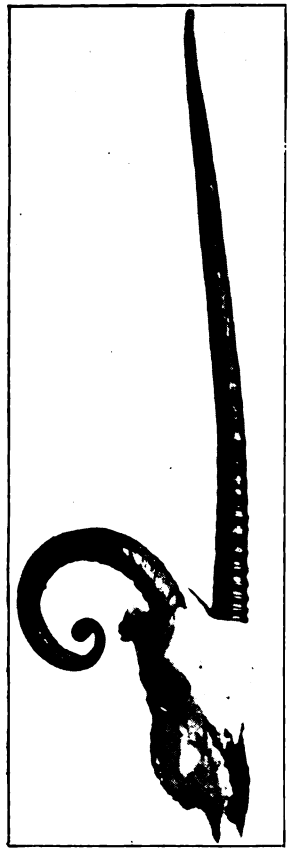
Ein gewisser Muff geht ja vom Schießpontok aus, gleicherweise aber auch von der ganzen Wasserstelle: Faulendes Holz, trocknes Laub, hier und da die Reste einer Mahlzeit, die ein heißhungriger Jäger gleich im Pontok zubereitet, ferner Berge von Losung — das alles verdichtet sich zu einer gewissen Witterung, die aber keinesfalls die Ausdünstung des Menschen zu verbergen stark genug ist, zumal der Eingeborene seine Bedürfnisse in afrikanischer Ungezwungenheit durch die Schießscharte befriedigt. Wer löst das Rätsel?

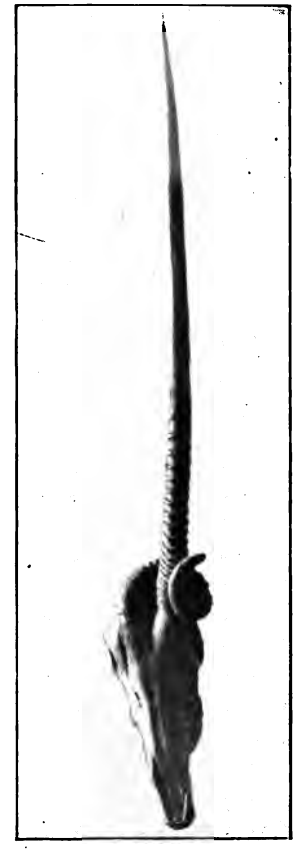
Den Elefanten betrügt man mit dem Feuer nicht so leicht. Oft erweckte das Betragen der Herden den Anschein, als ob sie ganz genau wüßten, der Pontok sei besetzt, und weiß Gott, das beschleunigt den Puls des Beobachters! Aber ich glaube, sie sind es gewohnt, vor besetzten Pontoks zu tränken, und wissen, daß der Eingeborene ihnen nicht gefährlich wird: Gegen die Riesen sind die Schießeisen der Schwarzen nicht zu gebrauchen, so gewaltig die alten Knarren auch donnern.

Manches Mal hat mir eine Herde richtig einen Posten vor den Pontok gestellt, eine Rolle, die stets eine alte Kuh übernahm. Die stand dann mit abgespreizten Lauschern mir gegenüber, stets aber ohne zu wittern — oder sollte das gerade der Beweis sein, daß sie mich eben doch nicht entdeckt und die betreffenden Posten immer nur zufällig vor dem Pontok aufgezogen waren?

Am Wasser habe ich sonst das Ausstellen einer Sicherung nie beobachtet, wohl aber bei ruhenden Herden im Busch: Vor und neben den sitzenden Tieren hielten zwei bis drei Wache, die fortwährend den Wind mit hoch erhobenem Rüssel prüften. — Nach dem Aberglauben der Zunft sagt der Anblick eines sitzenden Elefanten den baldigen Tod des Jägers voraus.

Oft auch haben Elefanten mich oder mein Feuer mit Sicherheit wahrgenommen und sind, ehe sie das Wasser erreicht, vorsichtig abgeschwenkt und flüchtig geworden — aber immer in vornehmer Ruhe und ohne Hast. Dann heißt es, schnell ausschließen und sich in Sicherheit bringen, denn mancher der Riesen ist nachtragend und rachsüchtig: Er geht scheinbar harmlos weg, aber der Ärger nagt ihm am Herzen, nach einem Stündchen ist der Griesgram wieder da und tobt sich am Gegenstande seines Zornes aus. So weckte mich um die





Oryxantilope

(Rechts und links) Abnorme Oryxgehörne aus dem Besitze des Verfassers

Aufn.: Verfasser

Mittagszeit das Schreien meiner Jungen: Ein schwerer Bulle stand dicht bei dem Dorn, in dessen spärlichem Schatten ich lag, machte aber kehrt und verschwand im Busch. Als wir dreiviertel Stunden später aufbrachen, kam der alte Recke schreiend und in schäumender Wut angebraust, brach ohne uns wahrzunehmen den Dorn um, unter dem ich geruht, warf mein Graslager in die Lüfte, zerwühlte den Boden mit Zähnen und Säulen nnd suchte schließlich die Umgebung nach uns ab — da galt es, genau hinzuhalten! — — Ähnliches erlebte ich auf der Streife im Kriege; auch da schwenkte der Elefant scheinbar friedlich ab vom Lagerplatz, kehrte kurz nach unserem Aufbruch zurück, zertrampelte die Schattenbäume und verfolgte uns 16 km weit; bedrohte uns im Rücken, schlug einen Bogen und erschien vor uns, verjagte einen Reiter, der sich hundert Schritte buschwärts verkrümelt, scheuchte zwei Stunden später meinen Wachtmeister aus dem Bade — ach, ich lag im Hinterhalte gegen Eingeborene und durfte mich durch Schießen nicht verraten.

Schleuniger Rückzug ist geboten, wenn die zur Tränke ziehende Herde wohl ausbiegt, aber in der Nähe des Wassers stehen bleibt. Das ist das Zeichen, daß die Dickhäuter Durst haben; geht der Gegenstand ihrer Scheu nicht alsbald freiwillig aus dem Wege, dann greifen sie schreiend an und müssen Sieger bleiben.

An einer Wasserstelle, an der ich keine Elefanten vermuten konnte, wollte ich Raubzeug beobachten. Ich lag in der glühenden Dezembernacht wie gewöhnlich nackt im Pontok auf einer Decke und dachte an nichts Böses, als sechs gerade ausgewachsene Elefantenbullen erschienen — schon faul, denn in den ersten Mannesjahren sind sie stets raufluftig, und der Pontok lag besonders ungünstig. Es dauerte auch nicht lange, und sie bekamen Witterung von mir; atemlos beobachte ich ihr bedrohliches Treiben — da höre ich neben mir Bewegung und erkenne eine gut $1^1/2$ m lange Kobra, die sich aus dem Astwerk löst und mit hochgestelltem Kopfe nach mir äugt. Alle Wetter, da fielen mir aber alle meine Sünden ein! Was tun? Vorsichtig taste ich nach meinem Hemd, es mir um den Arm zu wickeln, damit ein Beißen oder Spucken der Schlange aufzufangen, und stoße in der Dunkelheit an das Gewehr, das polternd umfällt. Aber siehe da, die Elefanten scheinen einen Schreck bekommen zu haben und brausen davon. Jetzt schiebe ich mich leise, ganz leise rückwärts, erreiche den Ausschlupf und werfe einen Stiefel nach der Schlange, die in das Astwerk zurück kriecht. Nun die Elefanten weg sind und ich draußen bin, fühle ich mich als Herrn der Lage, stochere mit einem Knüppel in den Pontokwänden herum, bis die Schlange herausfährt, und mache sie mit einem schnellen Hiebe wehrlos. Aber während ich noch dabei bin, sie völlig tot zu schlagen, kommen die Elefanten zurück

und schreiend auf mich los! Nackend und barfuß stürze ich mich in die Dornen — nur wer das Stechgras kennt, weiß, was ich leide — und lange endlich wie ein geschundener Raubritter am Wagen an. Büchse und Kleidung habe ich aber erst am andern Morgen aus dem Pontok geholt. —

Eingeborene sollen nach schauerlichen Berichten des öfteren im Pontok angenommen worden sein; zertrampelte Ansitzhütten habe ich häufig gefunden. Ein niederträchtiges Gefühl beschleicht einen jedesmal, wenn die Riesen in greifbarer Nähe vor einem stehen, und man genau weiß, daß ein einziger Tritt, ein Rüsselhieb genügen würde, mich auf recht dornenvollem Wege in Richtung auf die ewigen Jagdgründe in Marsch zu setzen. Angst? Nein, aber das lähmende Gefühl völliger Machtlosigkeit, denn der eine Schuß, den man besten Falles losbrennen könnte, wäre doch nur Patronenverschwendung.

Und doch lohnt der Ansitz am Wasser! Die Beobachtungen machen die Gefahren tausendmal wett, und mit der Gefahr zu spielen, reizt stets von neuem. Nur einmal hat mich das Grauen geschüttelt, mit eisiger Hand in mein Herz gegriffen, und das, nachdem die letzte Jagd längst abgeblasen war: Als ich nämlich las, wie in Ostafrika die Elefanten des Nachts Feuer regelmäßig annehmen; daß die dortigen Jäger bei Annäherung der Dickhäuter die Feuer löschen und weglaufen — und ich hatte mehrmals im Pontok ein helles Feuer aufflammen lassen, wenn die Haltung der Riesen mir verdächtig vorkam! Wie böse, wie grantiger Gemütsart unsere Elefanten sind, werde ich an anderer Stelle schildern; vielleicht verdanke ich mein Leben nur einer Reihe von Zufällen oder dem Umstande, daß die Tiere eben gewohnt sind, die Insassen der Pontoks für harmlos zu halten.

Oder sollten die Kaoko-Elefanten hierin anders geartet sein als die Ostafrikaner? Vielleicht handelt es sich in Südwest gar um die ziemlich sagenhaften Bergelefanten? — — —

Nirgends habe ich einen Anhalt dafür gefunden, daß unsere Elefanten hinüberwechselten nach Gegenden weiter im Innern, die gleichfalls Elefanten beherbergen. Man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß Äsung, Landesbeschaffenheit und vielleicht auch Inzucht im Kaokofelde eine besondere Elefantenart herangebildet haben. — Das gleiche gilt für das Nashorn, das ganz im Gegenteile zum Elefanten den sonstigen afrikanischen Arten an Größe nachsteht.

Im Gegensatz zu den Ostafrikanern vergesellschaften sich die Kaoko-Elefanten nicht mit Giraffen, können es auch nicht, denn die Giraffe scheut bergiges Gelände, während der Elefant die Ebenen lieber meidet und höchstens nachts aus seinen Schluchten austritt. Das Kaokofeld hat Raum für beide; zwischen den Gebirgszügen breiten sich oft riesige Ebenen, von denen Steppendorn Besitz ergriffen hat. Allenthalben sind sogenannte „Flächen" eingesprengt, d. h. Grassavannen in oft mächtiger Ausdehnung ohne nennenswerten Baum- und Strauchwuchs. Welcher Ursache diese Flächen ihre Entstehung verdanken, habe ich nicht ergründen können; die Zusammensetzung des Bodens wird kaum der Grund sein, denn gerade die Flächen bestehen, wie die Ebenen überhaupt, aus fruchtbarstem Schwemmland verschiedener Schwere. Sie schreien geradezu nach dem Dampfpfluge! Meilenweit könnten hier Weizenfelder wogen — es bedarf nur des Zauberstabes wirklich tüchtiger Landwirte, die arbeiten gelernt und ihre daheim erworbenen Kenntnisse für unser Land umzuändern verstehen, und

„Eine Herde goldner Kälber
„Sie ringen sich vom Boden los."

Dann würden im Kaokofelde Ernten reifen, die die Fehlschläge außergewöhnlich schlechter Regenjahre schnell vergessen lassen würden.

Südwest hat mehr Niederschläge als große Teile des englischen Südafrika, die trotzdem weit höher in Kultur und Blüte stehen als unser Schutzgebiet. Und das sollen wir Deutschen auf uns sitzen lassen, daß Engländer, daß selbst Buren besser wirtschaften als wir?!

Die gewaltigen Wassermengen, die oft in kürzester Zeit vom Himmel herabstürzen, verwandeln jedes Wagengleise, jeden Wildwechsel in einen rauschenden Gießbach; die trocknen Flußbetten nehmen den Segen auf und entführen ihn in reißenden Wogen, sodaß nach wenigen Stunden eigentlich nur das Rheuma noch daran erinnert, daß es geregnet hat. Ja, wenn der Himmel ein Einsehen hätte und das Wasser in Gestalt von Landregen sachte herniederrieseln ließe, also daß es Zeit hätte, in den Boden einzudringen, dann wäre alles gut und schön. So aber müssen wir den Boden vorbereiten, ihn fähig machen, die Platzregen restlos zu verschlucken. Und Staudämme müssen wir bauen — das Ideal wäre erreicht, wenn jedes Rinnsal, jeder Bachlauf, jedes Flußbett an allen nur irgend möglichen Stellen gestaut wäre, jedes Tal seine Sperre erhalten hätte. Dann würde der Grundwasserspiegel steigen, mancher Flußlauf dauernd Wasser führen. Aber wir kranken daran, die bequeme Viehzucht in den Vordergrund zu stellen, was mindestens für den Norden des Schutzgebietes verkehrt ist. Doch das nur nebenbei. — —

Bis zu 2000 m türmen sich die Kaoko-Gebirge, am höchsten im küstenfernen Norden, wo Massengebirge vorherrschen, während sonst niedrigere Ketten und Höhenzüge meist in Nord-Südrichtung durch das Land streichen. So manche Bergspitze habe ich erklettert; sah unter mir die Ebenen gleich Meeren sich breiten, begrenzt von wuchtigen, schroffen Bergmassen — ach, welche Schönheit hat da mein Auge getrunken, wie sprach die unberührte, spröde Einsamkeit zu meinem Herzen! Aber wie lange wird es noch dauern, und rauhe Bergleute werden der hehren Einsamkeit den jungfräulichen Schleier entreißen, meinem Wilde den letzten Zufluchtsort nehmen, denn mancher Schatz harrt dort oben der Schaufel. —

Der amtliche Begriff Kaokofeld umfaßt das Land zwischen dem Kunene und dem Ugab bei 200 km ost-westlicher Breite, im Ganzen also ein Gebiet von 100 000 qkm. Im Norden erstreckt es sich seiner Natur nach noch weit über den Kunene hinaus und wartet dort dem Jäger mit den gleichen Wildarten wie in Südwest auf. Dort wie hier fehlt der Büffel, der in den äußersten Nordosten des Schutzgebietes zurückgedrängt ist.

Einige wenige Flußpferde kommen im Unterlauf des Kunene vor, die die vielen Stromschnellen auf kilometerlangen Wechseln umgehen und dem Jäger, ein seltenes Glück im übrigen Afrika, hier und da als recht gewandte Kletterer auf steinigem Bergwechsel begegnen. Der schwere Bulle, auf den ich einst im ersten Morgenstrahle stieß, war recht gut zu Fuß und weit schneller, als man von so plumpem, kurzbeinigen Kolosse annehmen sollte. Die erste Kugel auf den Stich war zu hoch gegangen, schnaufend kam er herangestürzt, und wer weiß, welches Ende mein ungeschickt zur Seite springender Gewehrträger genommen, hätte mein nächster Schuß dem Leviathan nicht das Genick zerspellt.

Krokodile von beachtenswerter Länge sonnen sich faul auf den Sandbänken und flachen Inseln; in Rudeln bis zu 500 Stück strömen die schönen Palaantilopen morgens und abends zur Tränke, begleitet von Zebraherden. Tief ausgetretene Elefanten- und Nashornwechsel führen zum Fluß, und abends dröhnt die mächtige Stimme des Löwen über die silbernen Wellen, ein vielfaches Echo weckend in Schluchten und Tälern. Herden der riesigen Elenantilope bevölkern namentlich gegen Ende der Regenzeit das Grenzgebiet zwischen Kaokofeld und dem sandfeldartigen Steppenstreifen, der sich von der Etoscha-Pfanne bis fast an den Kunene zwischen Kaokofeld und Ovamboland einschiebt. Giraffe, Kudu und Oryxantilope sind überall im Kaokolande zu Hause, ebenso Zebra sowie Groß- und Kleintrappe. Den Fluß belebt unzähliges Wasser-

Kudubulle im Wundbett

Aufn.: Graf Saurma

wild vom Flamingo*) bis zur Zwergente. Aber es fehlen Büffel, Säbel-, Pferde- und Halbmondantilope — es sei denn, daß sie in der Regenzeit als Irrgäste von Osten zuwandern — sowie all das mittlere Schalenwild, das Ostafrika bevölkert. Gnu und Kuhantilope sind im östlichen Kaokolande nicht allzu häufig; Springbock, Ducker, Rot- und Blaubock trifft man überall, ebenso den sonst ziemlich seltenen Klippspringer, diese afrikanische Gemse. In den Bergen hausen zahlreiche Leoparden und mästen sich mühelos von den unzähligen Klippschliefern; Wildkatzen verschiedener Art, Luchs und Ichneumon finden stets gedeckten Tisch; Stachelschwein, Honigdachs, Igel und das Heer der kleinen Buschklepper trifft man allerorten, hier und da auch die schöne, von Roosevelt als „verderbenbringend" bezeichnete, in Wahrheit aber durchaus harmlose und brave Riesenschlange, die noch keinem Menschen etwas zu Leide getan hat. Die wenigen, die ich umgebracht, ließen sich abschlachten wie Lämmer; nur eine 7,19 m lange, die gerade zwei meiner Hühner verschlungen hatte, biß erschreckt nach mir, als ich ihr das dritte Huhn aus dem Rachen nehmen wollte, meinte es aber wohl nicht böse.

Die Eingeborenen haben, wie vor jeder Schlange, so auch vor der Python eine heillose Angst und tischen dem Frager die gruseligsten Geschichten auf. Burischen Ursprungs ist die Behauptung, die Lieblingsspeise der Riesenschlange seien Ochsendärme; sie töte den Ochsen durch Ersticken, lauere dann im sicheren Verstecke, bis die Schakale aus dem Ochsen die Därme herausgezogen, und verschlinge dann beide, Därme und Schakale. — Es gibt naturwissenschaftlich keine Behauptung, die so töricht wäre, daß Buren sie nicht glaubten und verbreiteten. — —

Eine ganz und gar nicht königliche Rolle spielt der Löwe im Kaokofelde. Zwischen ihm und dem Elefanten herrscht eine grimme Feindschaft, die so weit geht, daß aus dem Könige ein scheuer Landstreicher wird. Ängstlich meidet er die Wasserstellen, die regelmäßig von Elefanten angenommen werden, und ist nur an den Tränken Standwild, die aus mir unerfindlichen Gründen den Riesen nicht zusagen, wie z. B.

*) Ich habe am Kunene nur ein einziges Mal vier Flamingos gesehen; vielleicht handelte es sich um Irrgäste.

die berühmte Kóvarebschlucht. — Schwer ist's, ihm beizukommen! Ach, wieviel wackere Löwenjäger sind nicht schon nach Kóvareb gezogen mit Fallen und Schießgewehr, Dolch und Pistole, Gift und wer weiß, was für Mordwerkzeugen; die Haare haben mir tagelang zu Berge gestanden bei den Erzählungen: Wie ein riesiges „Löwenmännchen" es sich bequem gemacht auf den Decken des Jägers, der für einen kurzen Augenblick das Lager verlassen und nun Auge in Auge der blutdürstigen Bestie gegenüberstand, wehrlos, denn Büchse und Messer lagen in den Decken! Zum Glück wurde der Löwe plötzlich flüchtig, und der schnell hinterhergeworfene Tellschuß war leider ein Versager. Nach acht Tagen wurde dem Jägersmann der verdiente Lohn: Bei nächtlichem Ansitz hielt er mitten zwischen die feurigen Seher, die stechend nach dem Baume gerichtet waren, auf dem der Schütze saß, und mit kurzem, grausigen Brüllen brach der Löwe mausetot zusammen. Aber ganz tot war er trotzdem vielleicht doch noch nicht — der vorsichtige Jäger blieb lieber die ganze Nacht auf seinem dornigen Hochsitz und mußte es erleben, daß sein Gewehrträger am nächsten Morgen erklärte, der tote Löwe sei eigentlich nur eine halbwüchsige Hyäne. . . . Ja, ja, die hohe Jagd ist reich an Wechselfällen, und dem scheuen Löwen ist eben nur äußerst schwierig beizukommen. Wieviel Sohlen habe ich mir auf der Löwenfährte nicht schon durchgelaufen — gestreckt habe ich nur einen einzigen, der mir zufällig vor die Büchse kam. Ihn mit dem Eisen zu jagen, verspricht mehr Erfolg, doch halte ich das nicht für weidgerecht; dem Edelwilde gebührt eine ehrliche Kampfesweise, nicht die hinterlistige Falle. Ebenso tritt der hirschgerechte Jäger dem Elefanten allein gegenüber, überhaupt jedem wehrhaften Wilde; pfui über die Gesellschaftsschießereien, bei denen nicht von Seiten des Wildes Gefahr droht, sondern nur von Seiten unvorsichtiger Festgenossen, die in der Erregung das Gewehr leichtsinnig handhaben. —

— Irgendwo habe ich gelesen, der Löwe risse erwiesenermaßen nie aus bloßer Mordlust. Schweres Lehrgeld habe ich zahlen müssen, mich vom Gegenteil überzeugen zu lassen. So schlug mir ein wandernder Löwe zwei Ochsen, ohne sie anzuschneiden; auf seiner Fährte fand ich in Menge die schlagendsten Beweise, daß er zum Platzen vollgefressen war, als er sie erlegte. Am nächsten Abend fraß er im Schutze mondloser Finsternis nur den Magen des einen, ging dann zu dem 500 m entfernten Wasser und verschwand aus der Gegend. Schauerlich schrieen in jener Nacht ein paar Elefanten an der Wasserstelle; ich nehme an, daß sie ihn versagt haben. — Von dieser einwandfrei festgestellten Feindschaft zwischen Elefant und Löwen habe ich nirgends ein Wort gefunden; die mir bekannten Berichte aus Mittel- und Ostafrika schweigen

sich gänzlich darüber aus. Es wäre das ein Schulbeispiel dafür, wie die gleichen Tierarten in verschiedenen Landstrichen sich durchaus verschieden verhalten, und daß es falsch ist, Beobachtungen zu verallgemeinern.*)

Jene beiden Ochsen verlor ich nach schwerem, zweitägigen Durstmarsch. Sie lagen tot 80 m von meinen ruhenden Pferden und 50 m von den übrigen Ochsen entfernt, die, nach den Spuren zu urteilen, nichts von dem Überfall gemerkt hatten! Als ich am Mittag von einer erfolglosen Pirsche heimkehrte, ziemlich vergrämt, denn ich war auf einen schweren Elefantenbullen nicht zu Schuß gekommen ob meines Verhaltens, dessen sich jeder Sextaner aus der Schule für Minderbegabte hätte schämen müssen, trat mir Freund Omaruru entgegen, der Häuptling von Okozonguehé („Fallenplatz"):

„Du hast nichts geschossen, Herr? Macht nichts, Fleisch haben wir doch, schönes, fettes Fleisch — ein Löwe hat nämlich zwei deiner Ochsen geschossen."

Und dann leckte er sich die wulstigen Lippen in Erwartung stundenlangen Kauens, tat aber tief gekränkt, als ich nur den einen der Ochsen freigab und den andern als Lockspeise liegen ließ. Den Löwen habe ich, wie gesagt, nicht bekommen, doch sollen die Schakale von Okozonguehé in Erinnerung an jenen braven Ochsen meine baldige Rückkehr ins Kaokofeld dringend befürworten.

— Ein heikles Abenteuer hatte Freiherr v. W. zu bestehen, im Kriege mein Wachtmeister und unermüdlicher Begleiter auf schwierigen Streifen. Im Gefecht von Treckkoppje ist er gefallen — bei unseren geringen Verlusten mußte sich der Tod ja die Besten herausgreifen; Ehre seinem Andenken! — — Auf seiner Farm am Ugab hatte er ein paar Leoparden-Eisen gestellt, und als er sie morgens nachsah, waren zwei verschleppt, und zwar beide von Löwen. Er folgt den Fährten, und gerade als der nach dem Gewehr geschickte Bambuse fälschlicherweise nicht die Büchse, sondern die Flinte und vier Patronen anbringt, sieht sich W. einem Löwen unmittelbar gegenüber. Der Junge rückt aus, W. reißt beide Läufe durch, erlegt den Löwen mit Kopfschuß, lädt und sieht hinter dem nächsten Busch den zweiten Löwen sich drohend aufrichten. Ein Schuß in's Gesicht verletzt ihn nur unbedeutend — Mensch und Raubtier springen gegeneinander vor, und v. W. erlegt ihn aus unmittelbarer Nähe mit der letzten Patrone!

Mit solchen Männern ist gut reiten durch Busch und Steppe. Nun deckt ihn draußen vor Treckkoppje der glühende Wüstensand — möge er ihm leicht werden! — —

*) Vergl. Anmerkung 6 im Anhang.

— Löwen halten sich dauernd am Unterlaufe des oben erwähnten Ugab auf, der überhaupt eine eigenartige Insel in Bezug auf die Tierwelt bildet. Sie verweilen wohl den Zebraherden zuliebe in jener Gegend, zahlreichen Herden, die sich aus der Namib immer wieder neu ergänzen. Selbst einzelne Nashörner hausen am unteren Ugab, zumal in den Schilfdickichten nahe der Mündung, verlaufen sich aber auch einmal bis in die Nähe von Outjo.

Der Durchbruch des Ugab durch die Brandberge ist von gewaltiger, ergreifender Schönheit. In Urzeiten hat der jetzt natürlich trockne Fluß hier einen See gebildet, ehe er den Durchbruch nach dem Meere hin ausgewaschen; damals mag tropischer Urwald dort gerauscht haben, wo heute spärlicher Steppendorn sich breitet. Am Auslauf des ehemaligen Sees steigt der mächtige Steilhang der Brandberge fast senkrecht gen Himmel; ob es wohl ein Auge gibt, das blind an den im Morgenlichte purpurn erglühenden Granitschroffen vorbei zu sehen vermag, ein Herz, das diesen Anblick je vergessen kann?

Bis an die Küste bin ich dem Flußbett gefolgt, das sich westlich der Brandberge tief in die Felsen eingefressen hat. Man glaubt, durch hohe Berge zu reiten; erklimmt man aber die steilen Uferwände, dann steht man in der hier meist ebenen Namibwüste, deren flache Senkung zum Meere hin der Fluß sich mit nagendem Zahne verkürzt hat. Undurchdringliche Schilfdickichte bezeichnen die Stellen, da natürliche, unterirdische Granitschwellen das Bett schneiden und das Grundwasser vorbildlich stauen; hohe Flugsanddünen, vom steten Südwest hineingeweht, erschweren den Ritt außerordentlich. Wo aber Regenwasser den Sand festgeschwemmt, reitet man wie auf einer Tenne. —

Hei, wie es 1915 in den allerersten Februartagen regnete! Wohlgeborgen saß ich mit meiner kleinen Schar in Franzfontein und freute mich der Dauer-Wolkenbrüche, die sintflutartig vom Himmel stürzten. Man freut sich in Südwest über jeden Regen, ganz besonders aber, wenn man selbst im Trocknen sitzt. Und gar die schönen Gewitter, die den Fernsprecher unbrauchbar machten, der mich mit der höheren Welt der Vorgesetzten verband. Gestern Abend war ich angerufen worden:

„Klack klack pffft rrrrt klackklack klack, klackklackklack."

„„Reden Herr Hauptmann mit feurigen Zungen oder gar in Morsezeichen?"" fragte ich in tadelloser Haltung.

„Klack zscht pffft rrrt kä? Käkä?"

Alle Wetter ja, darauf soll man antworten! Und sicher, doch nicht verstanden zu werden, rief ich den ersten Kriegsartikel in den Trichter,

hing ab und entbrannte eine neue Liebesgabenzigarre, Marke Stinkadoris Grootfontanis Major. —

Da saßen wir also in Franzfontein, ließen die Pferde sich erholen von der großen Kuneneestreife, lebten herrlich und in Freuden und waren, wie man im Frieden bei ähnlichen Gelegenheiten gesagt hätte, „mal wieder gern Soldat“. Die wenigen Viertelstunden, die es nicht ganz so unsinnig goß, fanden uns im Truppengarten, treu besorgt um die unter der Last ihrer Früchte seufzenden Reben, Feigen- und Apfelsinenbäume. Und wieder rief der Fernsprecher — wieder Morseklacks? Ach nein, sofort auf Streife, und vorläufig keine Aussicht, auf den Feind zu stoßen.

Ei verflucht!

Aber der Mensch kann viel, wenn er will, und noch mehr, wenn er muß. Also hinein in den Regen; 120 km sind's bis an den Agab, den es so schnell wie möglich zu erreichen gilt; von da ab noch 90 bis zum Posten Okombahe, wo neue Befehle lagern. Wir glitschen und rutschen dahin auf den grundlosen Wegen; gurgelnd erstirbt von Zeit zu Zeit der Fluch eines in den unglaublichen Schmadder stürzenden Reiters — nun wenn schon! Der Regen wäscht ihn ja im Handumdrehen wieder sauber. Gar nicht an die Verpflegung denken, die sich längst in ihre Primfaktoren aufgelöst; gar nicht erst versuchen, die Pfeife in Brand zu stecken — lieber die angenehmen Seiten der Lage in's Auge klemmen: Durst werden weder die Pferde noch wir zu leiden haben; Sonnenstiche sind auch nicht zu befürchten, — mein Liebchen, was willst du noch mehr? Nach der zweiten Rast muß ich eine Seitenerkundung abschicken, die Franzfontein in zwei Tagen wieder erreichen wird. Plagt die Brüder doch der Teufel, die Flasche Petroleum mitzunehmen — fahr wohl, nun wird es uns nicht mehr gelingen, Feuer anzuzünden. Wozu auch? Den Reis quellt uns ja der Regen auf den Packsätteln ganz von alleine, das Mehl hat sich in Sauerteig verwandelt, der Kaffee ist von ausgelaugtem Tabak durchtränkt — was brauchen wir da noch Feuer, wenn wir nur sonst gesund sind? Und weiter geht es durch den Regen, langsam wird auch der Humor ausgelaugt, und aus tiefstem Herzensgrunde bete ich: „Herr, laß' es aufhören mit Regnen, anfangen tut's dann schon wieder von alleine.“

Und es wird Abend und es regnet, und es wird Nacht und es gießt. Wir haben in der Dunkelheit die Richtung verloren, keiner kennt die Gegend, nicht einmal die Karte weiß Bescheid, die hier an der Namibgrenze überhaupt ihren Beruf verfehlt hat. Neben einer Felskuppe, die Schutz gegen den kalten Ostwind gewährt, lasse ich absitzen; die armen Pferde müssen festgehalten werden, denn in den Klippen wächst

doch kein Gras, und ließen wir sie laufen, würden wir sie bei den verregneten Spuren wahrscheinlich heute noch suchen.

Die Reiter kauern vor ihren Tieren. Ich finde einen überhängenden Felsen und nistе mich auf dem trockenen Plätzchen ein; daß ich mich dabei zur Form eines Y zusammen oder vielmehr auseinander krümmen muß, hat bei solchem Wetter gar nichts zu sagen.

Mit dem ersten Frühlicht geht es weiter nach Süden, und endlich erreichen wir durch ein zerklüftetes Felsentor den Ugab. Der braust und schäumt in wilden Strudeln, entwurzelte Bäume durchschneiden den tosenden Gischt, eine aufgedunsene, ertrunkene Kuh segelt vorüber. Keine Möglichkeit, über das Flußbett hinüber zu kommen, aus dem an vielleicht 360 Tagen im Jahr der Wind hohe Sandhosen emporwirbelt, den Staub kilometerweit dahinjagt!

Nach sechs Tagen, die ich gewaltsam aus meiner Erinnerung getilgt, gelingt endlich das Durchfurten; auf einem Teppich grünen Grases traben wir dem Omarurulaufe zu, der nochmals ein schwieriges Hindernis bildet. Mitten im Fluß nehme ich zwischen den Hinterbeinen meines stürzenden Pferdes einen längeren Aufenthalt unter Wasser und teile auf ein Haar das Schicksal eines Pack-Maultieres, das vor unseren Augen kläglich ertrinkt. Fünf Tage später kreuze ich den Fluß auf dem Ritte nach Cap Croß 60 km vor der Mündung und kann gerade noch aus den letzten sumpfigen Lachen tränken, die vereinzelt stehen geblieben sind und vergebens den glühenden Strahlen der Sonne zu trotzen suchen.

Das ist die Regenzeit in Südwest, und wenn derartige Dauerregen auch die seltene Ausnahme bilden, so genügen doch die Wassermengen, die in kürzester Zeit fallen können, — der schwerste von mir im Kaokofelde gemessene Regen brachte in 58 Minuten 77,8 mm! — ähnliche Wirkungen auszulösen. Wo heute der hart gebrannte Boden unter dem Hufe meines Pferdes metallisch erklingt, da kann in acht Tagen der Ochsenwagen bis an die Achsen im zähen Morast versacken; wo heute Wogen plätschern, da reite ich in drei Wochen durch undurchdringlichen Staub — verschwunden ist der Wasserschatz, den Staudämme und Sperren so leicht hätten festhalten können. — —

In guten Regenjahren wandern viele Enten und Gänse vom Kunene hinunter bis ins Mittelland von Südwest; schreiten in sehr guten Jahren sogar zur Brut und bleiben bis tief in die kalte Zeit hinein an den letzten Regenwassertümpeln. Niemals aber habe ich in diesen Fische gefunden, selbst nicht in den großen, dauernd offenen Wasserstellen in der Nähe des Flusses. Es scheint also das Übertragen von Fischlaich durch Vögel doch nur eine untergeordnete Rolle zu spielen, wenigstens hier zu Lande.

Auch Teichhühner ziehen in der Regenzeit weit umher. Ich habe auf Regenteichen des öfteren Paare beobachtet, die mit Sicherheit mindestens 250 km weit von Tümpel zu Tümpel aus dauernd offenen größeren Wasserstellen zugewandert sein mußten. In Staubecken werden sie bald heimisch und fesseln jeden Beobachter, besonders in ihren kleinen und kleinsten Formen.

Seltener wandern unsere Rohrdommeln, noch seltener Schlangenhalsvögel. Desto mehr lieben die kleinen Schnepfen- und Strandläuferarten die Abwechslungen einer Regenzeitreise.

Dem Tierfreunde bringt die Regenzeit manche willkommene Überraschung. Jetzt verraten die heimlichsten Nachttiere mit tief in den weichen Boden gedrückter Fährte ihr verborgenes Dasein und schreiben deutlich lesbare Kunde von Kampf und Brautfahrt in den Sand. Hochauf brandet das Leben der Kleinen und Kleinsten für ein paar Monate. Heute lockt ein Regen unzählbare Termiten zu abenteuerlichem Fluge aus der väterlichen Burg; morgen verlassen Millionen kleiner Käfer den Schooß der Erde, im Sonnenlicht nach langer Kerkerhaft zu baden, dem kommenden Geschlechte sonnige Erinnerungen in die dunkle Wiege mitzugeben. Schwärme von Nachtfaltern treten plötzlich auf; noch bedecken ihre im Liebesrausche vom Tode gezeichneten Leiber die Wasser gleich blitzendem Edelgestein, da erscheinen auch schon die Raupen, diese unschönen Nachfahren der Sonnenkinder, und heiß tobt der Kampf zwischen gierigem Fraß und sprossendem Pflanzenwuchs. Mit bunten Blumen schmückt sich die Steppe, mit bunten Federn die Sängerwelt; rastlos wird am Nestbau gearbeitet, gesungen und um die Liebste gerauft.

Nur wenn der Regen hernieder rauscht und der Donner grollt, verbirgt sich das Leben, um desto höher zu branden, wenn der letzte Blitz gleich feurigem Kuß vom Himmel hernieder gezuckt. Alles Gewürm, das sich unter schützendem Steine, in Ritzen und Spalten barg, kommt hervorgekrochen, zu jagen und gejagt zu werden; all die schlafende Lebenskraft der ausgedörrten Steppe erwacht wie auf Zauberwort, aufschäumt das Leben, zeugend, vernichtend, Leben säend für die nächste Regenzeit.

In den Regenmonaten zu reisen hat seine recht erheblichen Schattenseiten, denn gar oft bleibt der schwere Wagen im Modder stecken. Und während Herr und Knecht keuchend die Fracht abladen, knietief im Schlamme watend und förmlich in Schmutz gepanzert, endlich die Räder hochwinden und aus Knüppeln und Steinen eine feste Unterlage schaffen, verkrümeln sich die Ochsen im fetten Grase; der nächste Schauer verwischt die Spuren — weg sind sie. Dann hockt man tagelang

vor dem schwelenden Feuer und saugt an seiner Pfeife; der morgens erlegte Bock ist abends für den Gaumen des Weißen schon nicht mehr genießbar, während der in die Pfanne geschlagene Rücken auch nicht sonderlich mundet, denn neckische Regengüsse lassen kein vernünftiges Feuer aufkommen. Stiefel und Gamaschen schimmeln am Leibe; die schwüle, feuchte Luft ist dick und heiß genug, daß man Kürbisse hineinpflanzen könnte, und statt Abkühlung bringt der bald wieder einsetzende Regen empfindliche Kälte. Mücken, Fliegen und Buschläuse feiern auf des Menschen Kosten Orgien im guten Glauben, die Zeiten der dritten und vierten ägyptischen Plage seien wiedergekommen. Und wenn dann auch gar bald die angeblich wasserdichte Zeltplane durchweicht ist, wenn die Decken sich gleich Schwämmen voll Wasser gesogen, dann wird man allmählich milde und segnet schließlich den Fieberanfall, der den Übergang zur großen Wurstigkeit — freilich etwas grob und rüde, aber immerhin doch beschleunigt.

Endlich, endlich bringen die ausgesandten Jungen die Ochsen wieder, der Wagen schwankt ächzend auf's Trockne, wird neu beladen, und ehe man im Geiste noch kurz überschlagen, was wohl alles an Handwerkszeug und Gebrauchsgegenständen im Morast auf ewig verloren gegangen, sitzt die Fuhre wiederum fest. Diesmal ist's nur auf eine kurze Strecke lehmig, die Vorochsen stehen schon wieder auf festem Grunde, also möge die Peitsche den ausgeruhten Tieren etwas zureden, — klack! ist die

Zugkette gerissen. Die Enden werden zusammengeschäkelt, dann erneutes Antreiben — und ein Joch splittert wie ein Streichholz. Die beiden Ochsen stürmen davon; drängen sich, wieder herangetrieben, zwischen andere Paare, deren vom Regen aufgeweichte und angefaulte Halsriemen zerreißen, Jochscheite brechen, ein Ochse kommt über die Kette und führt schlagend und stoßend und brüllend einen ungeschlachten Kriegstanz auf, das ganze Gespann knäuelt sich unentwirrbar zusammen, die Eingeborenen verlieren den Kopf und stellen sich noch blödsinniger an als gewöhnlich — Vorhang!

Nach einer guten Stunde hat man sich ausgeflucht und alles ist wieder im Lot. Da drehen, von scharfem Hiebe getroffen, die Vorochsen aus der Richtung, der Tauleiter landet aufheulend in ungastlichem Dorngestrüpp, das ganze Gespann schwankt kurz zur Seite — zum Glück ist nicht ein Rad, sondern nur die Stange gebrochen. Und wer von meinen Lesern nicht selbst im strömenden afrikanischen Regen gestanden und aus eisenhartem Holze eine neue Deichsel gefertigt hat, wer sich nicht selbst die Seele aus dem Halse geleiert im redlichen Bemühen, den zähen Mopanestamm für die Bolzen zu durchbohren, der ahnt gar nicht, welch' abgrundtiefe Lebensweisheit in dem altindischen Denkerworte steckt, so da verdeutschet also lautet:

„Wer Arbeit kennt
Und dann nicht rennt
Und sich 'von drückt:
Der ist verrückt!"

Und doch, auch solche Tage unwürdiger Schinderei und unwürdigen Schmutzes haben ihren Reiz, werden überwunden mit stolzem, zähen Herrenwillen, dem selbst die Sonne sich beugen muß: Mag sie sich hinter noch so schwarzen Wolken verbergen, ich zwinge sie doch, mir in's Herz zu scheinen! —

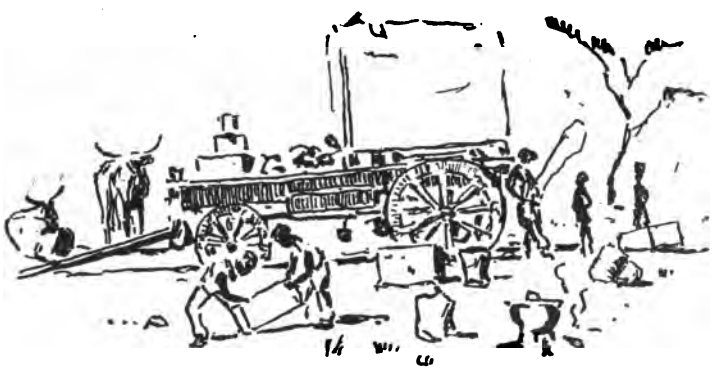
Das Bewußtsein, daß den Tieren nichts mangelt, tröstet in guten Regenjahren über alle kleinen und großen Reiseleiden hinweg. Schlimm aber ist's, wenn der Regen ausbleibt, wenn auf Meilen und Meilen sich kein Grashalm findet, viele Wasserstellen vertrocknet sind, und man die ausgemergelten Ochsen rastlos durch die unsinnige Glut hetzen muß, — ach, sie wissen ja nicht, daß man sie zu ihrem eigenen Besten zwingt, die letzten Kräfte herzugeben, und auch dem armen Pferde kann man nicht sagen, wie sehr der Sporenstich den Reiter selber schmerzt.

Herrlich aber das Wandern in der kalten Zeit nach gutem Regensommer. Der stete Weidewechsel hält die Tiere auch bei schwerer Arbeit in bester Form, auch auf dem längsten Marsche strahlt von den Ochsen ein Widerschein satter, behäbiger Ruhe, und leichten Herzens mutet man ihnen auf Durststrecken erhebliche Anstrengungen zu. Welch

köſtlicher Frieden lagert dann über der weiten Steppe, zumal des Nachts, — wohlig dehne ich mich in den warmen Decken, über mir die flimmernden Sterne, die uferloſe Unendlichkeit, und oft ſcheuche ich den Schlaf, nur um den Frieden im Gemüte auszukoſten. Endlich aber fallen mir die Augen doch zu, im Einſchlafen ſehe ich noch, wie die wohlerzogenen Ochſen von der Weide zum Wagen kehren und ſich tief aufatmend in das weiche Gras betten; ſchon halb im Traume höre ich, wie ein neugieriger Schakal ſeinen Genoſſen die Nachricht zuheult, daß man morgen den Lagerplatz nach allerhand Eßbarem abſuchen müſſe. Schreie nur, du Strauchdieb, aber folge mir nicht nach Norden in's Reich des Leoparden und Löwen — hier biſt du Duodezfürſt, dort aber wärſt du der letzte Paria.

Und im Zeichen tiefſten Friedens ſteht am nächſten Tage der Aufbruch, der Marſch — warum denn haſten? Jetzt iſt's ja kühl genug, daß man ſelbſt über Mittag marſchieren kann, jetzt ſpielt es ja gar keine Rolle, ob wir das Waſſer einen halben, einen ganzen Tag früher oder ſpäter erreichen. Nein, nur jetzt nicht drängeln — nächſte Woche wird's ſchon ungemütlicher, wenn die Raubtiergefahr und — hurra! — der Dienſt auf der Elefantenfährte wieder beginnt. —

Wer aber wirklich unabhängig reiſen will, der laſſe den Ochſenwagen und namentlich jeden Einhufer hinter ſich und ziehe mit Trägern durch's Land — und pfeife auf die Sorge um Tiere, Wege, Weide und Wetter. Waſſer? nun, ſechs Liter reichen ſehr bequem für drei, zur Not auch für fünf Tage, und ſchließlich führen auch im Kaokofelde alle Wechſel nach Rom, d. h. an's Waſſer. Freilich, die Verpflegung iſt ſchlechter als am Ochſenwagen, das Leben anſtrengender und entbehrungsreicher, aber was beſagt das gegen den Vorteil völliger Unabhängigkeit?



III.

Vielen, ungezählten Elefantenfährten bin ich im Kaokolande gefolgt, unzählige Fährten habe ich am Waſſer unterſucht, wie oft habe ich das Treiben der Herden belauſcht — nie aber habe ich Loſung von Kälbern gefunden, die das Endergebnis reiner Milchnahrung geweſen wäre; die Loſung der kleinſten, noch nicht meterhohen Tiere beſtand wie die der alten aus Reſten ſchlecht zerkauter Pflanzennahrung. Wie ſoll man ſich das erklären? Vielleicht bleiben reine Saugkälber gleich denen unſerer Großantilopen im Buſch, in unzugänglichen Schluchten verſteckt, bis ſie der Mutter zu folgen und an Strauchwerk zu knabbern ſtark genug geworden ſind.

Dafür ſpräche der Umſtand, daß ich häufig einzelne Kühe beobachten konnte, die haſtig an's Waſſer kamen, ohne den ſonſt ſo beliebten längeren Aufenthalt eiligſt tränkten und in der Richtung, aus der ſie ſich genähert, wieder davonſtürmten, ganz augenſcheinlich von ſcharf umgrenztem Wollen, von zielbewußter Abſicht beherrſcht, nicht etwa von Furcht vor dem Beobachter im Pontok.

Oft auch habe ich einzelne Kühe mit ihren ganz kleinen Kälbern durch den Buſch ſtreifen ſehen — Tiere, vor denen man ſich beſonders in acht nehmen muß, denn je jünger das Kalb, deſto bösartiger die Mutter — aber auch die Loſung dieſer Kleinſten beſtand ſchon zur Hälfte aus Pflanzenreſten.

Elefantenloſung gleicht übrigens in ihrer Zuſammenſetzung — wenigſtens für das Auge — völlig dem deutſchen Torfe, ähnelt in nichts einem tieriſchen Auswurfe und hat ganz und gar nichts Ekelerregendes an ſich, wird auch von Pillendrehern nicht angenommen. Die Nahrung iſt ſo wenig verdaut, daß die mit ausgeſchiedenen Holzreſte, oft ſpannenlang und auch daumenſtark, den Termiten noch zur Nahrung dienen, die den ge[illegible]en Segen erſt mit einem Erdmantel umhüllen, ehe ſie ſich zu Tiſche ſetzen.

Der Elefant widmet der vorgefundenen Losung von Artgenossen nur wenig Aufmerksamkeit und läßt die Haufen unvergrößert. Die auffallende Häufung an der Wasserstelle ist rein zufällig: Die Wassermengen, die der Riese sich einpumpt, dehnen den Magen aus und drücken Platz erheischend auf den Darm; jedes Tier löst sich aus diesem Grunde an der Tränke.

— „Wie manches andere Wild, ... so setzt das Nashorn gern seine Losung auf einen Haufen ab, und man findet Losungshügel bis zu 1 m Höhe" sagt Wißmann, einer der trefflichsten Beobachter des ostafrikanischen Wildes. Anders unser Nashorn; im Gegensatz zum Elefanten zerkrümelt es regelmäßig seine Losung, die der des Elefanten gleicht, aber weit weniger umfangreich ist, indem es nach Hundeart mit den Hinterfäulen scharrt und kratzt, tiefe Mulden aushöhlend und die Losung weithin verstreuend. Nur wenn es große Eile hat, die Wasserstelle zu erreichen, spart es sich in seltenen Fällen diese Arbeit. Will es durch dies Verstreuen der Losung deren Witterung augen- oder vielmehr nasenfälliger machen oder aber verbergen (schnelleres Austrocknen)? Das letzte erscheint mir als das wahrscheinlichere, denn niemals habe ich beobachtet, daß andere Nashörner an solcher zerkratzten Losung ihrerseits eine Besuchskarte niedergelegt hätten, wie es die Tiere zu tun pflegen, die durch die Losung einander Botschaft zukommen lassen.

Elen, Kudu, Oryx und Kuhantilope, ebenso unsere Kleinantilopen und Gazellen geben hier und da einmal ihre Karte ab, wo sie die von Artgenossen finden; meist wählen sie dazu Stellen ohne Graswuchs, z. B. den abgewaschenen Fuß von Termitenhügeln, doch handelt es sich dabei stets nur um Posthilfsstellen letzter Ordnung. Ich glaube, lediglich einzelgehende Bullen und Böcke haben Sinn für diese Art des Postdienstes. Anders die Blauböckchen; diese mitteilsamen Zwerge häufen ihre Losung zu Bergen von 1/2 m Höhe und 1 m Durchmesser, aber wie mich dünkt, nur zu gewissen Zeiten: Wenigstens habe ich in den untersuchten Hügeln scharf abgesetzte Jahresringe gefunden und beobachtet, wie gegen Ende der Trockenzeit verwitterte Haufen neu besucht wurden. Leider erlaubten mir andere Aufgaben nie, den eleganten Zwergen nähere Aufmerksamkeit zu widmen; es sind heimliche Gesellen, besonders gut schutzgefärbt und außerordentlich scheu.

Giraffen beachten die Losung ihrer Sippe nach meinen, in diesem Falle nur wenig zahlreichen Beobachtungen überhaupt nicht. Das ist erklärlich, wenn man bedenkt, wie sauer ihnen das Bücken fällt, und daß sie mehr Augentiere zu sein scheinen als die sonstigen Pflanzenfresser. —

Kuhantilope

Aufn.: Lange

Zurück zum Nashorn. Es tritt im Kaokoselde noch weit mehr strichweise auf als der Elefant, mit dem es vielfach in derselben Gegend haust. Wenn ich nur ergründen könnte, nach welchen Gesichtspunkten die Dickhäuter ihren Standplatz wählen; für mein Auge ist es immer von neuem unerfindlich gewesen, weshalb ihnen eine Örtlichkeit zusagt, die andere, völlig gleich geartete aber nicht.

Die Waffen unseres Nashorns erreichen bei weitem nicht die Größe ihrer ostafrikanischen Verwandten. Das Vorderhorn meines besten Bullen hat 58 cm Höhe, gemessen längs des vorderen Kegelmantels, bei 46 cm unterem Umfange; meine beste und zugleich einzige, aber auffallend starke Kuh mißt 73 und 41 1/2 cm.

Die Vorderhörner aller von mir beobachteten Tiere waren ausgesprochen kegelförmig; die lang und dünn ausgezogenen Spitzen, wie man sie aus Ostafrika abgebildet findet, habe ich niemals gesehen.

Die Hornmasse ist eisenhart. Es bedarf der ganzen stumpfsinnigen Geduld eines Eingeborenen, daraus allerlei Gebrauchsgegenstände zu schnitzen; besonders beliebt sind Schnupftabakdosen aus Nashorn, oder besser: Schnupftabakröhren. Die Eingeborenen des Kaokoseldes ziehen das Schnupfen dem Rauchen vor; jeder trägt am Gürtel eine mit zu Pulver zerstampftem Tabak gefüllte Röhre von Horn, aus der sie sich unter Ausschaltung der Finger mit einem kleinen, meist aus Oryxhorn geschnitzten Löffel bedienen.

Das Breitmaul-Nashorn habe ich mit Sicherheit nur ein einziges Mal, und zwar im nordöstlichen Kaokoselde angetroffen, sein verwittertes Horn im Unterlaufe des Ugab gefunden, vom Regen aus dem Lehm gespült. Auch aus dem Omaruru werden die Hörner beider Arten gelegentlich einmal ausgegraben; bei Usakos ist ein Horn auf einem Berge gefunden worden. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sollen Nashörner bei Omaruru noch Standwild gewesen sein, ebenso Elefanten und Büffel. (?)

Das Nashorn hält seinen Bergwechsel ziemlich regelmäßig inne, wandert aber sehr weit im Umkreise seines Standortes herum. Von den asiatischen Arten unterscheidet es sich äußerlich durch die glatte, straff sitzende Haut: es fehlen ihm die panzerartigen Hautlappen, die jenen das vorweltliche Aussehen verleihen. Die Schwarte eignet sich noch besser als die des Flußpferdes zum Shambok-Schneiden, ist aber zur Herstellung von Spazierstöcken nicht dick genug. Am stärksten ist sie im Gesicht und an den Körperseiten von den Backen bis zu den Keulen, auf dem Rücken aber beträchtlich dünner — eine Anpassung wohl an die Dornen und

die einzigen tierischen Feinde, nämlich übel gelaunte Verwandte: Die Narben und Wunden, die ich an Nashörnern gesehen, waren ausnahmslos von Artgenossen gerissen; nicht ein einziges Mal habe ich Spuren von Kämpfen mit großen Katzen an ihnen gefunden.

Was das allbekannte „zur Seite springen" beim Angriff des Nashorns anbelangt, so glaubt der Laie, man lasse das Tier bis in allernächste Nähe anlaufen und entziehe sich dann durch einen eleganten Polkaschritt lächelnd dem drohenden Horne. Ganz so einfach ist die Sache denn doch nicht: Man lese bei Schomburgk und Schillings nach, wie gewandt sich die Kolosse in schnellster Fahrt herumzuwerfen wissen, und nach meinen persönlichen Erfahrungen möchte ich statt zur Seite springen lieber auf gut Deutsch ausreißen sagen. Meist begnügt der Riese sich damit, den Gegner zu verjagen; hat er die Witterung verloren, dann stürmt er weiter, vielleicht selber der Vorsicht die Ehre gebend. Will er aber kämpfen, dann erreicht er den unbewaffneten Menschen sicherlich, falls dieser nicht einen rettenden Baum zu erklimmen vermag. —

Dem gut gerittenen Pferde steht der Behemoth an Wendigkeit nach, wie ich seit folgendem Erlebnis weiß: Es galt, einen Gedenktag zu feiern, die innere frohe Stimmung auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, mal völlig auszuspannen und den Tag aus dem ewigen Einerlei des Buschlebens heraus zu heben. Ach, wie unzulänglich sind die Mittel dazu! Aber im Herzen ist Feiertag, deshalb macht mein staubiges, sturmzerfetztes Zelt heute einen so traulichen Eindruck; deshalb dämmert der Morgen so besonders strahlend, deshalb sticht der heute gewählte weiße Anzug so blendend wie eine Galauniform von dem gewohnten Khaki ab. In der Küche hat sich's schon gestern herumgesprochen, daß heute „Großer Sonntag" ist — also vor Sonnenaufgang schon eine Schale Mokka, Brot, Fruchtmus, eine Büchse Käse! Ich fürchte, der Tisch wird brechen unter diesen sonst unbekannten Genüssen; nehme ich doch für gewöhnlich meine erste Mahlzeit frühestens zu Mittag nach langer, ermüdender Wanderung und begnüge mich mit Fleisch, das man sich so bald überißt. Und nun komm, „Fafner", heute bilde ich mir ein, die Fläche dort drüben sei der Tiergarten: ich will spazieren reiten. Hast lange genug gefaulenzt, kannst einen Galopp vertragen; kommt, „Seelchen" und „Kora", heute wird nicht gejagt, heute lassen wir Gewehr und Zeiß im Zelt, heute dürft ihr euch mal auslaufen; ja, ich will sogar nichts dagegen haben, daß ihr einen Schakal hetzt, aber tut's alleine, ich mache heut Feiertag, bin für keine Jagd zu haben.

Ruhig, „Fafner", geh' nur zehn Minuten Schritt, bis wir aus den Bergen heraus sind. So — da hast du die Zügel, nun lauf', so weit der Himmel blau und die Steppe in feuerflüssiges Gold getaucht ist.

Siehst du da drüben die vier Oryxantilopen? Das ist der „Große Stern“ — nein, dahin wollen wir nicht; komm, mehr links, doch scheue mir nicht vor dem schwarzen Auto dort. Aber das Termitenhügel-Auto bewegt sich ja! Und legt ein Tempo vor — „He, Chauffeur, hier müssen's langsamer fahren, sonst schreibt Sie ein „Blauer“ auf!“ Der Kerl hört doch nicht — eine Nummer kann ich an seiner Benzindroschke auch nicht entdecken. — Los, Faxner, das Nashorn-Auto fordert uns zum Wettlauf auf, vorwärts! Aber ihr bleibt zurück, ihr Hunde, es gilt ja nur Scherz — zurück, Seelchen, bist doch kein Polizeihund!

1200 m liegen hinter uns, da hat jener eine Panne, dreht bei und entpuppt sich als Tank. Während ich dicht an ihm vorüberpresche, kurbelt er wieder an, schaltet 4. Geschwindigkeit ein, und nun bin ich der Verfolgte. Auf den geraden Reitwegen holt er mich vermöge seiner guten Lungen auf die Dauer sicherlich ein, also versuchen wir es mal, nun wir warm geworden, mit kurzen Bogen. Ich winde mich in Schlangenlinien um die Termitenhaufen der Siegesallee, wobei ich vorübergehend sogar in Trab fallen kann; dann geht es querbeet zum Roland, von da zum Brandenburger Tor und ganz polizeiwidrig durch den mittleren Bogen gleich wieder in den Tiergarten zurück. Da gibt das fauchende Ungetüm die 6 km lange Hetze auf und stürmt in Richtung auf Adlon weiter. — „Sie Genießer! Bei mir gibt es heute Pastete aus Elefantenzunge, Kaffee und Kuchen; da hätten Sie bei mir billiger speisen können. — Wie? Ach so, Sie sind Spinatesser, na, da können's mir leid tun! Aber immerhin, guten Appetit bei Adlon!“

Nach zwei Stunden bin ich wieder im Lager, über dem jene unbegreifliche Feiertags-Stimmung liegt, die in Wahrheit doch nur aus meinem Herzen hinübergespiegelt wird. Vor Tisch noch ein tiefer Schlaf, nach dem Essen ein noch längerer, und als gegen Abend Pferde und Ochsen sich niedertun, ist's nicht, als ob auch über den Tieren festtäglicher Frieden ruhe? Als ich aber die Anordnungen für den morgigen Tag getroffen, da ist der Zauberbann gebrochen; grau senkt sich mit dem Abend der Alltag auf mich herab — ich greife nach Büchse und Glas, bis Monduntergang, also acht Stunden, am Wasser das Tierleben zu belauschen. Siehe da, als erster erscheint mein Auto-Fritze; wenn der ahnte, daß ich so wehrlos wenige Schritte von ihm in der Mausefalle hocke! Gegen alle Nashorn-Gewohnheit bleibt er zwei Stunden lang ohne zu baden am Wasser stehen, scheinbar eingeschlafen, denn nur mit dem Wedel zuckt er hier und da einmal oder spielt mit den kleinen borstenbesetzten Lauschern.

Dann stampft er davon; schade, denn eine Viertelstunde später trifft ein Nashorn-Ehepaar ein, dessen männlicher Teil ganz und gar den Eindruck macht, als suche er Streit und Rauferei. Auch gegen die Gattin ist er wenig liebenswürdig. Eben noch legte sie ihren Kopf so zärtlich auf seinen dicken Hals, und jetzt jagt er sie mit gewaltigen Rippenstößen aus dem Schlammbade in den Busch. Und wieder eine Stunde später verraten mir Zebras und Palaantilopen, daß irgend ein Raubtier in der Nähe des Wassers lauern muß, denn an Stellen, da sie mich nicht zu wittern vermögen, stieben die Ankömmlinge regelmäßig in wilder Flucht davon. Sollte endlich, endlich einmal mir ein Löwe vor das Glas kommen?

Aber nichts regt sich im Gesträuche, tiefer und tiefer sinkt der Mond herab, und rasch kriechen die Schatten der Berge auf mich zu. Bald deckt tiefe Finsternis den murmelnden Quell; die Geisterstunde hat begonnen, da Bäume und Felsen sich zu bewegen, andere Form und Gestalt anzunehmen scheinen. Und plötzlich brüllt dicht neben mir ein rollender Donner auf, mit vielfachem Echo verschmelzend — ach, in dieser Finsternis versagen Zeiß und Zielfernrohr! Bang fliegt mein Blick nach Norden, — Gott sei Dank, dort sehe ich einen hellen Schein, also ist mein Troß, der im Kreise um die Kräle lagert, nicht ausgerissen, sondern hat die Feuer zu lodernden Flammen entfacht. Die Hunde geben Hals, kreischende Stimmen dringen abgerissen bis zu meinem Versteck, dazwischen das tiefe, kurze Brüllen der Ochsen; wenige Minuten später meldet sich der Löwe ein zweites Mal, aber schon weit drüben im Osten, und bald treffe ich bei meinem erregten Volke ein. An Schlaf ist nicht zu denken, da Pferde und Ochsen immer wieder auszubrechen drohen; morgen werden die Wächter einen schweren Stand haben, die Tiere am Ausreißen zu verhindern.

Mit beginnendem Büchsenlicht nehme ich die Fährte des Löwen auf, die sich bald auf nacktem Fels verliert. Dann geht es Stunden und Stunden hinter den verliebten Nashörnern her, sie auch am Tage zu beobachten, und als ich nach erfolglosem Marsche des Nachmittags todmüde und erschöpft heimkehre, da liegt der gestrige Feiertag schon in nebelgrauer Ferne hinter mir; der Ärger mit den faulen, diebischen Eingeborenen beginnt wieder, die Sorge um mein geringes Eigen und die Bitterkeit des Bewußtseins, um wieviel nutzbringender ich all den Aufwand an Kraft, Willen und Entbehrungen daheim an der Westfront betätigen könnte. Als ich aber gebadet und gegessen habe, sieht die Welt schon wieder ein ganz Teil heiterer aus, und nachts verschafft mir die Beobachtung einer Nashornkuh mit blutjungem Kalbe vollends Genesung von trüben Gedanken:

Kälbchen ist entschieden wasserscheu, hat bislang von der Mutter wohl ein weit besseres Getränk vorgesetzt bekommen als dies schlammige Wasser; und daß die Alte sich nach durstigem Trunke in dem Morast niedertut, will dem kleinen, häßlichen Kerlchen nun gar nicht in den Sinn. Lange betrachtet es die ruhende Mutter, die wohlig schnauft und grunzt; dann wird's ihm langweilig, es schnüffelt ein bissel herum und versucht sich schließlich sogar in Bocksprüngen, die in ihrer Unbehülflichkeit etwas Rührendes an sich haben, wenn sie auch die unausgeglichene, geradezu unwahrscheinliche Gestalt des kleinen Wechselbalges unvorteilhaft unterstreichen. Nach einem Viertelstündchen befiehlt ihm ein kurzes, rauhes Brummen, sich hinzulegen; schwerfällig entsteigt die Mutter dem Bade, nimmt eine Nase voll Wind und läßt sich in den Schlamm zurückfallen, wälzt sich, hält inne und grunzt gebieterisch. Kälbchen antwortet mit, ich möchte sagen: der heiseren Stimme eines versoffenen Wachtmeisters, kommt zögernd näher und wagt endlich den Abstieg, wirft sich aber ängstlich herum, als es mit den Vorderbeinen versinkt, verliert in der Wendung das Gleichgewicht und purzelt in den aufspritzenden Morast. Nach dem ersten Schrecken kommt es aber hinter den Geschmack am Bade, wälzt sich und erklimmt schließlich nach vielen mißglückten Versuchen die Flanke der auf der Seite ruhenden Alten.

Mich plagt ein Kobold: ich kann nicht anders, ich muß einen schrillen Pfiff ausstoßen, habe aber kaum die Finger an den Mund gesetzt, da fliegt das arme Kerlchen auch schon im hohen Bogen in's Wasser; hoch auf spritzen Schlamm und Gischt um die entsetzt sich aufraffende Mutter — nun hilf, heiliger Hubertus!

In blinder Wut umkreist sie die Wasserstelle und streift dabei buchstäblich meinen Pontok; bleibt drüben sichernd stehen, wirft sich wieder in den Morast und hilft dem verängstigten Kalbe durch Schieben und Stoßen, festen Boden zu gewinnen, wittert noch einmal zu mir herüber und trollt davon. Ich glaube, mein Herz hat sich an der sechsten Rippe einen blauen Flecken geschlagen. So hell der Mond auch hernieder strahlt, ist es doch vollkommen unmöglich, des Nachts auf sich bewegende Ziele einen sicheren Schuß anzubringen. Und der erzürnte Vorweltriese trug ein gar so langes, spitziges Vorderhorn!

Mein Leichtsinn wird bald bestraft: Der Pfiff hat mich um die lang ersehnte Gelegenheit gebracht, einer Begegnung von Elefant und Nashorn beizuwohnen, denn kaum ist Frau Nashorn entschwunden, da naht eine Elefantenkuh mit kleinem Kälbchen. Ganz auffällig hält sie sich von der bald nach ihr eintreffenden Herde fern, auch das Kalb mischt sich nicht unter seine Altersgenossen; ach, könnte man doch einen Blick in die Gedankenwelt dieser Tiere tun. —

Nach Schomburgk gleichen junge Elefanten in ihren ersten Lebenswochen „rosa Bällen“. Ich habe stets nur graue gesehen; auch die kleinsten, noch nicht meterhohen — gemessen mit Hilfe von Marken an Bäumen und Felsen — waren nicht rosa, sondern grau gefärbt. Angeblich saugen sie zwei Jahre lang, nehmen aber schon weit jünger regelmäßig Wasser an; das schließt ja nicht aus, daß sie nebenbei auch noch saugen. Die Kälbchen, die ich am Wasser beobachtet, waren stets außerordentlich durstig; ich glaube, daß die Herden mit ganz jungen Tieren gerade der Kälber wegen alle 24 Stunden zur Tränke ziehen, was sonst nur alle zwei bis drei Tage geschieht.

Mit Bestimmtheit möchte ich annehmen, daß mich eines Nachts nur der Durst der Kälber vor'm sicheren Tode errettet hat. Möglich ist es ja, aber nicht wahrscheinlich, daß die zum Wasser ziehende Herde durch die Witterung einer Leopardenfamilie erregt worden war, die ich, wie ich weiter unten berichte, eine Stunde lang an der Tränke belauscht hatte. — Jedenfalls näherten sich die Riesen in augenscheinlich verärgerter und kampflustiger Stimmung; das bewiesen schon die Unruhe und die gellenden Schreie der Ankömmlinge. Hundert Meter von mir entfernt verhoffen sie plötzlich, hoch fliegen die Rüssel und prüfen den Luftzug, der von mir zu ihnen dringt. Die Unruhe steigert sich, eine schwere Kuh schmettert ein schrilles Angriffs-Signal und prellt in Richtung auf mein Versteck ein paar Schritte vor. In dem allgemeinen Lärm kann ich einzelne Töne nicht unterscheiden, sehe aber, wie fünf der Giganten ihre Kälber zwischen die übrigen Tiere zurückdrängen und dann Schritt für Schritt langsam, o, so grausam langsam mit abgespreizten Lauschern auf mich zu schreiten, die Rüssel erhoben oder gerade nach mir ausgestreckt. Die anderen stehen bewegungslos — wie schmerzt die plötzliche Stille mich im Ohre, wie martert mich das Schlurfen der schweren Säulen auf dem Granite! Noch sechzig Meter — noch vierzig — schießen? Nein, wenn es überhaupt Rettung gibt, dann liegt sie in bewegungsloser Ruhe — dreißig Meter — fünfundzwanzig — — da zucke ich zusammen, erschreckt von dem dünnen Stimmchen, mit dem ein Kalb erklärt, es habe nun lange genug angesichts der Tränke gedurstet. Der kleine Schreihals bricht aus der Herde und läuft an's Wasser, andere Kälber folgen ihm, die Mütter schreiend hinterdrein — und wie auf Kommando machen die fünf mich bedrohenden Kühe kehrt und eilen zu ihren Jungen. Ich aber schliefe aus und stürme auf steilem Zebrawechsel den Berg hinan. Jetzt versuchen meine Nerven, mir einen Streich zu spielen, und täuschen mir Geräusche vor, also daß ich mich verfolgt wähne. Ich stürze vorwärts, — Herrgott, da vor mir — — Kandare, alter Esel! Das ist ja gar kein Elefant, das ist ja nur der

harmlose Affenbrotbaum, aus dessen Krone du gestern die verliebten Klippspringer belauscht hast! Und mit befreiendem, wenn auch anfangs nicht ganz echtem Lachen bleibe ich keuchend stehen und schaue zurück: Unter mir lodert der Pontok in prasselnden Flammen — habe ich in der Eile das glimmende Stück Hartholz von seiner Unterlage gestoßen oder wurde er zertrampelt von den Riesen, die schreiend den Scheiterhaufen umtosen und auseinander reißen? Wie schauerlich die züngelnden Flammen in roten Lichtern auf den gewaltigen Leibern spielen; wie ängstlich die Kälber seitwärts stehen, von ein paar Dreiviertelwüchsigen bewacht; wie das Feuer sich in dem schwarzen Wasser spiegelt, von dessen leise bewegter Oberfläche der Widerschein des Mondes gleich Blitzen emporzuckt. — — O, daß mir die Gabe verliehen wäre, dies Bild in seiner ganzen schaurigen Schönheit wiederzugeben!

Da fliegt, von starkem Rüssel geschleudert, ein Feuerbrand in Richtung auf die Kälber, die schreiend auseinander stieben. Und im selben Augenblick ist die ganze Erscheinung wie ein Spuk verschwunden, dröhnend stürzt die Herde davon, — nur die grellen Flammen beweisen mir, daß ich nicht geträumt. Und wie das Getöse der niederbrechenden Dornen fern und ferner verhallt, da macht sich der Morgenwind auf und braust hinter den Riesen her. Ich kenne dies Sausen und Klingen und Toben in den Lüften: Wotan kommt dahergefahren auf schnellem Sturmesroß, im heißen Afrika den deutschen Jäger zu grüßen, der grauenvoller Gefahr entronnen ist.

Ich klettere in's Tal, eile zum Lager und lasse satteln, um mit der ersten Dämmerung die Fährte der Elefanten aufzunehmen und festzustellen, wohin sie sich gewandt; in gerader Richtung sind sie fortgestürmt, stundenlang, haben andere Weidegründe aufgesucht und werden erst nach Wochen oder Monaten hierher zurückwechseln. — Hat Wotan sie gescheucht und Grauen in ihr Herz geraunt? — —

Kühe mit gleichaltrigen Kälbern tun sich zu Herden zusammen, sodaß man bei jedem Trupp meist nur Junge von ziemlich übereinstimmender Größe findet. Vom indischen Elefanten lese ich, er treibe die Familiensimpelei so weit, daß die einzelnen Herden sich durch Züchtungs- und Entartungs-Merkmale von einander unterschieden (??). Dem gegenüber wäre das geschilderte Verhalten der Elefantenmütter im Kaokofelde ein gutes Gegengewicht gegen Inzucht.

In sehr seltenen Fällen trifft man auch eine Familie allein an, bestehend aus Bulle, Kuh und bis zu drei Kälbern, deren Größenunterschiede es wahrscheinlich machen, daß sie von derselben Mutter

stammen. Was die Vaterschaft des begleitenden Bullen anbelangt, so will ich mich damit begnügen, das beste zu hoffen. — —

Saugkälber würden mit den zum Wasser ziehenden Tieren gar nicht Schritt halten können, mit solcher Schnelligkeit stürmen diese heran. Tränkt gerade eine Herde, dann lassen die Neuankommenden jede Vorsicht außer acht, warten aber auf das Freiwerden der Tränke, sofern es sich um Herden mit Kälbern handelt. Stehen keine Elefanten am Wasser, dann stoppen die Riesen in der Regel 1 km vorher ab und nähern sich nach längerem Zögern vorsichtig dem Wasser, Leisetreter in des Wortes verwegenster Bedeutung. Der Kundige erkennt ihr Eintreffen zuerst an dem Aufschwirren der Nachtwachteln, die in der Nähe des Wassers lagen, dann an dem quietschenden Geräusche, mit dem die stets dicht zusammengedrängt verhoffenden Riesen sich aneinder scheuern, — scheinen sie doch ein völliges Stillstehen gar nicht zu kennen, sondern bewegen sich dauernd in plötzlichen kleinen Schritten seitwärts, vor- oder rückwärts; diese scheinbare Nervosität paßt so gar nicht zu dem Bilde verkörperter Ruhe, das die grobknochigen Gesellen sonst erwecken.

Ein hohles, hustenartiges Geräusch verrät mir, daß das Leittier meine Fährte gekreuzt; hervorgebracht wird es durch erschrecktes Ausstoßen der Luft durch den gerade nach unten gestreckten Rüssel. Bis zu zwei Stunden habe ich die Dickhäuter in unmittelbarer Nähe des Wassers warten sehen, dann allerdings nicht völlig geräuschlos, sondern sich verratend durch — wie soll ich's sagen? Sie fressen halt viel blähende Kost und haben doch keine so ganz einwandfreie Kinderstube hinter sich, so sehr ihnen auch, wie irgend ein Kenner hervorhebt, „das Schulmeistern im Blute steckt“ .... Endlich kommen sie im Gänsemarsch zögernd heran, gleich einer gut einexerzierten Kompagnie jede Bewegung des vorderſten Tieres nachahmend: dieses sichert, und alle Rüssel fliegen hoch; es verhofft, und wie auf Kommando erstarrt die ganze Gesellschaft; der Anführer geht halb rechts, und alle folgenden weichen gleichmäßig im selben Winkel von der Geraden ab, spreizen gleichzeitig die gewaltigen Lauscher. Endlich ist das Wasser erreicht, und nun entwickelt sich das muntere Treiben, das den Beschauer stets von neuem atemlos fesselt, sich unvergeßlich dem Herzen einprägt. —

Ein Herz muß der Mensch haben, der Tiere beobachten will, der Kopf allein kann es nicht! Das Herz muß sehen, der Verstand das Geschaute prüfen. —

— Ich weiß sehr wohl, daß es heutigen Tages naturwissenschaftlich nichts Unmoderneres gibt, als dem Tiere menschliches Denken und Handeln zuzuschreiben. Und doch, der in freier Wildbahn beobachtete

Flußbett
im Gebirge

Elefant trägt durchaus menschliches Gebaren zur Schau. Man sehe nur eine Herde am Wasser: Lediglich die größere Ruhe und gegenseitige Rücksichtnahme unterscheidet sie von einer Menschen-Ansammlung im Wannsee-Freibade. Da ist alles vertreten: Der grießgrämige, alte Junggeselle, der nur des billigen Bades wegen sich widerstrebend unter das Volk mischt, der verärgert der Jugend und den Damen aus dem Wege geht; die kleinen Kälber, die gleich Kindern am, im und mit dem Wasser spielen; die Mütter, die bedächtig dabei stehen, voller Besorgtheit nicht von den Kleinen weichen, ihre Spiele beaufsichtigend; da ist die reifere Jugend in ausgesprochenen Flegeljahren, die ungeschlacht herumtollt, einander rempelt, ungezogen die Kleinen verdrängt und dabei manchen Rüsselhieb von den aufkreischenden Müttern davonträgt; die rüpelhaft raufluſtig gegen die in ehrerbietiger Entfernung auf das Freiwerden der Tränke wartenden Zebras vorprellt, lärmt, tollt, schreit und schließlich doch wieder artig bei Muttern Zuflucht sucht. Da sieht man den eben ausgewachsenen Schwerenöter, der frech die gesetzten Kühe umschwänzelt in der albernen Haltung des sich für unwiderstehlich haltenden Gigerls; da sind die Dreiviertelwüchsigen, die mit der Unternehmungslust des alles besser wissenden Primaners ihre eigenen törichten Wege gehen, sich schließlich aber doch zum Abbilde ihres gut bürgerlichen Vaters auswachsen. Am niedlichsten aber sind die kleinen Kälber in ihren viel zu weiten Röcken; wie altklug sie die Bewegungen der Mütter nachahmen, mit welchem Eifer sie umherschnüffeln und jeden auffallenden Gegenstand betasten, wie allerliebst sie spielen!

So ganz anders als z. B. das Gebaren von Hunden ist das der Elefanten; weit menschlicher, so menschlich, daß man ganz vergißt, Tiere vor sich zu haben. Die Rücksicht, die bei den, wie gesagt, sehr selten sich zeigenden Familien die älteren Geschwister auf das Nesthäkchen nehmen, muß man gesehen haben, um ein derart menschliches Betragen eines Tieres überhaupt glauben zu können; muß in freier Wildbahn beobachtet haben, wie die Kuh nach Art einer treuen, bigotten Kinderfrau das Kalb führt und mit dem Rüssel streichelt.

Die von Schomburgk beschriebenen „Elefanten-Ammen“ sind mir, so sehr ich gerade nach ihnen gesucht habe, im Kaokofelde nicht ein

einziges Mal begegnet. Er erzählt von Kühen, die ſelbſt kein Kalb führten, dafür aber in unmittelbarer Folge mehr denn ein halbes Dutzend fremder Kälber tränkten. — Und Bölſche behauptet, — allerdings nicht auf Grund perſönlich gewonnener Erfahrungen — die Kälber ſeien Gemeingut der ganzen Herde, jedes Kalb ſauge wahllos an irgend einem Muttertiere. Wenn ich ſelbſt auch nur eine einzige, ſchwer kranke Kuh geſtreckt habe, alſo nichts Beſtimmtes über die Milchmenge zu ſagen vermag, ſo muß ich doch aus vielen, guten Gründen annehmen, daß unſere Elefanten nur ſehr wenig Milch erzeugen und deshalb gar nicht in der Lage wären, fremden Kälbern Nahrung zu ſpenden. Auch habe ich niemals geſehen, daß ein Kalb an fremdem Muttertiere zu ſaugen verſucht hätte; im Gegenteil, zielbewußt ſuchten und fanden durſtige Kälber die eigene Mutter. Ferner kann ich nicht ſo ohne weiteres annehmen, die Rieſen ſeien in dieſem Punkte ſo grundverſchieden von allem ſonſtigen ſüdweſtafrikaniſchen Getier geartet: Rinder, Ziegen, Schafe, Einhufer und Antilopen bringen in unſerem Klima nur das Allernotwendigſte an Milch hervor und ſchlagen jedes fremde Kalb ab. —

Ein ſtrotzendes Oryxeuter mußte mich einſt in verzweifelter Notlage vor dem Verdurſten retten und ergab 1/3 Liter Milch mit köſtlichem Nußgeſchmack. Ebenſo gut mundete mir die noch warme Milch einer von Eingeborenen erlegten Kudukuh.

IV.

Wie zog es mich nach der Übergabe von Khorab hinauf in mein stilles Kaokofeld, wo mir der verhaßte, der tötlich verhaßte Anblick englischer Uniformen erspart blieb. Viele Hindernisse gab es zu überwinden, nicht zum mindesten die bei der schweren Teuerung besonders unangenehme Ebbe in meiner Kasse; hatte ich doch durch den Krieg auch noch das Wenige verloren, was vorher mein Eigen gewesen. Aber endlich waren die Vorbereitungen doch zu Ende gediehen, und genau zwei Monate, nachdem ich in Khorab mit vor Wut und Scham zitternder Hand dem dicken englischen Major mit dem roten Porter-Gesichte meine Unterschrift gegeben, ließ ich hinter Kaross, wo ein paar Wellblechplatten und ein Berg leerer Schnapsflaschen von mißlungenem Kulturversuche zeugen, meinen Hengst weit ausgreifen und galoppierte dem schwerfälligen Troß voraus in die Steppe, die Brust geweitet im Hochgefühle schrankenloser Freiheit. Noch nie waren mir die schroffen Umrisse des Hundskopfgebirges so schön erschienen, nie war mein Herz empfänglicher für die Stimmen der Wildnis als an diesem Tage.

Gar mannigfaltig sind diese Stimmen, die mein Herz und Ohr gleicherweise treffen. Den Takt gibt die Wildtaube mit ihrem unaufhörlichen, kraftlosen, albern-verliebten Ruckser;-schrill klingt hinein das Schreien der ruhelosen Kiebitze, zarter Wachtelruf, schleifendes Gackern und Locken der Perlhühner. Mit tiefem, metallischem Tone verrät der Koran seine Anwesenheit, sein Paarungsschrei höhnt den Verschmachtenden mit quarrendem, scheinbar auf Wasser hinweisenden Unkenruf. Scheltendes Kreischen einer anderen Kleintrappe warnt die Tierwelt vor dem heranschleichenden Jäger. Gleich dem Springbock brummelt der Strauß seine unverständliche Rede; hell schmettert die Schar der kleinen Sänger ihr anspruchsloses Liedchen in den Morgensonnenschein hinaus. Klapperlerche

und Specht täuschen die Anwesenheit von Menschen vor; der Ochsenfrosch narrt den Hungernden mit nahem Brüllen, in dem man deutlich die Stimmen von Kühen und Kälbern zu unterscheiden glaubt. Mit bellendem Schrei und lautem Kreischen zieht der Gaukler seine Kreise, und zu all' dem harft der nimmer ruhende Wind im rauschenden Busch den Grundton oder orgelt von den Felsenklüften her im tiefen Baß seinen Sturmgesang über die Steppe.

Unheimlich tönt in stiller Nacht der Ruf des Uhu; hohler Eulenschrei weissagt dem Herero kommende Krankheit und bitteren Tod. Das Käutzchen gleitet vorüber, die Tonleiter pfeifend; geisterhaft hauchen Nachtschwalben ihren Schrei in die Dunkelheit. Widerlich heulen Schakale einander die Botschaft zu von Hunger, Liebe oder gedecktem Tisch; gleich dem Kampfschrei des Bullen dringt von ferne der Ruf der großen Hyäne herüber, in gespenstischem Lachen verhallend. Wie ein sehr unartiges, eigensinniges Kind schreit der Karakal; herzzerbrechend traurig schluchzt, schnell wiederholtem Unkenruf ähnelnd, der Löffelhund sein trillerndes Lachen in das Gras. Grunzende Selbstgespräche verraten den Leoparden, ein bellender Schrei zeugt von schlechter Laune des fürstlichen Räubers. Bellend wiehert das Zebra, so ähnlich dem Kläffen eines kleinen Hundes; glockenklar erklingt der Trompetenton, mit dem der häßliche Hyänenhund seine Genossen zur Jagd lädt, und dröhnend rollt das unvergeßliche Brüllen des Löwen über die Steppe, furchtbar, gewaltig, dräuend, — und doch verstummend vor dem markerschütternden, gellenden Wutschrei, den der Elefant in die Nacht hinein schrillt.

Strahlend wölbt sich der Nachthimmel über all' dem tönenden Leben, erhaben schön, aber weit ärmer als über der deutschen Heimat. Nur Fremdtümelei und Urteilslosigkeit spricht aus dem Dichter, der „anbetend auf die Knie sinkt, hingerissen vom ersten Anblick des Südlichen Kreuzes" — das Sternbild entspricht allerbesten Falles der Cassiopeia und würde überhaupt übersehen, liehe ihm der benachbarte Centauer nicht den Glanz seiner beiden Hauptsterne. Zur Entschuldigung möge dem Gestirne dienen, daß es in bezug auf urteilslose Bewunderung erblich belastet ist. Es wird 1515 in einem Briefe des Florentiners Andrea Corsali zum ersten Male erwähnt und gleich mit südlich überschwenglichen Worten dem Nordländer geschildert: „. . . Ein wunderbares Kreuz von solcher Schönheit, daß es meines Erachtens mit keinem Gestirne des Himmels verglichen werden kann. Irre ich nicht, so ist es eben dieses Kreuz, dessen Dante im prophetischen Geiste gedenkt."

Sirius, Orion und Skorpion durchmessen den Himmelsdom annähernd im größten Bogen, vermögen aber, so hell und klar sie in der dünnen

Luft auch erstrahlen, doch den vertrauten Anblick des Großen Bären nicht zu ersetzen. Ihn sehen wir nur während kurzer Zeit in seiner ganzen Pracht über dem Horizonte als lockenden Gruß aus der deutschen Heimat.

So hell das Heer der Sterne, Milchstraße und Tierkreislicht in der Trockenzeit herniederleuchten auf die Steppe, so undurchdringlich dunkel sind die Regennächte; da erkennt man die Hand vor Augen nicht, da heißt es, scharf aufpassen, nicht aus der Richtung zu kommen, zumal im niederprasselnden Regen Pferde und Ochsen danach streben, dem Wetter den Rücken zuzukehren, und immer wieder aus der Richtung drehen. —

Reichlich warm setzte gerade in jenen Tagen, da ich wieder hinauszog, die heiße Zeit ein, besonders unangenehm fühlbar nach dem ungewöhnlich strengen Winter 1915. Im Juni hatten wir mittags in dicken Mänteln am Feuer vor Kälte gezittert; jetzt begann der Wärmemesser in den oberen Graden der höheren Mathematik herumzuklettern. Aber das ist gerade die beste Zeit für den Beobachtungs-Ansitz am Wasser; nun müssen sich die vom Wasser abhängigen Tiere regelmäßig an der Tränke einfinden und ihre Geheimnisse offenbaren. Mit dem ersten Regen, der die Tümpel und Steinbänke füllt, veröden die Wasserstellen, deren Umgebung naturgemäß von aller Nahrung entblößt ist; dann nimmt alles Wild das Wasser im Felde an, und man kann von Glück sagen, stößt man in den gewohnten Jagdgründen noch auf ein paar einsame Tauben oder Perlhühner.

— Unstreitig erschlafft der Weiße in unserm wechselnden Klima, sofern er eine wikenlose Nulpe ist und dem Schlendrian verfällt, dem der ganze Zuschnitt des Lebens hier draußen die Wege ebnet. Unser Körper paßt sich der Hitze und der dünnen Luft an, der roten Blutkörperchen werden weniger; daher leidet man hier draußen weit mehr unter der Kälte als daheim, ohne aber der Hitze gegenüber die Erleichterung sonderlich zu merken. Wehe dem, der bei dem ungebundenen Leben keinen Zwang in sich fühlt und seinen Nerven nachgibt: Den hat bald der hier draußen besonders bösartige Teufel Alkohol mit eisernem Griff am Genick — fahr wohl, Gesundheit und Wohlstand! Dann wird dem Klima in die Schuhe geschoben, was Schnaps und Schlappheit verbrochen.

Gewiß, die Höhenlage ist nichts für schwache Herzen. Aber das ist belanglos, denn Kranke und Schwächliche gehören nicht in ein Neuland, das ganze Männer erfordert. Und ebensowenig passen die vielen entmündigten Majorats-Trottel hierher, die das Vaterland uns aufhalst; die setzen

lediglich das Ansehen unseres Adels in den Augen der Weißen, das Ansehen der Herrenrasse bei den Eingeborenen herab.

Mit der Malaria ist es halb so schlimm, wie behauptet wird; sachgemäße Chinin-Vorbeuge und Enthaltsamkeit vom Alkohol haben sich noch immer bewährt; einen heilenden Einfluß auf Mittelohr-Entzündung hat unser trocknes Klima; auch Schwindsucht soll abheilen, oder wenigstens zum Stillstand kommen. Dafür aber greift das Klima die Nerven böse an, macht reizbar und händelsüchtig — wenn ich recht unterrichtet bin, kommen im Jahresdurchschnitt auf jeden Weißen vier Beleidigungs- und Verleumdungsprozesse. —

Heiß ist das Kaokofeld, das läßt sich nicht leugnen. Die Küstengebirge bremsen die Seewinde ab, und es ist anstrengend, in der warmen Zeit tagelang auf der Wildfährte zu laufen. Die Abkühlung, die ein Regen bringt, hält nicht lange vor, und besonders erschlaffend wirkt vor und nach dem Regen die feuchte Hitze, da man an die im allgemeinen so sehr trockne Luft und daher stark beschleunigte Verdunstung der durch die Haut ausgeschiedenen Körperfeuchtigkeit gewöhnt ist. Aber auch die heißen Monate lassen sich ertragen, und wer sie nicht ertragen zu können glaubt, nun, für den ist eben afrikanisches Edelwild nicht erschaffen.

Acht Grad Réaumur unter Null betrug die größte von mir im Kaokofelde gemessene Kälte. Doch sind solche Grade die Ausnahme, zwei bis drei unter Null schon selten. Wenn der regelmäßige Ostwind der kalten Zeit über die Steppe fegt, wird man an manchem Tage überhaupt nicht warm. Die Junisonnenwende bringt meist ein paar besonders unwirtliche Tage mit eisigem Regen und Hagelschauern; regelmäßigen Winterregen hat nur ein kleiner Teil des südlichsten Schutzgebietes.

Sehr selten dringt auch einmal Nebel von der Küste bis in's Kaokofeld — Festtage für den Tierbeobachter: Im Nebel weiß die scheue Oryx nicht recht, was eigentlich los ist; auch scheint der Nebel Geräusche und Witterung zu dämpfen — nur schade, daß man im Nebel des Wildes nur durch Zufall ansichtig wird. Für gewöhnlich begünstigt

den Jäger das allererſte Zwielicht, das die Tiere noch von der Frühkälte beeinflußt findet, doch iſt es bei der Kürze der Dämmerung nur ein glücklicher Zufall, ſieht man ſich bei Tagesgrauen einer Herde gegenüber. Dann iſt auch der Springbock noch nicht von ſeiner widerlichen, ziegenartigen Unraſt ergriffen, und ſeine auffallend ſcharfen Lichter verſagen in der Dämmerung.

Neben der Frühkälte ſind die Windhoſen Bundesgenoſſen des Jägers: In ihrem Schutze kann man ſich bis in die allernächſte Nähe des ſcheueſten Wildes ſchleichen. Sie laufen vor aufkommenden Winden her, zahllos bei böigem Wetter, ſind aber zweifelhafte Freunde, die dem Zelte und den Kochtöpfen oftmals böſe mitſpielen. — Nur ganz ausnahmsweiſe konnte ich ihre Höhe auf 2—3000 m ſchätzen; dieſe Rieſen ragen ſtundenlang gen Himmel, während die gewöhnlichen, 30—100 m hohen, nur über eine kurze Strecke brauſen und nach nicht gar zu ſchwerem Anheil in ſich zuſammenfallen; immerhin ſind auch ſie ſtark genug, Häuſer abzudecken und ſchwere Wellblechplatten wie Papier zu knicken. —

— Die großen Wärmeſchwankungen, die innerhalb von 24 Stunden vierzig und mehr Grad betragen können, müßten unſer Wild eigentlich beſonders geeignet machen für die Ausfuhr nach europäiſchen Tiergärten. Es mag ja leichter ſein, den Bedarf aus dem wildreichen Innerafrika zu decken, als aus unſerem troſtlos wildarmen Lande. Aber ich glaube, die Schwierigkeiten des Fanges müßten ſich durch weit geringere Verluſte bezahlt machen. So leicht iſt unſeren Antilopen beizukommen mit niedrigen, roh zuſammengeworfenen Fangkrälen aus Dorn, deren Durchläſſe mit Schlingen beſchickt werden; wie manches Böckchen muß da ſein Leben laſſen, ſind die Eingeborenen doch Meiſter in dieſer Fangart, die ſelbſt Weiße nachzuahmen ſich nicht ſcheuen, denen die Jagd mit der Büchſe zu unbequem iſt. Für Großantilopen reichen zum Glück das Riemenzeug der Schwarzen und die kunſtvoll gedrehten Baſtſeile nicht aus; ich habe geſtaunt, was für Stricke Oryx und Kudu mit der Schnellkraft ihrer Läufe zu zerreißen wußten.

Das Perlhuhn wartet nur darauf, am Waſſer die Schlinge mit einer Wildzwiebel beködert zu finden, um ſich aufzuhängen. Schakal und Wildkatze bringen unter einem herabfallenden Steine ihren geſchätzten Braten dem Eingeborenen dar. Nur der Leopard muß durch eine hohle Gaſſe ſtarker, eingerammter Pfähle gelockt werden, zwiſchen denen ihm ein herabſchmetternder Baum das Räuberhandwerk legt: Seiner Stärke und Schlauheit können Schlingen und Steinfallen nichts anhaben.

Der deutſche Fuchs wäre wohl ſchon längſt ausgerottet, wenn er halb ſo töricht in jedes Eiſen träte wie unſere Schakale und Hyänen. Oder iſt er mit der Kultur fortgeſchritten, haben wir ihm ſeine Schlauheit erſt ſelbſt angezüchtet? —

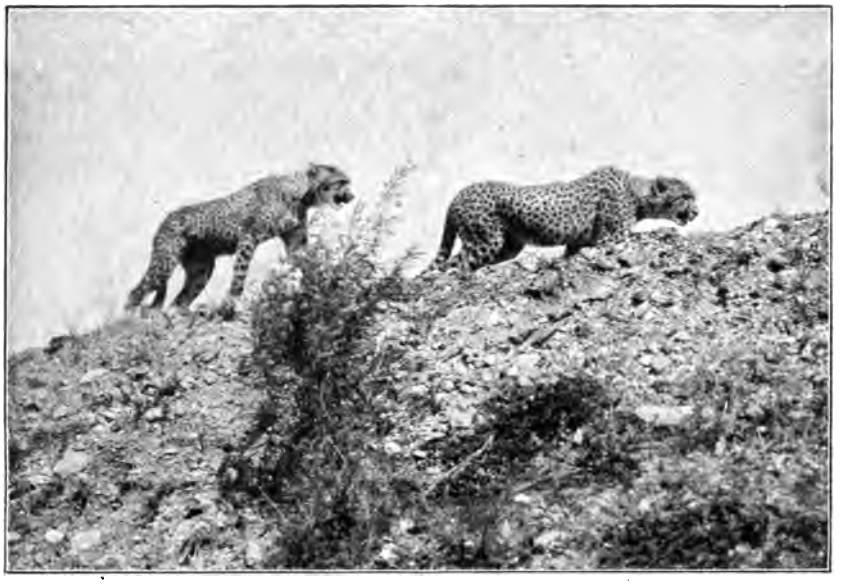
Daß ich perſönlich den Gepard niemals im Kaokofelde angetroffen, iſt wohl nur Zufall, denn im ſüdlichen Teile iſt er oft erlegt worden. Deſto häufiger fand ich den Serval.

Das erſte Raubzeug, das ich in Südweſt geſtreckt, waren Geparden. Gerade an einem Weihnachtstage brach ich den Bann, und das gleich mit einem Doppeltreffer! Die beiden nahmen mich regelrecht an, aber wohl mehr aus Schrecken denn aus Kampfesluſt. Anders der Leopard; der iſt ſtets bereit, ſich mit dem Jäger zu meſſen, und greift auch ungereizt an, wenn die Gegenwart des Menſchen ſeine Kreiſe ſtört. Immer iſt er weit gefährlicher als der feige Löwe.

Aas nimmt die bunte Katze regelmäßig an; deshalb haben Verletzungen durch ihre ſtets mit Aas verunreinigten Krallen meiſt Blutvergiftung zur Folge.

Mich brachte einſt ein Leopard gehörig auf den Trab, als ich mich ſeinetwegen bei einem erlegten Zebra angeſetzt und die herabgeſunkene mondloſe Nacht mich wehrlos gemacht hatte. Knurrend und bellend umſchlich er nicht das Zebra, ſondern mich; ließ ſich durch das ſchnell veranſtaltete Hornberger Schießen weiter keinen Eindruck machen, und froh war ich, als es mir endlich gelungen, Feuer zu ſchlagen und mit einem Brande in der Hand einen geordneten Rückzug anzutreten. Die mondloſen Nächte machen ſelbſt bei klarem Himmel die Fernrohrbüchſe wertlos; auf wenige Schritte iſt es dann unmöglich, einen ſicheren Schuß anzubringen.

Den Leoparden anzuſchweißen, iſt eine heikle Sache. Auch im Eiſen iſt er ein beachtenswerter Gegner, der Rieſenkraft mit unerſchrockenem



Geparden

Oryxantilope

Aufn.: Lange

Mute paart. Niemandem möchte ich raten, dem angebleiten Leoparden ohne Hund zu folgen; er weiß sich meisterhaft zu drücken und plötzlich auf den Jäger zu stürzen. Mir hat einer bei solcher Gelegenheit die Büchse aus der Hand geschlagen — da ging ihm in der letzten, höchsten Not mein braver Schweißhund an die Kehle.

Gern bäumt der Leopard auf und fällt vor dem Jäger wie vom Himmel herab, lugt ihn mit blitzenden Sehern an und wartet oft, ob jener rauflustig ist oder nicht; wenn nicht, springt er mit gewandtem Satze in die Büsche und entfernt sich ohne unhöfliche Eile. Bellende Hunde halten ihn leicht auf dem Baume fest.

Böses Lehrgeld mußte ein Sonntagsjäger in G. zahlen, der für ein Stündchen die Schreibmaschine mit der Schrotspritze vertauscht hatte. Statt der gesuchten Perlhühner traf er auf einen aufgebäumten, zum Glück jungen Leoparden und ging mit angebacktem Schießeisen so nahe heran, bis ihm die bunte Katze gelangweilt in's Gesicht sprang. Der Begleiter des Herren schlug den Leoparden schließlich tot, während jener mit seinen Hünenkräften das beißende und kratzende Tier umklammert hielt.

Ein besonders glücklicher Zufall machte mich zum Zeugen, wie ein Leopard einen Springbock schlug, den ich selber angepirscht. Zoll für Zoll schob er sich näher, flog wie ein Pfeil in gewaltigem Satze durch die Luft, nickte den wie vom Blitz gefällt zusammenbrechenden Bock mit einem Prankenhiebe ab, griff ihn an der Drossel und schüttelte ihn nach Hundeart — da erreichte ihn mein Blei. (Vergleiche „Wild und Hund", Jahrgang 1913, Nr. 46.)

Einen anderen beobachtete ich, wie er einen fast ausgewachsenen Kudu eigentlich mühelos wegschleppte, ja, mit der Last noch über einen niedrigen Busch setzte und schnell entlief, gescheucht vom Geräusche meiner Schritte. Noch schneller riß mein Gewehrträger nach der anderen Seite aus, selbstverständlich unter Mitnahme des Gewehres; deshalb mußte ich mich damit begnügen, den Kudu als gute Prise zu erklären.

Im Vollmondscheine konnte ich eine starke Leopardin beobachten, die ihre drei Sprößlinge an's Wasser geführt hatte — eines der hübschesten Bilder, die ich je gesehen. Wie tollpatschig und dabei doch so elegant die Kleinen übereinander kugelten, wie unverkennbar gut gelaunt die Alte ihnen zuschaute; wie sie ihren Schweif zum Spielzeug hergab, sich engelsgeduldig quälen ließ — hier war sie nur Mutter, nur Weib; hier konnte ich kaum glauben, ein Raubtier vor mir zu haben, weit furchtbarer als der feige Löwe; konnte gar nicht begreifen, daß ich schon so manchem Angehörigen ihrer Sippe eine mörderische Kugel zwischen die funkelnden

Seher gesetzt hatte. Und noch heute fasse ich es nicht, wie so Viele, denen ich jene friedliche, genußvolle Stunde geschildert, es unbegreiflich von mir fanden, offenen Auges die Gelegenheit zu versäumen, meine Schußliste mit vier Leoparden — zu zieren? nein, zu beschmutzen!

Die schöne Katze mußte sich wohl sehr sicher fühlen, denn im allgemeinen liebt ihre Art es nicht, länger als notwendig am Wasser zu verweilen. Endlich rüstete sie sich zum Aufbruch, ein leises Knurren beendete die Spiele der Jungen, sie erhob sich, machte einen Buckel, dehnte und streckte die geschmeidigen Glieder — und erstarrte plötzlich mit gesträubten Haaren vor einer mannslangen Kobra, die sich 2 m vor ihr erschreckt aufrichtete. Wie anders klang jetzt das Knurren, das in ihrer Sprache wohl heißen sollte: „Hinlegen, Kinder! Seht euch die Schlange dort an und lernt von mir, wie unser ritterliches Geschlecht mit solch' hinterlistigem Mörder umspringt." — Die Kleinen lagen unbeweglich, gleich Steinen an den Boden gepreßt. Langsam, Zoll für Zoll sank die Alte zur Sprungstellung in sich zusammen, während die Kobra mit geblähtem Halse den Angriff erwartete.

Wahrlich, zwei beachtenswerte Gegner! Aber vermag Heimtücke jemals frisch wagenden Mut im Schach zu halten? Die Leopardin umkroch, scheinbar selbst zur Schlange geworden, den furchtbaren Feind, der bei der ersten Bewegung der Katze sein Leibesende vorsorglich aus dem Bereiche der scharfen Krallen gezogen und im Schutze des starr auf den Angreifer gerichteten, giftbewehrten Kopfes zusammengerollt hatte. Wohin sich jene auch wenden mochte, immer tauchte Auge in Auge, bis — ja, ich glaube, daß die Sache sich so vollzog, denn der erste Teil dessen, was ich hier berichte, spielte sich selbst für meinen Zeiß zu schnell ab, obwohl mich nur knapp 10 m von den Kämpfern trennten — bis also die Schlange für den Bruchteil einer Sekunde den Kopf nach einem der sich bewegenden Jungen wandte: Da zuckte auch schon ein lang gestreckter Schatten über sie hin; sie flog zur Seite und wand sich mit gebrochenem Rückgrate im Staube; ein zweiter Sprung und Hieb des Leoparden, dann stand er plötzlich über ihr — wie es zugegangen, weiß ich nicht, es ging zu schnell. Wohl aber sah ich, daß er mehrfach zubiß, und daß dann die Jungen von dem herrlichen, zwar kopflosen, aber noch so munter sich windenden Spielzeuge gar nicht lassen wollten, die tollsten Sprünge machten und immer wieder die Kraft ihrer Milchzähnchen an dem Giftwurme versuchten. Endlich nahm die Alte die Schlange in ihre starken Fänge und verschwand im Busch; nie werde ich den Anblick vergessen, wie die drei Kleinen nach den rechts und links schleifenden Enden haschten und griffen — ein rührendes Bild kindlicher Sorglosigkeit, sonniger, kindlicher Daseinsfreude inmitten von Dornen und Gefahr.

Leider erwies es sich als unmöglich, in dem zerklüfteten Steinmeere das Lager der Leopardin auszumachen; noch dreimal habe ich die Familie am Wasser gesehen, dann blieben sie weg. Beim letzten Male erschien auch der Vater für einen kurzen Augenblick; es stand ihm aber deutlich an der Stirne geschrieben, wie sehr er sich in der Kinderstube langweilte: Deshalb schlug er sich nach hastigem Trunke in die Büsche, auf Jagd oder Abenteuer zu ziehen. —

Wie weit die Erzählungen auf Wahrheit beruhen, die von der Rachgier und Hinterlist des Leoparden zeugen sollen, vermag ich aus eigener Anschauung nicht zu beurteilen. Aus Erfahrung stehe ich beinahe jedem Bericht über südwestafrikanische Jagdabenteuer zweifelnd gegenüber, da die Allgemeinheit stets das Eigene dem Sachlichen voranstellt, an den dummen Überlieferungen der Buren klebt und in den Tropen das Jägerlatein naturgemäß auch tropische Blüten treibt. Auch sieht der, der die Jagd nur vom Standpunkt langweiliger und lästiger Fleischversorgung aus betreibt, das Wild und sein Gebaren mit anderen Augen an, als der Sportjäger, der aus der Tierbeobachtung seinen Beruf macht, mit und für sein Wild lebt und sich restlos in den Dienst der Sache stellt. Nur er allein kann Beobachtung an Beobachtung reihen und in seinen Tagebüchern vergleichen; der Schießer neigt fast immer dazu, irgend ein zufälliges Erlebnis zu verallgemeinern und den Kundigen anzugreifen, der anderer Ansicht ist. Aus der Fülle meiner Erfahrungen auf diesem Gebiete seien zwei wegen ihres humoristischen Beigeschmackes wiedergegeben: Einem mir bekannten Farmer, der schon eine recht erhebliche Reihe von Oryxantilopen auf dem Gewissen hatte, wurde von seinen Kötern eine Oryx zugetrieben. Das verängstigte Tier drängte sich, einen Hund an der Drossel, zwischen die eingespannten Ochsen — mit gutem Erfolge, denn als die Schlacht geschlagen war, da bildeten die zersplitterte Deichsel, ein gespießter und zwei zu Schanden getretene Köter sowie ein totgeschossener Ochse eine malerische, außerordentlich stimmungsvolle Gruppe um die umgestürzte Karre, während die Antilope mit Rennpferdgeschwindigkeit am Horizonte verschwand. Daß ich zu dem Berichte mitleidsvoll grinste, nahm der Farmer nicht weiter übel; daß ich aber nicht zugeben wollte, gereizte Oryx ließen ihre Wut „immer“ an Ochsen aus, das verdroß ihn stark. — Ein Anderer, der auch schon so manchen guten Schuß getan, trachtete einem Hasen nach dem Leben, der im letzten Augenblick unter einen Busch flitzte — gleich darauf an der anderen Seite des Busches Bewegung — bautz! Aber ach, statt des Häschens wälzte sich eine feiste Mutterssau quiekend im Blute, die unter dem Dorn geschlafen und, von dem Hasen erschreckt, aufgesprungen war. Endergebnis: 200 Mark Schadenersatz an den Besitzer des Schweines, 200 Mark Strafe wegen Wilddiebens auf fremdem Boden im Wieder-

und Specht täuschen die Anwesenheit von Menschen vor; der Ochsenfrosch narrt den Hungernden mit nahem Brüllen, in dem man deutlich die Stimmen von Kühen und Kälbern zu unterscheiden glaubt. Mit bellendem Schrei und lautem Kreischen zieht der Gaukler seine Kreise, und zu all' dem harft der nimmer ruhende Wind im rauschenden Busch den Grundton oder orgelt von den Felsenklüften her im tiefen Baß seinen Sturmgesang über die Steppe.

Unheimlich tönt in stiller Nacht der Ruf des Uhu; hohler Eulenschrei weissagt dem Herero kommende Krankheit und bitteren Tod. Das Käutzchen gleitet vorüber, die Tonleiter pfeifend; geisterhaft hauchen Nachtschwalben ihren Schrei in die Dunkelheit. Widerlich heulen Schakale einander die Botschaft zu von Hunger, Liebe oder gedecktem Tisch; gleich dem Kampfschrei des Bullen dringt von ferne der Ruf der großen Hyäne herüber, in gespenstischem Lachen verhallend. Wie ein sehr unartiges, eigensinniges Kind schreit der Karakal; herzzerbrechend traurig schluchzt, schnell wiederholtem Unkenruf ähnelnd, der Löffelhund sein trillerndes Lachen in das Gras. Grunzende Selbstgespräche verraten den Leoparden, ein bellender Schrei zeugt von schlechter Laune des fürstlichen Räubers. Bellend wiehert das Zebra, so ähnlich dem Kläffen eines kleinen Hundes; glockenklar erklingt der Trompetenton, mit dem der häßliche Hyänenhund seine Genossen zur Jagd lädt, und dröhnend rollt das unvergeßliche Brüllen des Löwen über die Steppe, furchtbar, gewaltig, dräuend, — und doch verstummend vor dem markerschütternden, gellenden Wutschrei, den der Elefant in die Nacht hinein schrillt.

Strahlend wölbt sich der Nachthimmel über all' dem tönenden Leben, erhaben schön, aber weit ärmer als über der deutschen Heimat. Nur Fremdtümelei und Urteilslosigkeit spricht aus dem Dichter, der „anbetend auf die Knie sinkt, hingerissen vom ersten Anblick des Südlichen Kreuzes" — das Sternbild entspricht allerbesten Falles der Cassiopeia und würde überhaupt übersehen, liehe ihm der benachbarte Centauer nicht den Glanz seiner beiden Hauptsterne. Zur Entschuldigung möge dem Gestirne dienen, daß es in bezug auf urteilslose Bewunderung erblich belastet ist. Es wird 1515 in einem Briefe des Florentiners Andrea Corsali zum ersten Male erwähnt und gleich mit südlich überschwenglichen Worten dem Nordländer geschildert: „. . . Ein wunderbares Kreuz von solcher Schönheit, daß es meines Erachtens mit keinem Gestirne des Himmels verglichen werden kann. Irre ich nicht, so ist es eben dieses Kreuz, dessen Dante im prophetischen Geiste gedenkt."

Sirius, Orion und Skorpion durchmessen den Himmelsdom annähernd im größten Bogen, vermögen aber, so hell und klar sie in der dünnen

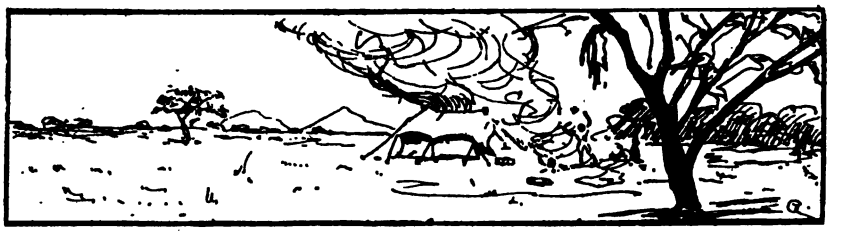
Luft auch erſtrahlen, doch den vertrauten Anblick des Großen Bären nicht zu erſetzen. Ihn ſehen wir nur während kurzer Zeit in ſeiner ganzen Pracht über dem Horizonte als lockenden Gruß aus der deutſchen Heimat.

So hell das Heer der Sterne, Milchſtraße und Tierkreislicht in der Trockenzeit herniederleuchten auf die Steppe, ſo undurchdringlich dunkel ſind die Regennächte; da erkennt man die Hand vor Augen nicht, da heißt es, ſcharf aufpaſſen, nicht aus der Richtung zu kommen, zumal im niederpraſſelnden Regen Pferde und Ochſen danach ſtreben, dem Wetter den Rücken zuzukehren, und immer wieder aus der Richtung drehen. —

Reichlich warm ſetzte gerade in jenen Tagen, da ich wieder hinauszog, die heiße Zeit ein, beſonders unangenehm fühlbar nach dem ungewöhnlich ſtrengen Winter 1915. Im Juni hatten wir mittags in dicken Mänteln am Feuer vor Kälte gezittert; jetzt begann der Wärmemeſſer in den oberen Graden der höheren Mathematik herumzuklettern. Aber das iſt gerade die beſte Zeit für den Beobachtungs-Anſitz am Waſſer; nun müſſen ſich die vom Waſſer abhängigen Tiere regelmäßig an der Tränke einfinden und ihre Geheimniſſe offenbaren. Mit dem erſten Regen, der die Tümpel und Steinbänke füllt, veröden die Waſſerſtellen, deren Umgebung naturgemäß von aller Nahrung entblößt iſt; dann nimmt alles Wild das Waſſer im Felde an, und man kann von Glück ſagen, ſtößt man in den gewohnten Jagdgründen noch auf ein paar einſame Tauben oder Perlhühner.

— Unſtreitig erſchlafft der Weiße in unſerm wechſelnden Klima, ſofern er eine willenloſe Nulpe iſt und dem Schlendrian verfällt, dem der ganze Zuſchnitt des Lebens hier draußen die Wege ebnet. Unſer Körper paßt ſich der Hitze und der dünnen Luft an, der roten Blutkörperchen werden weniger; daher leidet man hier draußen weit mehr unter der Kälte als daheim, ohne aber der Hitze gegenüber die Erleichterung ſonderlich zu merken. Wehe dem, der bei dem ungebundenen Leben keinen Zwang in ſich fühlt und ſeinen Nerven nachgibt: Den hat bald der hier draußen beſonders bösartige Teufel Alkohol mit eiſernem Griff am Genick — fahr wohl, Geſundheit und Wohlſtand! Dann wird dem Klima in die Schuhe geſchoben, was Schnaps und Schlappheit verbrochen.

Gewiß, die Höhenlage iſt nichts für ſchwache Herzen. Aber das iſt belanglos, denn Kranke und Schwächliche gehören nicht in ein Neuland, das ganze Männer erfordert. Und ebenſowenig paſſen die vielen entmündigten Majorats-Trottel hierher, die das Vaterland uns aufhalſt; die ſetzen



lediglich das Ansehen unseres Adels in den Augen der Weißen, das Ansehen der Herrenrasse bei den Eingeborenen herab.

Mit der Malaria ist es halb so schlimm, wie behauptet wird; sachgemäße Chinin-Vorbeuge und Enthaltsamkeit vom Alkohol haben sich noch immer bewährt; einen heilenden Einfluß auf Mittelohr-Entzündung hat unser trocknes Klima; auch Schwindsucht soll abheilen, oder wenigstens zum Stillstand kommen. Dafür aber greift das Klima die Nerven böse an, macht reizbar und händelsüchtig — wenn ich recht unterrichtet bin, kommen im Jahresdurchschnitt auf jeden Weißen vier Beleidigungs- und Verleumdungsprozesse. —

Heiß ist das Kaokofeld, das läßt sich nicht leugnen. Die Küstengebirge bremsen die Seewinde ab, und es ist anstrengend, in der warmen Zeit tagelang auf der Wildfährte zu laufen. Die Abkühlung, die ein Regen bringt, hält nicht lange vor, und besonders erschlaffend wirkt vor und nach dem Regen die feuchte Hitze, da man an die im allgemeinen so sehr trockne Luft und daher stark beschleunigte Verdunstung der durch die Haut ausgeschiedenen Körperfeuchtigkeit gewöhnt ist. Aber auch die heißen Monate lassen sich ertragen, und wer sie nicht ertragen zu können glaubt, nun, für den ist eben afrikanisches Edelwild nicht erschaffen.

Acht Grad Réaumur unter Null betrug die größte von mir im Kaokofelde gemessene Kälte. Doch sind solche Grade die Ausnahme, zwei bis drei unter Null schon selten. Wenn der regelmäßige Ostwind der kalten Zeit über die Steppe fegt, wird man an manchem Tage überhaupt nicht warm. Die Junisonnenwende bringt meist ein paar besonders unwirtliche Tage mit eisigem Regen und Hagelschauern; regelmäßigen Winterregen hat nur ein kleiner Teil des südlichsten Schutzgebietes.

Sehr selten dringt auch einmal Nebel von der Küste bis in's Kaokofeld — Festtage für den Tierbeobachter: Im Nebel weiß die scheue Oryx nicht recht, was eigentlich los ist; auch scheint der Nebel Geräusche und Witterung zu dämpfen — nur schade, daß man im Nebel des Wildes nur durch Zufall ansichtig wird. Für gewöhnlich begünstigt

den Jäger das allererſte Zwielicht, das die Tiere noch von der Frühkälte beeinflußt findet, doch iſt es bei der Kürze der Dämmerung nur ein glücklicher Zufall, ſieht man ſich bei Tagesgrauen einer Herde gegenüber. Dann iſt auch der Springbock noch nicht von ſeiner widerlichen, ziegenartigen Unraſt ergriffen, und ſeine auffallend ſcharfen Lichter verſagen in der Dämmerung.

Neben der Frühkälte ſind die Windhoſen Bundesgenoſſen des Jägers: In ihrem Schutze kann man ſich bis in die allernächſte Nähe des ſcheueſten Wildes ſchleichen. Sie laufen vor aufkommenden Winden her, zahllos bei böigem Wetter, ſind aber zweifelhafte Freunde, die dem Zelte und den Kochtöpfen oftmals böſe mitſpielen. — Nur ganz ausnahmsweiſe konnte ich ihre Höhe auf 2—3000 m ſchätzen; dieſe Rieſen ragen ſtundenlang gen Himmel, während die gewöhnlichen, 30—100 m hohen, nur über eine kurze Strecke brauſen und nach nicht gar zu ſchwerem Unheil in ſich zuſammenfallen; immerhin ſind auch ſie ſtark genug, Häuſer abzudecken und ſchwere Wellblechplatten wie Papier zu knicken. —

— Die großen Wärmeſchwankungen, die innerhalb von 24 Stunden vierzig und mehr Grad betragen können, müßten unſer Wild eigentlich beſonders geeignet machen für die Ausfuhr nach europäiſchen Tiergärten. Es mag ja leichter ſein, den Bedarf aus dem wildreichen Innerafrika zu decken, als aus unſerem troſtlos wildarmen Lande. Aber ich glaube, die Schwierigkeiten des Fanges müßten ſich durch weit geringere Verluſte bezahlt machen. So leicht iſt unſeren Antilopen beizukommen mit niedrigen, roh zuſammengeworfenen Fangkrälen aus Dorn, deren Durchläſſe mit Schlingen beſchickt werden; wie manches Böckchen muß da ſein Leben laſſen, ſind die Eingeborenen doch Meiſter in dieſer Fangart, die ſelbſt Weiße nachzuahmen ſich nicht ſcheuen, denen die Jagd mit der Büchſe zu unbequem iſt. Für Großantilopen reichen zum Glück das Riemenzeug der Schwarzen und die kunſtvoll gedrehten Baſtſeile nicht aus; ich habe geſtaunt, was für Stricke Oryx und Kudu mit der Schnellkraft ihrer Läufe zu zerreißen wußten.

Das Perlhuhn wartet nur darauf, am Waſſer die Schlinge mit einer Wildzwiebel beködert zu finden, um ſich aufzuhängen. Schakal und Wildkatze bringen unter einem herabfallenden Steine ihren geſchätzten Braten dem Eingeborenen dar. Nur der Leopard muß durch eine hohle Gaſſe ſtarker, eingerammter Pfähle gelockt werden, zwiſchen denen ihm ein herabſchmetternder Baum das Räuberhandwerk legt: Seiner Stärke und Schlauheit können Schlingen und Steinfallen nichts anhaben.

Der deutſche Fuchs wäre wohl ſchon längſt ausgerottet, wenn er halb ſo töricht in jedes Eiſen träte wie unſere Schakale und Hyänen. Oder iſt er mit der Kultur fortgeſchritten, haben wir ihm ſeine Schlauheit erſt ſelbſt angezüchtet? —

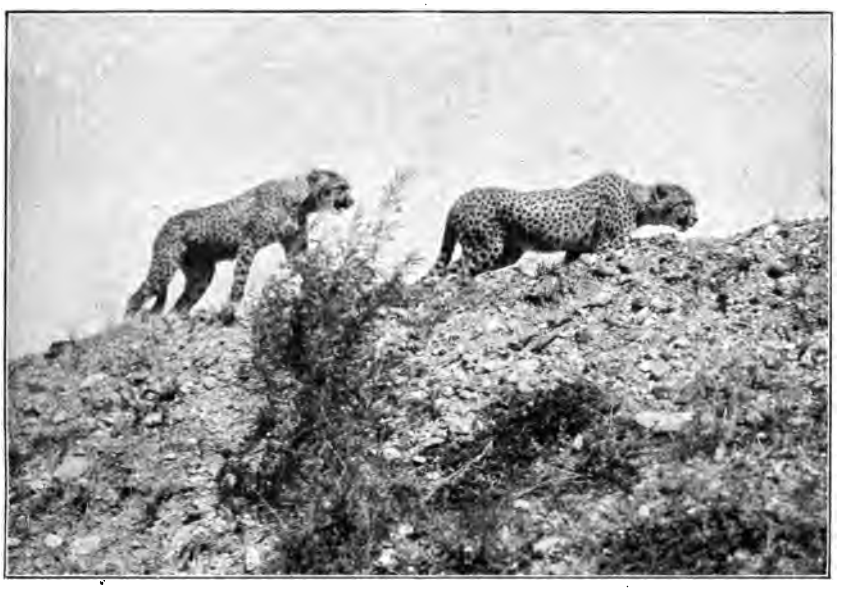
Daß ich perſönlich den Gepard niemals im Kaokofelde angetroffen, iſt wohl nur Zufall, denn im ſüdlichen Teile iſt er oft erlegt worden. Deſto häufiger fand ich den Serval.

Das erſte Raubzeug, das ich in Südweſt geſtreckt, waren Geparden. Gerade an einem Weihnachtstage brach ich den Bann, und das gleich mit einem Doppeltreffer! Die beiden nahmen mich regelrecht an, aber wohl mehr aus Schrecken denn aus Kampfesluſt. Anders der Leopard; der iſt ſtets bereit, ſich mit dem Jäger zu meſſen, und greift auch ungereizt an, wenn die Gegenwart des Menſchen ſeine Kreiſe ſtört. Immer iſt er weit gefährlicher als der feige Löwe.

Aas nimmt die bunte Katze regelmäßig an; deshalb haben Verletzungen durch ihre ſtets mit Aas verunreinigten Krallen meiſt Blutvergiftung zur Folge.

Mich brachte einſt ein Leopard gehörig auf den Trab, als ich mich ſeinetwegen bei einem erlegten Zebra angeſetzt und die herabgeſunkene mondloſe Nacht mich wehrlos gemacht hatte. Knurrend und bellend umſchlich er nicht das Zebra, ſondern mich; ließ ſich durch das ſchnell veranſtaltete Hornberger Schießen weiter keinen Eindruck machen, und froh war ich, als es mir endlich gelungen, Feuer zu ſchlagen und mit einem Brande in der Hand einen geordneten Rückzug anzutreten. Die mondloſen Nächte machen ſelbſt bei klarem Himmel die Fernrohrbüchſe wertlos; auf wenige Schritte iſt es dann unmöglich, einen ſicheren Schuß anzubringen.

Den Leoparden anzuſchweißen, iſt eine heikle Sache. Auch im Eiſen iſt er ein beachtenswerter Gegner, der Rieſenkraft mit unerſchrockenem



Geparden

Oryxantilope

Aufn.: Lange

Mute paart. Niemandem möchte ich raten, dem angebleiten Leoparden ohne Hund zu folgen; er weiß sich meisterhaft zu drücken und plötzlich auf den Jäger zu stürzen. Mir hat einer bei solcher Gelegenheit die Büchse aus der Hand geschlagen — da ging ihm in der letzten, höchsten Not mein braver Schweißhund an die Kehle.

Gern bäumt der Leopard auf und fällt vor dem Jäger wie vom Himmel herab, lugt ihn mit blitzenden Sehern an und wartet oft, ob jener raufluftig ist oder nicht; wenn nicht, springt er mit gewandtem Satze in die Büsche und entfernt sich ohne unhöfliche Eile. Bellende Hunde halten ihn leicht auf dem Baume fest.

Böses Lehrgeld mußte ein Sonntagsjäger in G. zahlen, der für ein Stündchen die Schreibmaschine mit der Schrotspritze vertauscht hatte. Statt der gesuchten Perlhühner traf er auf einen aufgebäumten, zum Glück jungen Leoparden und ging mit angebacktem Schießeisen so nahe heran, bis ihm die bunte Katze gelangweilt in's Gesicht sprang. Der Begleiter des Herren schlug den Leoparden schließlich tot, während jener mit seinen Hünenkräften das beißende und kratzende Tier umklammert hielt.

Ein besonders glücklicher Zufall machte mich zum Zeugen, wie ein Leopard einen Springbock schlug, den ich selber angepirscht. Zoll für Zoll schob er sich näher, flog wie ein Pfeil in gewaltigem Satze durch die Luft, nickte den wie vom Blitz gefällt zusammenbrechenden Bock mit einem Prankenhiebe ab, griff ihn an der Drossel und schüttelte ihn nach Hundeart — da erreichte ihn mein Blei. (Vergleiche „Wild und Hund", Jahrgang 1913, Nr. 46.)

Einen anderen beobachtete ich, wie er einen fast ausgewachsenen Kudu eigentlich mühelos wegschleppte, ja, mit der Last noch über einen niedrigen Busch setzte und schnell entlief, gescheucht vom Geräusche meiner Schritte. Noch schneller riß mein Gewehrträger nach der anderen Seite aus, selbstverständlich unter Mitnahme des Gewehres; deshalb mußte ich mich damit begnügen, den Kudu als gute Prise zu erklären.

Im Vollmondscheine konnte ich eine starke Leopardin beobachten, die ihre drei Sprößlinge an's Wasser geführt hatte — eines der hübschesten Bilder, die ich je gesehen. Wie tollpatschig und dabei doch so elegant die Kleinen übereinander kugelten, wie unverkennbar gut gelaunt die Alte ihnen zuschaute; wie sie ihren Schweif zum Spielzeug hergab, sich engelsgeduldig quälen ließ — hier war sie nur Mutter, nur Weib; hier konnte ich kaum glauben, ein Raubtier vor mir zu haben, weit furchtbarer als der feige Löwe; konnte gar nicht begreifen, daß ich schon so manchem Angehörigen ihrer Sippe eine mörderische Kugel zwischen die funkelnden

Seher gesetzt hatte. Und noch heute fasse ich es nicht, wie so Viele, denen ich jene friedliche, genußvolle Stunde geschildert, es unbegreiflich von mir fanden, offenen Auges die Gelegenheit zu versäumen, meine Schußliste mit vier Leoparden — zu zieren? nein, zu beschmutzen!

Die schöne Katze mußte sich wohl sehr sicher fühlen, denn im allgemeinen liebt ihre Art es nicht, länger als notwendig am Wasser zu verweilen. Endlich rüstete sie sich zum Aufbruch, ein leises Knurren beendete die Spiele der Jungen, sie erhob sich, machte einen Buckel, dehnte und streckte die geschmeidigen Glieder — und erstarrte plötzlich mit gesträubten Haaren vor einer mannslangen Kobra, die sich 2 m vor ihr erschreckt aufrichtete. Wie anders klang jetzt das Knurren, das in ihrer Sprache wohl heißen sollte: „Hinlegen, Kinder! Seht euch die Schlange dort an und lernt von mir, wie unser ritterliches Geschlecht mit solch' hinterlistigem Mörder umspringt." — Die Kleinen lagen unbeweglich, gleich Steinen an den Boden gepreßt. Langsam, Zoll für Zoll sank die Alte zur Sprungstellung in sich zusammen, während die Kobra mit geblähtem Halse den Angriff erwartete.

Wahrlich, zwei beachtenswerte Gegner! Aber vermag Heimtücke jemals frisch wagenden Mut im Schach zu halten? Die Leopardin umkroch, scheinbar selbst zur Schlange geworden, den furchtbaren Feind, der bei der ersten Bewegung der Katze sein Leibesende vorsorglich aus dem Bereiche der scharfen Krallen gezogen und im Schutze des starr auf den Angreifer gerichteten, giftbewehrten Kopfes zusammengerollt hatte. Wohin sich jene auch wenden mochte, immer tauchte Auge in Auge, bis — ja, ich glaube, daß die Sache sich so vollzog, denn der erste Teil dessen, was ich hier berichte, spielte sich selbst für meinen Zeiß zu schnell ab, obwohl mich nur knapp 10 m von den Kämpfern trennten — bis also die Schlange für den Bruchteil einer Sekunde den Kopf nach einem der sich bewegenden Jungen wandte: Da zuckte auch schon ein lang gestreckter Schatten über sie hin; sie flog zur Seite und wand sich mit gebrochenem Rückgrate im Staube; ein zweiter Sprung und Hieb des Leoparden, dann stand er plötzlich über ihr — wie es zugegangen, weiß ich nicht, es ging zu schnell. Wohl aber sah ich, daß er mehrfach zubiß, und daß dann die Jungen von dem herrlichen, zwar kopflosen, aber noch so munter sich windenden Spielzeuge gar nicht lassen wollten, die tollsten Sprünge machten und immer wieder die Kraft ihrer Milchzähnchen an dem Giftwurme versuchten. Endlich nahm die Alte die Schlange in ihre starken Fänge und verschwand im Busch; nie werde ich den Anblick vergessen, wie die drei Kleinen nach den rechts und links schleifenden Enden haschten und griffen — ein rührendes Bild kindlicher Sorglosigkeit, sonniger, kindlicher Daseinsfreude inmitten von Dornen und Gefahr.

Leider erwies es sich als unmöglich, in dem zerklüfteten Steinmeere das Lager der Leopardin auszumachen; noch dreimal habe ich die Familie am Wasser gesehen, dann blieben sie weg. Beim letzten Male erschien auch der Vater für einen kurzen Augenblick; es stand ihm aber deutlich an der Stirne geschrieben, wie sehr er sich in der Kinderstube langweilte: Deshalb schlug er sich nach hastigem Trunke in die Büsche, auf Jagd oder Abenteuer zu ziehen. —

Wie weit die Erzählungen auf Wahrheit beruhen, die von der Rachgier und Hinterlist des Leoparden zeugen sollen, vermag ich aus eigener Anschauung nicht zu beurteilen. Aus Erfahrung stehe ich beinahe jedem Bericht über südwestafrikanische Jagdabenteuer zweifelnd gegenüber, da die Allgemeinheit stets das Eigene dem Sachlichen vorausstellt, an den dummen Überlieferungen der Buren klebt und in den Tropen das Jägerlatein naturgemäß auch tropische Blüten treibt. Auch sieht der, der die Jagd nur vom Standpunkt langweiliger und lästiger Fleischversorgung aus betreibt, das Wild und sein Gebaren mit anderen Augen an, als der Sportjäger, der aus der Tierbeobachtung seinen Beruf macht, mit und für sein Wild lebt und sich restlos in den Dienst der Sache stellt. Nur er allein kann Beobachtung an Beobachtung reihen und in seinen Tagebüchern vergleichen; der Schießer neigt fast immer dazu, irgend ein zufälliges Erlebnis zu verallgemeinern und den Kundigen anzugreifen, der anderer Ansicht ist. Aus der Fülle meiner Erfahrungen auf diesem Gebiete seien zwei wegen ihres humoristischen Beigeschmackes wiedergegeben: Einem mir bekannten Farmer, der schon eine recht erhebliche Reihe von Oryxantilopen auf dem Gewissen hatte, wurde von seinen Kötern eine Oryx zugetrieben. Das verängstigte Tier drängte sich, einen Hund an der Drossel, zwischen die eingespannten Ochsen — mit gutem Erfolge, denn als die Schlacht geschlagen war, da bildeten die zersplitterte Deichsel, ein gespießter und zwei zu Schanden getretene Köter sowie ein totgeschossener Ochse eine malerische, außerordentlich stimmungsvolle Gruppe um die umgestürzte Karre, während die Antilope mit Rennpferdgeschwindigkeit am Horizonte verschwand. Daß ich zu dem Berichte mitleidsvoll grinste, nahm der Farmer nicht weiter übel; daß ich aber nicht zugeben wollte, gereizte Oryx ließen ihre Wut „immer“ an Ochsen aus, das verdroß ihn stark. — Ein Anderer, der auch schon so manchen guten Schuß getan, trachtete einem Hasen nach dem Leben, der im letzten Augenblick unter einen Busch flitzte — gleich darauf an der anderen Seite des Busches Bewegung — bautz! Aber ach, statt des Häschens wälzte sich eine feiste Mutterssau quiekend im Blute, die unter dem Dorn geschlafen und, von dem Hasen erschreckt, aufgesprungen war. Endergebnis: 200 Mark Schadenersatz an den Besitzer des Schweines, 200 Mark Strafe wegen Wilddiebens auf fremdem Boden im Wieder-

holungsfalle und — die laut verkündete Behauptung: Schweine haben vor Hasen eine ganz sinnlose Angst.

Unzählige Male ist mir versichert worden, Ducker würden in der Gefangenschaft blind. Ich habe mir viel Mühe gegeben, die Ursache dieser weitverbreiteten Ansicht zu ergründen, und habe in einem Falle einwandfrei festgestellt, daß das arme Tier sich am Stacheldrahte beide Lichter ausgestochen hatte. Ein anderer schien an einer auch bei unseren Rindern vorkommenden Krankheit der Atemwege eingegangen zu sein, die sich wunderbarerweise zuerst durch Erblinden des befallenen Tieres bemerkbar macht. „Bösartiges Katarrhal-Fieber" nennt Rickmann diese wenig bekannte Krankheit; ob Wild von ihr befallen wird, steht wissenschaftlich noch nicht fest. —

So gar keine Unterstützung findet der Tierbeobachter bei den Eingeborenen. Es fehlt ihnen jeder Blick für die Natur, selbst für die Witterung und ihre Umschläge haben sie keinen Blick. Vielleicht deshalb, weil sie Regen und Sonnenschein als etwas unabwendbar Gegebenes hinnehmen, unter schlechter Witterung wenig leiden, daher gleichgültig und überhaupt denkfaul sind. Sie betrachten jedes Tier nur durch die Speiseröhre, erinnern sich jahrelang eines besonders feisten Stückes, an dem sie sich krank gegessen, (was für sie den Inbegriff aller irdischen Seligkeit bedeutet), schweigen sich aber aus, wenn man nach Gewohnheiten und Krankheiten des Wildes fragt. Oder lügen das Blaue vom Himmel herunter, um sich gefällig zu zeigen; gefällig natürlich nur in Erwartung einer Belohnung, beileibe nicht etwa aus Dienstfertigkeit oder Entgegenkommen. Wie sollten sie auch einen ungetrübten Blick für die Natur haben, diese in Genußsucht und unfaßbarem Aberglauben befangenen schwarzen Menschen. Stelle allen Narren Europas die Aufgabe, das Menschenmögliche an Unsinn auszuhecken, es wird noch lange nicht an den Übersinn grenzen, an den der Eingeborene glaubt. Raune ihm geheimnisvoll zu, was die dümmste Amme für sinnlose Fabel erklären würde, und er schwört sein ganzes Leben lang darauf; sagst du ihm aber, du wolltest, ohne dich von ihm belohnen zu lassen, nur aus Freude an der Jagd dem Leoparden nachstellen, der seine Herde vernichtet, so wird er dir nicht glauben, wird irgend eine Bosheit hinter deinen Worten wittern und lieber weiter seine Tiere verlieren, als dir behilflich sein, den Räuber unschädlich zu machen. Wirst du dringlicher, dann schwört er, k'omahoze, bei den Tränen seiner Mutter und Ahnen, (ein Eid von ganz besonderer Beweiskraft), nie im Leben auch nur ein Sterbenswörtchen von dem Vorhandensein des Leoparden gehört zu haben, — des Leoparden, von dem er dir heute Morgen noch die Ohren vollgequengelt hatte. Die

ganze Sippe schwört mit zum Steinerweichen, und bist du so glücklich, die bunte Katze doch zu erlegen, dann wird der Fall mit einem Grinsen abgetan. Und natürlich mit der Bitte, Fell und Wildpret der Werft zu überlassen und ein anständiges Geschenk beizufügen.

Die Lüge betrachtet der Eingeborene als seine beste und durchaus rechtmäßige Waffe im Verkehr mit dem Weißen, als bestes Gegengewicht gegen dessen überlegene Klugheit. —

Krankes Wild bekommt man nur sehr selten zu Gesichte. Krankes Raubzeug wird wohl von Artgenossen oder Stärkeren umgebracht und verzehrt, wie ich es bei Hyänenhunden beobachtet habe; der Löwe tut sich gütlich an dem im Eisen überraschten Leoparden; den mit einem Laufe im Eisen hängenden Schakal verspeisen seine guten Freunde und Angehörigen oft unmittelbar, nachdem sie den Schrecken über das klirrende Zusammenschlagen der Falle überwunden und sich von der Wehrlosigkeit des Gefangenen überzeugt haben.

Nur an ganz vereinzelte Fälle kann ich mich erinnern, in denen ich krankes Wild beobachtet. Die einzige Elefantenkuh, die ich gestreckt, schoß ich, um sie von ihren Leiden zu befreien; was ihr außer den faustgroßen Schwären, die sie bedeckten, noch gefehlt haben mag, konnte ich nicht ergründen. Dann streckte ich einmal aus einer Herde von zehn Oryxantilopen einen Bullen, dessen hintere Körperhälfte tiefschwarz gefärbt war. Die Freude über eine so seltene Beute hielt aber nicht lange an, denn die schwarze Färbung entpuppte sich als Schorf einer nässenden Flechte; trotzdem war das Tier gut bei Feist und Wildpret und schien in der Herde ruhig geduldet zu sein. Räudeartige Erkrankungen habe ich je einmal beim Leoparden, Hyänenhunde und Klippspringer gefunden. Verheilten Lungenschüssen begegnet man öfter bei Antilopen, ebenso eingeheilten Geschossen, die meist dem in Südwest in hohen Ehren stehenden Einundsiebziger entstammen. Auch ich bin ein glühender Anhänger dieser alten Knarre — wenn sie sich in den Händen Anderer befindet! Sie schont den Wildstand doch weit mehr als die modernen Gewehre.

Schließlich habe ich bei einem Kuhantilopenbullen im Nasengange Maden von beachtenswerter Länge gefunden; es handelte sich um ein entkräftetes Tier mit altem, schwer eiternden Keulenschuß. — Kudu und Elenantilopen sollen in Seuchenjahren der Rinderpest massenhaft zum Opfer gefallen sein. —

Besonderen Wohlergehens erfreut sich in Südwest der Bandwurm bei Mensch und Tier: ich fand ihn häufig bei Perlhühnern und Großtrappen; bei Rotbock, Ducker, Oryx, Kuhantilope und Kudu. Weit verbreitet sind bis zu 28 cm lange Fadenwürmer, die nicht in, sondern

außen an den Därmen leben, unter der die Därme zusammenhaltenden Haut und am Magen unter dem Netzfeist. Die größten beherbergt die Oryxantilope; jede Art scheint nur an einer bestimmten Wirtsgattung fortzukommen, wenigstens habe ich in der großen Landschildkröte, im Blaubock, Rotbock, Ducker, Springbock, Oryx, Kudu, Giraffe, Nashorn, Elefanten (zwei Arten), Perlhuhn, Groß- und Kleintrappe, Strauß augenscheinlich verschiedene Arten gefunden. — Im Schlunde des Zebras haust ein kurzer, roter Wurm; den Blinddarm des Zebras habe ich innen mit einer Schicht winziger Würmer bedeckt gefunden, die ihren Wirt nicht weiter gestört zu haben schienen.

Leider gelang es mir nie, tote Eingeborene nach solchen Würmern zu durchsuchen; die trauernden Hinterbliebenen lehnten den fürstlichsten Kaufpreis stets nachdrücklich und drohend ab. Mein Herumstochern in dem Brei, in den sich ein Omuambo unter den Säulen eines Elefanten verwandelt, hätte mir auf ein Haar einen Giftpfeil eingetragen.

Ein violettes „Blutwunder", ähnlich den Erscheinungen in dem bekannten Gutsteiche von Wendisch-Buchholz, ist mir ein einziges Mal in Afrika, im nördlichen Kaokofelde begegnet. Leider wusch mir der strömende Regen das in jenem Tümpel getränkte Taschentuch in der Tasche so vollkommen aus, daß ich die färbenden, mit bloßem Auge gerade noch erkennbaren Lebewesen nicht fortzüchten konnte. Als ich eine Woche später mit Flaschen an Ort und Stelle wieder eintraf, war das Wunder verschwunden. —

Zecken jeder Art saugen sich an allem Getiere fest, an Warmblütern so gut wie an Wechselwarmen. Sie haben sich äußerst verdächtig gemacht, neben anderen Viehkrankheiten auch die Einhuferpest zu verbreiten, doch sind sie vorläufig noch nicht überführt. — —

Woran mag es liegen, daß Blutegel im Kaokofelde nur strichweise vorkommen? Nach einem einzigen Tränken in Okozonduno („Oryxplatz") mußte ich meinem Hengste 28 Stück aus dem Maule reißen, während das nur 8 km entfernte Orubandji sich stets als egelfrei erwies, ebenso die übrigen nahen Quellen. (Orubandji = angeblich „Platz in der Schlucht." Die Ableitung des Wortes ist mir unerfindlich.)

Ein Ostafrikaner behauptet in seinem Buche, der Elefant nähme Blutegel-verseuchte Wasserstellen nicht an, denn das Kitzeln der im Rüssel festgesaugten Egel zwänge ihn, den Rüssel so lange gegen einen Baum zu schlagen, bis er eingehe — der Elefant, nicht etwa der Baum oder gar der Egel. Das stimmt für das Kaokofeld nicht, denn gerade Okozonduno wird regelmäßig von Elefanten besucht. Eine gewisse Vorbeuge gegen Blutegel glaube ich allerdings beobachtet zu haben: Reines Wasser wird

restlos aus dem Rüssel in den Schlund gegossen; ist es jedoch schmutzig — nach Elefantenbegriffen — und mit festen Bestandteilen durchsetzt, so entleeren die Riesen den Rüssel nicht ganz in den Rachen, sondern spritzen den letzten Wasserrest auf die Erde hinter sich; manches Mal habe ich dabei am Ausguck meines Pontok's eine Ladung Schlamm in's Gesicht bekommen. Vielleicht filtrieren sie die Flüssigkeit durch Zusammenklemmen der Rüsselgänge? — Nun entspringt gerade der Okozonduno-Quell glasklar dem Felsenhange, und doch habe ich dieses Weggießen des letzten Wasserrestes an dieser Tränke jedes Mal mit zuverlässiger Sicherheit beobachtet, nicht aber an anderen klaren und egelfreien Wasserstellen.

Schalen- und Raubwild nimmt keine Rücksicht darauf, ob Egel im Wasser schwimmen oder nicht. —

Einen Elefanten, der so lange auf einen Baum losdrischt, bis er selig verstirbt, möchte ich doch gar zu gern einmal mit eigenen Augen sehen. Schlechten Schützen wäre zu empfehlen, den wehrhaften Riesen nicht mit dem Schießgewehr, sondern mit den weit billiger zu beschaffenden Egeln nachzustellen. Abends eine Hand voll in die Tränke — Ladehemmung ausgeschlossen — und bei Sonnenaufgang die toten Elefanten in vornehmer Ruhe gesammelt und in's Schußbuch eingetragen. Ein guter Egel ließe sich bestimmt mehrmals hintereinander verwenden — auch ein beachtenswerter Vorteil gegenüber den teuern Patronen.

1912 hatte sich die von mir auf Grund meiner sorgfältigen Beobachtungen verspottete Behauptung jenes Ostafrikaners schon in ein wissenschaftliches Werk geschlichen, wo sie, allerdings mit großer Vorsicht, wiedergegeben wird. Diese Stelle führt ein Dritter an und setzt hinzu, die Elefanten würden aus Angst vor Blutegeln richtige „Brunnenbauer", die ihre Brunnen nach Gebrauch jedesmal wieder zuschütteten, um einer Verseuchung durch Egel vorzubeugen . . . Fama crescit eundo, sagt schon Ovid. —

Altes Buſchmannweib (mit ſtarker Beimiſchung von Bergdamarablut)

V.

Längst ist es mir unumstößlich sicher, daß die Elefanten sich untereinander zu verständigen wissen. — Warum auch nicht? Ich glaube, daß unser Dickhäuter neben dem Affen das klügste, das dem menschlichen am ähnlichsten entwickelte Gehirn besitzt: Gleich uns verfügt er über ein Glied, das wie kein zweites in Wechselbeziehungen zum Gehirne steht; das nur von hoch entwickeltem Gehirne beherrscht werden kann, seinerseits aber auch wieder das Gehirn weiterbildet — die Hand. Was ist der Rüssel anderes als Arm und Hand? Und mit welcher Geschicklichkeit weiß der Riese die Hand zu benutzen!

Roosevelt meint zwar, ausgerechnet der Löwe sei klüger als der Elefant, doch ist diese Behauptung wohl nur Effekthascherei und Reklametrick. Sicherlich, eine Beute zu beschleichen, das mag der Löwe besser verstehen als der riesige Leisetreter — aber ist mein als Ochsentreiber ergrauter Kaffer klüger denn ich, nur weil er die schwere Peitsche gewandter zu führen versteht als sein Herr?

— So ungern ich mich auf Eingeborene berufe, sei hier doch ein bezeichnendes Wort aus schwarzem Munde wiedergegeben: Der Werftälteste von Ombombo-West hatte den im Dienste seines Glaubens auf einer Erkundungsreise dorthin vorgedrungenen Missionar V. gebeten, im Hinblick auf die teuern Zeiten und auf das schlechte Leben überhaupt einen Elefanten für die Werft zu morden. Das hatte der Missionar abgelehnt: Der „Große Kapitän" in Windhuk, der Gouverneur, habe das Schießen von Elefanten verboten. Da ging ein Aufleuchten über das Gesicht des Alten, und mit einem Tone, der jeden Versuch eines Widerspruches im Keime erstickt hätte, wandte er sich an sein treues Volk:

„Haben wir nicht immer gesagt, die Elefanten seien Menschen? Jetzt weiß das der Große Kapitän in Windhuk auch, und nächstens wird er den Elefanten Paßmarken geben."

Paßmarken, d. h. ein kleines Messingschild mit fortlaufender Nummer, tragen alle bei Weißen arbeitenden und in den amtlichen Listen geführten

Eingeborenen, — wenigstens so lange sie ein reines Gewissen haben. Übermannt sie aber ein leicht verständlicher Ekel an der Arbeit; haben sie der fettesten Kuh ihres Herrn in ein besseres Jenseits verholfen auf dem Wege über der Sippe stets hungrigen Magen; oder erkennen sie ihrem Dienstherrn das Gottesgnadentum aus allgemeiner Bosheit ab, pfeifen auf ihr Recht auf Arbeit und verkrümeln sich buschwärts, möglichst in Begleitung einiger fremder, fetter Hammel — dann ziert die Paßmarke bald irgend einen Dorn im Felde, und die hohe Obrigkeit brütet vergebens über ihren Listen, wenn ein halbes Jahr später in einem andern Bezirk ein nummernloser Eingeborener, der sich aus eigener Machtvollkommenheit einen anderen Namen gegeben, zuläuft und um möglichst leichte Arbeit nachsucht. Weit höher im Werte steht die Paßmarke bei den freien Kaoko-Eingeborenen. Da ist sie ein Abzeichen fortgeschrittener Kultur, da ist sie ein Orden, der seinen Inhaber heraushebt aus der großen Masse und das Anrecht auf die wöchentliche Zukost an Kaffee, Zucker und Tabak verbrieft und siegelt. Manchen brauchbaren Kerl habe ich auf meinen Wanderungen an mich gefesselt durch feierliche Verleihung einer Paßmarke, die mir entlaufene Jungen als Ausdruck ihrer vorzüglichsten Hochachtung geneigtest hinterlassen hatten. Freilich, über die Folter regelmäßiger Arbeit hilft auch im Kaokofelde die Paßmarke nicht hinweg, aber mein Wanderleben ist ja, Gott sei es täglich gedankt, frei von solch unangenehmer Begleiterscheinung. — Ich bitte aber, deshalb nicht etwa glauben zu wollen, meine Tage seien eitel Faulheit und Bequemlichkeit. Ganz im Gegenteile stehen sie im Zeichen von schweren Entbehrungen aller Art; Hunger, Durst, Hitze, Kälte und Übermüdung reichen einander die Hand, dazu ewige Unruhe und Unrast, Sorge um Ochsen und Pferde, um Verpflegung und Wasser — aber frisch und jung bleibe ich dabei, und das nicht zum mindesten gerade durch die Lagen und Verdrießlichkeiten, über die nur ein kilometerlanger Fluch hinweghilft, ein Fluch und tatkräftiges, rücksichtsloses Durchgreifen.

Wohl ist es bei dieser Lebensweise den Rippen und leider auch dem Geldbeutel versagt, behäbig-runde Formen anzunehmen. Und doch, wäre es mir auch viel, viel schlechter ergangen, nicht möchte ich die zehn afrikanischen Jahre missen, so weit ich sie im Busch verbringen durfte! Angesichts der unfaßbaren Schönheiten unberührter Natur wird man emporgehoben auf eine hohe Warte, steht jenseits von Gut und Böse und überschaut klaren Blickes die vielen Nichtigkeiten des in seiner geblähten Wichtigkeit so lächerlichen Menschendaseins; vor dem geläuterten Auge spielen gewisse Hohlheiten äußerlicher Kultur

gar bald eine klägliche Rolle, desto reicher aber entfaltet sich der Besitz an inneren Kulturwerten. Auch hier gilt das Wort: Ihrer Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt. — Weit tiefer denn der heimische platte, kleinhirnige Gesellschaftsmensch steht der „wilde Afrikaner", der mit gesuchter Rauhheit mangelnde Erziehung und mangelnde Herzensbildung zu verbergen trachtet. — —

Also sicher ist es mir, daß die Elefanten sich untereinander zu verständigen wissen. Wie sie das machen, ist vorläufig noch ihr Geheimnis, dem ich aber auf der Spur zu sein glaube. Es spricht wohl ihre scharfe Beobachtungsgabe dabei mit; sie wissen augenscheinlich Eindrücke folgerichtig zu verwerten und schärfer zu beobachten als z. B. Antilopen. Wie wäre es, keine Verständigung vorausgesetzt, zu erklären, daß die Wasserstelle oftmals wochenlang gemieden wird, an der ein Elefant die Kugel empfing? Der Schweißgeruch allein kann es nicht sein, der die Tiere vergrämt, das bewiesen mir die beiden Bullen, die zwei Nächte lang in dem Wasser badeten, das zu zwei Dritteln aus dem frisch hineingelaufenen Darminhalte und Schweiße eines erlegten Elefanten bestand, obwohl sie unmittelbar daneben sauberes Wasser zur Verfügung hatten. Ein anderer Einzelgeher bekam einen schlechten Schuß, der ihn ohne jeden Schweißverlust erst nach 5 km umwarf: und doch blieben von Stund an die vier Herden weg, die regelmäßig dort zu tränken pflegten.

Einen starken Durchgangsverkehr an Elefanten hat Ombombo-West. Ich schoß einen Bullen aus einer Herde, die nach Norden flüchtig wurde, worauf sofort der Zulauf auf dem Nordwechsel für zwei Wochen aufhörte, wie ich an den Fährten peinlich genau festgestellt.

Zu bedenken ist ferner, daß die Dickhäuter doch das Knallen am Wasser gewohnt sind, denn drei Wochen vom Monat scheint der Mond so hell, daß die Eingeborenen ihre Gewehre am Wasser auf Zebras und Antilopen losbrennen können. Nach ihren Angaben und meinen Beobachtungen nehmen die Elefanten auf diese Schießereien wenig Rücksicht, sondern warten höchstens ein Stündchen, bis die Jäger ihre Beute fortgeschleppt haben. Wie vermögen sie einander mitzuteilen, daß es nun mit einemmale in der und der Gegend auch für sie Gepfeffertes gibt?

Die Behauptung eines Ostafrikaners, nach der die Elefanten vermöge einer nur ihnen eigentümlichen Gedankenübertragung sich auf 30 km (dreißig Kilometer!) verständigen könnten, ist wohl nicht wert, angegriffen zu werden. —

Ein eigentümliches Verhalten toten Artgenossen gegenüber habe ich regelmäßig beobachtet: Sie suchen den Toten durch Betasten und An-

stoßen scheinbar zum Aufstehen zu bewegen. Mehrfach habe ich gesehen, daß sie vor dem Rüssel des Verendeten scharrten, wobei sie einmal den halben Rüssel eingruben; dreimal ließen sie Zweige, an denen sie gerade geknabbert, auf Rumpf und Kopf des Gestreckten liegen.

— „Es muß immer so sein, wie es immer war" lautet der Wahlspruch der Kaoko-Elefanten; nur keine Neuerungen, höchstens ein bissel mehr Vorsicht, seit der weiße Mann auf unserer Fährte schleicht, sonst aber bleibt alles beim alten! Sie kleben geradezu am Wechsel und an den gewohnten Weidegründen, zu denen tief ausgetretene Pfade führen. Tatsächlich sind die Riffe aus härtestem Granit blank geglättet an den Stellen, da sie die Wechsel schneiden; man denke: das weiche Fußpolster der Elefantensäule und unser blauer und schwarzer Granit, der schon manchen Farmer beim Brunnensprengen zur Verzweiflung gebracht hat. Seit wie vielen Jahrhunderten mögen diese Wechsel begangen werden?

Nicht immer ist es leicht, dem Wechsel zu folgen, denn die langbeinigen Riesen wissen gleich Seiltänzern über die steilsten Berge zu turnen, ebenso Nashörner und Zebras. Im allgemeinen allerdings umgehen die Elefanten die Riffe — 15 km spielen bei den Schnelläufern ja gar keine Rolle.

„Der Elefant läuft nie Galopp", schreibt ein sachverständiger Engländer vom indischen Riesen, „auch wenn er einen Expreßzug einholen will, galoppiert er nicht, aber den Zug holt er ein." Und deshalb verstehe ich es nicht, wenn M. Schanz („Ein Zug nach Osten") sich darüber beschwert, als er auf dem Elefanten eines indischen Fürsten reitet, daß er zu Fuß weit schneller vorwärts kommen würde. Unsere Afrikaner jedenfalls haben einen Schritt am Leibe, der meine Lungen auspumpt, selbst wenn sie gemächlich dahinschlendern; merken sie aber, daß es hinter ihnen brenzlig wird, dann sausen sie davon auf Nimmerwiedersehen. Drei Bullen bin ich einmal acht Stunden gefolgt, die vom Wasser langsam zur Weide zogen; als ich guter Läufer von dem schnellen Marsch erledigt war und von einem Berge aus mit dem Zeiß nach ihnen suchte, da hatte sich in den acht Stunden unser Abstand von 500 m auf 5 km verzehnfacht. Immer wieder versucht man's, sie einzuholen, so grimmig man auf dem Heimwege auch flucht, und immer wieder fällt man von neuem herein, immer wieder zwingt einen die Abhängigkeit vom Wasser zum Lager zurück oder zu solchen

Umwegen über die nächste Wasserstelle, daß die Riesen einen uneinbringlichen Vorteil gewinnen.

Wenn man in einer Nacht auch einmal bis zu hundert Stück am Wasser zählen kann, so verkrümeln sie sich doch meist außerordentlich schnell auf unerreichbare Entfernungen im Busch. Man muß versuchen, die verfrüht eintreffenden oder verspätet abziehenden im weiteren Umkreise der Wasserstelle abzufangen — was, wie ich weiter unten beschreiben werde, auch nicht so ganz einfach ist. Das Schießen am Wasser selbst muß äußerster Notbehelf bleiben.

Anders in der Regenzeit, aber da sind die Elefanten auch von der Tränke unabhängig und streifen noch weiter als zur Trockenzeit. Unter 30—40 km vom Stammlokale entfernt scheinen ihre regelmäßigen Weideplätze nicht zu liegen.

Weg vom Wasser! ist im Kaokofelde überhaupt die Losung. Die Eingeborenen bauen ihre Werften in der Regel mindestens 2, oft bis zu 6 km vom Wasser entfernt, angeblich aus jagdlichen, gesundheitlichen und vielleicht auch aus Sicherheitsgründen; sie sind ja alle geborene Schnelläufer, die sich lange, lange Beine angezüchtet haben. Ihr Wasserbedarf ist äußerst gering, denn jedes Waschen ist vom Übel! Auch wird das Fleisch fast nur geröstet und gedörrt verzehrt, seltener gekocht.

— Manche verlassenen Werftplätze, die ich gefunden, zeugen von Kampf und schwerer Kriegszeit, doch ist die Kunde davon verloren gegangen. So traf ich in unmittelbarer Nähe von Otuzemba*) auf der höchsten Spitze eines Berges die Reste einer Niederlassung an: dornverwachsene, zum Teil schon von der Zeit in die Erde gebettete Steinkreise, deren jeder die Grundlinie eines ehemaligen Pontoks bezeichnet — eine Werftanlage, die bei der Scheu unserer Eingeborenen, Berge zu besteigen, nur aus Verteidigungsgründen entstanden sein kann. Daß

Ovatjimba sich dort vor räuberischen Hottentotten geborgen hätten, möchte ich nicht annehmen, denn deren regelmäßige Jagd- und Raubzüge**) liegen so wenige Jahrzehnte zurück, daß die Erinnerung daran noch nicht erloschen sein kann und ist. Auf die Hottentotten weisen am Kunene einige alte Wegespuren und Namen wie Swartboydrift, vielleicht auch die Kenntnis des Namaqua, die man bei einigen alten Leuten im Norden des Kaokofeldes findet. Weiter südlich stößt man häufig auf Namaqua-Namen, die vielfach verballhorniert sind, z. B. Choabendus = Elefantenwechsel (entstanden wohl aus #koab, Elefant

*) Vergl. Anmerkung 7 im Anhang.

**) Vergl. Anmerkung 8 im Anhang.

und daos, Bergpforte oder Weg); Kovares = Platz der Ongombati-Bäume (aus dem Okavare der Herero [Platz an der Ebene] haben die Nama Kovares gemacht: kovas ist das Namawort für den Ongombati, der dort besonders zahlreich vorkommt). Ferner Kóvareb-Schlucht*) = Zebra-Schlucht; Kamanjab, entstanden aus Okamanja = Klippenplatz; Hirabis — hier ist der Hereroname Otjombungu = Hyänenplatz wörtlich in's Nama übersetzt worden. Endlich tragen die meisten Flußläufe noch Nama-Bezeichnungen neben den Herero-Namen.

— Trotz der Fruchtbarkeit des Landes, trotz des außerordentlich schnellen Wuchses bleiben alte Werftplätze unerklärlich lange kenntlich. Man findet Lichtungen im Busch, die nur zur Werftanlage einst gerodet sein können — nichts deutet mehr auf die ehemalige Niederlassung als ein paar große, flache, im Gebrauche abgeschliffene Steine, wie sie noch heute neben jedem Pontok liegen: Auf ihnen werden Feldfrüchte zerquetscht, Waffen geschliffen, Markknochen gespalten und Roteisenstein zu Schminke zerrieben. Verschollen ist die Sippe, die dort gehaust, verschollen jede Erinnerung, und doch hat der Busch noch nicht wieder von seinem alten Grund und Boden Besitz ergriffen. — —

Ebenso wenig wie die Eingeborenen liebt das Wild den Aufenthalt in der Nähe des Wassers, sondern legt weite Strecken zurück, ehe es sich niedertut oder zu äsen beginnt. Nahebei bleiben eigentlich nur die Paviane. Aber die sitzen ja hoch oben in den Felsenbergen überall in gleicher Sicherheit, ob sie nun auf der nächstgelegenen oder einer 15 km weiter entfernten Spitze hausen; der böse Leopard findet sie hier wie dort, und einen anderen Feind haben sie nicht zu fürchten. Sie auf Pfeilschuß- oder die noch geringere (!) Gewehrschußweite anzupirschen, gelingt dem Eingeborenen doch nicht; er mordet sie lieber bequem am Wasser.

Paviane anpirschen — dabei kann man sein Meisterstück als Jäger machen! Vorsichtig umgeben sie sich mit einer Postenkette, die hoch oben auf dem Berge zu schreien beginnt, wenn der Mensch unten im Tale auftaucht. Eher kommt man zu Schuß, wenn man sich offen und scheinbar harmlos nähert, bis sie einen unter lautem Schreien und Schimpfen doch einmal bis auf 3 oder 400 m heranlassen, und selbst dann geht der bestgezielte Schuß meist doch noch vorbei. Naturgemäß wird ihnen nur dort nachgestellt, wo sie in die Gärten einbrechen und stets das Hundertfache von dem vernichten, was

*) Siehe Abbildung Seite 5.

sie fressen; sonst freut man sich ihrer gewandten Spiele und läßt sie in Ruhe. Ihrerseits sollen sie nicht immer so ganz harmlos sein; persönliche Erfahrungen fehlen mir.

Ein ganz furchtbares Gebiß entwickeln alte Paviane. Eigenartig ist die Stellung der unteren Eckzähne: Sie wachsen den langen, dreikantigen Dolchen des Oberkiefers nicht entgegen, sondern dienen diesen, schräg auf die Kinnlade gedrückt, als Widerlager. Ein Blick auf das Gebiß läßt es glaubhaft erscheinen, daß sie mit jedem Hunde, sogar mit dem Leoparden siegreich zu kämpfen wissen. Man sagt, die alten, ausgestoßenen männlichen Tiere würden reine Fleischfresser und Raubtiere schlimmster Art — ganz so gefährlich wird's aber wohl nicht sein.

Einzelgehenden Affen begegnet man nur selten, häufiger einem alten Herrn mit seinem Harem. —

Ein Offizier aus Südwest berichtet in seinem Buche, die bösen Paviane hätten ihm die Ziegen abgemolken, und zwar seien einige den Geißen auf den Rücken gesprungen, sie festzuhalten — (waren die Ziegen aufgezäumt?) — während andere das Melkgeschäft sachgemäß besorgten. Und damit nicht genug, fabelt er weiter, daß sie „dem Menschen zuweilen den Besitz der Wasserstellen streitig machen" und spricht von „regelrechten Kämpfen und Prügeleien zwischen Eingeborenen und den zum Angriff mit Knüppeln und Steinen bewaffneten Pavianen." Ich kann hinzufügen, daß die Kaoko-Paviane auf Drängen des Grafen Fipps den Eingeborenen den Krieg erklärt haben, um mit dem Beutevieh eine Molkerei-Genossenschaft m. b. H. zu gründen. —

Ein Jammer, daß es im Kaokofelde nicht ebenso viele Elefanten wie Paviane gibt. Die Zahl der Dickhäuter zu schätzen, ist eine gewagte Sache; zur Aussage gezwungen, würde ich 12 bis 1500 Haupt angeben, was vielleicht schon zu hoch gegriffen ist. Ich gehe von der Annahme aus, daß die ausgesprochen schlechten Regenzeiten der letzten Jahre die Elefanten gleich dem übrigen Wilde veranlaßt haben, das westliche Gebirgsland im allgemeinen zu räumen und sich mehr im östlichen Kaokofelde zu sammeln. *) Außerdem berücksichtige ich, daß ihnen aus mir unerfindlichen Gründen das Land nur inselweise zusagt. Zwischen diesen Inseln wechseln sie häufig hin und her; sie sind Standwild in großen, ihrer

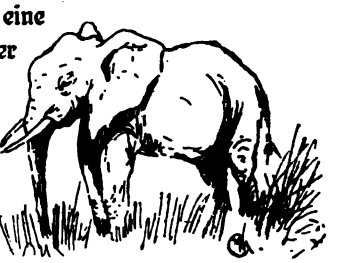
*) Nachträglich höre ich aus West-Angola, daß dort in der Tat aus dem angeführten Grunde ein Abwandern allen Wildes, besonders aber der Elefanten, nach Osten beobachtet worden ist.

Schnelligkeit entsprechenden Strichen. Vielfach begehen sie die Wasserstellen dieses Gebietes in regelmäßiger Folge; andere Herden wieder kleben an der einmal gewohnten Tränke, bis die Regenzeit mit ihren gefüllten Bänken und Tümpeln auch hier den Grundsatz zu Wasser macht: „Es muß immer so sein, wie es immer war.“ Dann sieht man die Riesen tagelang in unmittelbarer Nähe der Tümpel in beschaulicher Ruhe herumstehen, förmlich gepanzert mit trocknem Schlamm und daher in die seltensten Farben gekleidet: Rot gleich dem Mammut, tiefschwarz oder so weiß, daß jeder Siamese darob in religiösen Wahnsinn verfallen müßte. Zahlreichen einzelnen Tieren begegnet man in dieser Jahreszeit, auch jüngeren Kühen; die Herden teilen sich, bis sie sich an den am längsten vorhaltenden Tümpeln wieder sammeln.

In der Trockenheit waren 18 Haupt die Höchstzahl der nur aus alten, ausgesucht schweren Bullen bestehenden Herden; einige 30 die der gemischten, 50—70 die der Kühe mit Kälbern, die in der Regel aber auch 30 nicht überschreiten. Dreiviertelwüchsige Bullen streichen das ganze Jahr hindurch gleich den Rossen von Dionville zu zweien und dreien herum, gesellen sich nur vorübergehend zu den Herden.

Weite Wanderungen unternehmen die alten Bullen in der Regenzeit und kommen vereinzelt sogar bis in die Gegend von Outjo.

Störungen an den Regenteichen nehmen sie leicht übel oder tun ganz dumm, wenn ich die Pferde und Ochsen an's Wasser bringe, vorsichtig mit halbem Winde mich nähernd, denn die Pferde haben eine sinnlose Angst vor der Witterung und dem Anblick der Riesen. Anders die schweren Zugochsen; auf die macht nur die Peitsche einigen Eindruck, die ganze übrige Welt mag ihnen an den Wimpern klimpern. Unter dem Fluche Jahrtausende langer Arbeit für die undankbare Menschheit sind sie eingeschlafen; dafür liegt aber im Blicke meiner Stangenochsen auch mehr Anklage, als ein paar hundert Staatsanwälte je zusammenschreiben können. — —



Wie alles Wild, und ebenso unsere Steppenrinder, haben die Elefanten eine feine Witterung für Regen, nur ist diese Fähigkeit bei ihnen gleich Allem ins Riesenhafte vergrößert. Ein verfrühter Platzregen in 100 km Entfernung lockt sie magnetisch an, wie ich mehrfach beobachtet und einwandfrei festgestellt habe. Urplötzlich sind sie — und mit ihnen alle Groß-Antilopen mit Ausnahme von Kudu und Giraffe — aus der Gegend verschwunden und mit Eilzugs-Geschwindigkeit dorthin gestürmt, wo der Regen niedergegangen; auch die alten Einzelgeher sind mit ausgewandert; und es ist ein ganz besonders glücklicher Zufall, trifft man jetzt noch eine

Fährte oder gar noch ein Liebespaar an, daß das „Endlich allein“ mit vollen Zügen genießt.

Wie es ein gesunder Bulle in bezug auf Treue hält, das haben sie mir geschamig verschwiegen. Mehrfach aber habe ich einzelne Paare getroffen, die geradezu beneidenswert verliebt taten; sie zeigen das nicht schön, aber unaufdringlich an durch starkes Nässen einer Drüse zwischen Auge und Lauscher.

Gerade an einem Weihnachtstage stieß ich auf eine eben den Backfischkleidern entwachsene Kuh, die ungeduldig auf Anschluß wartete. Da kam auch schon der Herr Gemahl angebraust, ein riesiger, wirklich überlebensgroßer, uralter Genießer mit prächtigen Zähnen und dem vornehm wiegenden Gange des leichten Rückenmärkers; so ein ganz klein wenig Tatterich mag er wohl auch schon gehabt haben, doch — de mortuis nil nisi bene! So aufgeregt war der alte Herr, so unruhig, daß ich unwillkürlich noch auf das Erscheinen des Hausfreundes wartete; hätte ich doch gar zu gern einmal einem ernstlichen Kampfe zwischen solchen Urweltsriesen zugeschaut. Aber ich harrte vergebens, und nun hieß es, gut gezielt, denn ein Anschweißen hätte der erregte Jubelgreis sicherlich sehr übel vermerkt. Jäh zerreißt der Donner der schweren Büchse die friedliche Stille, wie vom Blitz gefällt bricht der Bulle zusammen, während „Sie“ in sausender Fahrt davonstürmt; fern verhallt das Getöse niederbrechender Dornen, und aufatmend schmücke ich meinen Hut mit einem Bruche. In die Freude des Weidmannes aber mischt sich ein trüber Gedanke: Wieder ein Stück Vorzeit dahingeschlachtet. . . .

Schwer zu halten ist die Fährte der Riesen. Die Säulen endigen in weichen Polstern, die auf Geröll, Kies und festem Lehm keine oder nur sehr schwer zu erkennende Abdrücke hinterlassen, zumal wenn die Tiere sich verfolgt wissen und scheinbar voller Absicht vermeiden, Büsche niederzutrampeln.

Unheimlich, wie seine ganze Erscheinung, ist die Anpassung des Elefanten an seine jeweilige Umgebung. Es sei betont, daß diese Anpassung nicht künstlich ist, wie ein sehr bekannter Natur-Philosoph behauptet, (der allerdings nie in Afrika gewesen), und der da sagt, diese Anpassung beruhe allein auf dem Umstande, daß der Elefant immer mehr oder weniger in Morast gepanzert sei. Auch der vom Regen blank gewaschene Riese verschwimmt in seiner Umgebung vollkommen. All unser Wild hat ja — trotz Roosevelt — eine hochgradige Schutzfärbung, die den Jäger selbst nach jahrelangem Leben im Busch stets von neuem täuschen kann. In jeder Beleuchtung verschwindet unser Wild dem Auge, und zwar der

Rotbock neben dem schwarz-weißen Zebra, die hellgraue Oryx neben dem braunen Kudu und der bunten Giraffe: Alle tauchen unter, so verschiedenartig sie auch gefärbt sind, in der nur *scheinbar* eintönigen, in Wahrheit aber so außerordentlich bunten Steppe. Am vollkommensten verschwindet der Elefant, mag er nun zwischen leuchtend grünem Dorn stehen, im Schatten eines Baumes, zwischen schlafenden, braunen Hölzern oder in totem, weiß gebleichtem Busch.

Ein angeschweißter Bulle hatte sich in absterbendem Dorn eingestellt. Auf nachher abgemessene 26 Schritte konnte ich ihn wohl mit dem Glase ausmachen, nicht aber mit meinem außergewöhnlich scharfen Auge, so völlig verschwamm das Tier in seiner Umgebung — bei prallem Sonnenscheine! Näher heranzukommen war unmöglich. Wie ihn aber in eine günstigere Stellung bringen? Schließlich erkannte ich mit dem Glase vor dem Blatte des Bullen drei weißgebleichte Äste, die ein kopfgroßes Dreieck offen ließen; in die Mitte dieses Dreiecks mußte ich halten — ich tat's, ohne von meinem Gegner auch nur das Allergeringste zu sehen, und hervor brach der Riese mit schwerem Lungenschuß. So krank war er, daß er sich nur noch ganz langsam fortbewegen konnte, trotzdem nahm er noch an. —

Besondere Rücksicht verdient das Auge unseres Dickhäuters. Er ist am Tage tatsächlich fast blind, so blind, daß er selbst Bewegung auf 200 m kaum wahrzunehmen vermag. Auch sein Gehör ist, wie ich im Gegensatz zu vielen namhaften Beobachtern behaupte, nicht sonderlich ausgebildet, oder aber, und das wird den Tatsachen vielleicht näher kommen, er achtet *hier* weniger auf Geräusche gleich vielen im dichten Busch lebenden Tieren, die selbst durch Brechen trockenen Holzes viel Lärm machen. Jedenfalls hat die Art der Elefantenjagd: Heranschleichen und Durchschlagen der Achillessehne, in meinen Augen viel von ihrem Glanze eingebüßt, seit ich die Blindheit des Riesen aus eigener Anschauung kenne. Immerhin, mit der Büchse ist's einfacher als mit dem Schwerte.

Also bei Tage ist er fast blind. Aber bei Nacht? Wie versteht er es da, sich durch den Busch zu drücken, leise, ohne an einen Ast zu streifen oder trockene Zweige zu zertreten — ein Kunststück, das ihm selbst unsere scharfsichtigen Eingeborenen nicht nachmachen? Ist sein Auge auf das Sehen in der Dunkelheit besonders eingestellt, besonders lichtstark, anders gebaut als unser Auge? Geisterhaft und ganz außerordentlich schnell weiß er des Nachts durch den Busch zu eilen, jedes Geräusch zu vermeiden, jede Berührung mit Dornen, die sonst ein weithin hallendes Schurren auf seiner Haut hörbar machen. Wie weiß der Blinde das bei Nacht zu vermeiden, *zielbewußt* zu vermeiden von dem Augenblicke an, da ihn irgend etwas zur Vorsicht mahnt? Ein Rätsel!

Ähnlich ist es ja mit dem Pferdeauge. Auch die Pferde sind Nachttiere: Das beweist ihr Auge und ihre Lebensweise auf freier Weide: sie fressen hauptsächlich des Nachts. Jeder Afrikaner weiß, daß es falsch ist, nur des Nachts zu reiten; viel eher wird dann mein Pferd von Kräften kommen, als wenn ich ihm die Nacht zum Fressen lasse und es in den leidlich kühlen Tagesstunden anstrenge. Wie oft konnte ich beobachten, daß meine Pferde, die über Nacht frei liefen, von Sonnenaufgang bis nach Mittag ruhten, ohne zu weiden.*) Und nun ihr Auge: Die Spur, die ich in den rabenschwarzen Regennächten nicht zu erkennen vermag, hält mein Pferd mühelos — ich meine die einzelne, alte, längst vom Regen verwaschene Wagenspur, die unmöglich eine Witterung ausstrahlen kann, in fremder, meinem Tiere unbekannter Gegend. Eigentlich müßte das Pferdeauge weit weniger scharf sein denn meines, also in der Dunkelheit eher versagen, da seine Linse ein neunmal größeres Bild auf die Netzhaut wirft**) als die des Menschenauges. — Wer löst das Rätsel? Neunfache Vergrößerung hier und doch erheblich größere Lichtstärke, und dort der Blinde, der des Nachts äugt wie ein Luchs; der Hirsch, die Antilope, die bei Nacht durch den Busch brechen in sausender Fahrt, ohne ihre Lichter zu verletzen, so schlechtsichtig sie auch bei Tage sind? Wer hätte schon eine einäugige Antilope geschossen? Und im Gegensatz dazu unsere zahmen Rinder und Kamele mit ihren ewigen Augen-Verletzungen! Offiziere der Kamel-Kompagnie haben mir das Kamel übrigens auch als Nachttier geschildert, doch mögen die seit grauer Vorzeit gezähmten Tiere im Dienste des Tagtieres Mensch auf dem Wege sein, die Anpassung ihres Auges an die Dunkelheit zu verlieren. —

So schlecht sind die Augen des Elefanten, daß ich eines Tages an einigen zwanzig Kühen mit Kälbern auf 180 m unbemerkt aufrecht vorbeigegangen bin, die ich erst im allerletzten Augenblicke sah; ganz augen-

*) In mir vorliegenden Berichten über die Beobachtung von Sonnenfinsternissen aus Ägypten, Persien und Tibet wird auch das Verhalten der Tiere während der Finsternisse geschildert und übereinstimmend darauf hingewiesen, wie allein die Pferde sich von der Dunkelheit nicht stören lassen, sondern unbeirrt weiter grasen, während die übrigen Haustiere die Ställe aufsuchen oder sich zu nächtlichem Schlafe niedertun. Ich sehe darin einen Beweis meiner Ansicht, daß das Pferd Nachttier ist.

**) Neuerdings wird bestritten, daß die Linse des Pferdeauges vergrößere; erschöpfend genaue Untersuchungen sind mir nicht bekannt geworden. Aber auch ohne diese angenommene Vergrößerung bleibt die Lichtstärke des Pferdeauges recht bemerkenswert, was jeder Pferdebesitzer leicht nachprüfen kann.

Wann wird man dazu übergehen, auch in Deutschland kleine Gebrauchspferde zu züchten, nachdem längst bekannt ist, um wieviel leistungsfähiger sie sind als große Pferde?

scheinlich hatte mich auch nicht eines der Tiere eräugt — zum Glück, denn Kühe, die Kälber führen, sind stets angriffslustig. Bei gemischten Herden sind die mittleren Bullen die unangenehmsten Zeitgenossen, während die älteren sich friedlicher geben. Mehrfach habe ich Herden vom Wasser verscheucht; dann blieben die schweren, alten Bullen ruhig da, badeten und duschten weiter, als ob sie der ganze Lärm nichts anginge — tun sie das wohl im Bewußtsein ihrer urigen Stärke? —

Wer wird je ergründen, weshalb manche Herden gewisse Wasserstellen meiden, an denen andere regelmäßig tränken? So überwiegen in Otjitundua*) („Termitenhügel-Platz") die Herden mit Kälbern, während ich in dem 32 km entfernten Ombombo-West in all den Jahren nur ein einziges Mal ein Kalb gespürt habe, sonst nur erwachsene Tiere. Gelände und Nahrungsverhältnisse sind sich an beiden Wasserstellen, überhaupt in der ganzen Gegend völlig gleich. Oder liegt der Fehler an mir, ist es falsch, aus den Beobachtungen nur einer Hand voll Jahre Schlüsse zu ziehen?

Otjitoko („Platz der Glatthornvögel")**) ist die Stammkneipe von ein paar Herden ganz besonders schwerer Bullen; ob sie den zweifelhaften Freuden der Liebe schon entsagt haben, oder ob gerade die zahlreichen Herden weiblicher Tiere jener Gegend sie fesseln, vermag ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls habe ich die Stammtischrunden alljährlich dort angetroffen und meine besten Bullen bei Otjitoko gestreckt.

Der allerschwerste zersplitterte sich beim Zusammenbrechen einen Zahn. Schade; aber ein Gedanke tröstet mich: ich schnitze aus den Stücken

*) Eine merkwürdige Beobachtung machte ich dort in Otjitundua an einer Eidechse. Ich war gegen Abend eingetroffen und fand am andern Morgen dicht hinter meinem Wagen eine Eidechse, die 15 Stunden lang eigenartig gefangen gesessen. Ein Rad hatte ihr Schwanzende, ohne es nennenswert zu verletzen, so zwischen Sand und Steine gepreßt, daß das Tierchen sich nicht wieder hatte befreien können. Warum wohl hatte sie den Schwanz nicht abgeworfen, weder bei der Berührung mit dem Rade, noch bei dem langen, vergeblichen Zerren, während man die gleiche Art kaum je zu greifen vermag, ohne daß sie den Schwanz abbricht? Nachdem ich sie befreit, huschte sie matt davon.

**) In Südwest fälschlich als „Pfefferfresser" bezeichnet.

allerlei hübsche Sachen für meine Angehörigen. Zuerst einen Elefanten für meine Schwester; die wird Augen machen! „. . . mein Bruder . . .!“ Tja, das ist aber nicht so einfach, wie ich glaubte; nach einer Woche hatte ich beide Hände voller Blasen, das Elfenbein sah aber noch genau so aus wie vorher. Arbeiten und nicht verzweifeln — ich schnippelte weiter, zerbrach zwei Messer bei dem schüchternen Versuche, das Bein nicht nur in Atomen, sondern gleich molekülweise abzutragen, und als man endlich die Rückenlinie erkennen konnte, beschloß ich, mich unter Benutzung eben dieser Rückenlinie mit einem kühn geschwungenen Löffel zu begnügen. Am nach einer weiteren Woche endlich einmal einen Fortschritt zu sehen, griff ich zur Säge — was Elefant, was Löffel! Ein Falzbein genügt auch. Bald mußte wieder die Säge heran — Elefant, Löffel, Falzbein, alles Unsinn! Ein kleiner Zahnstocher für den Schwager wird's, und die Hand soll mir verdorren, wenn ich mir noch ein einziges Mal solche Arbeit aufbürde! Aber auch der Zahnstocher wurde nicht fertig, und wie von einem Alb befreite mich der Schwung, mit dem ich das Elfenbein in's Feuer schmiß. Später habe ich dann erfahren, daß das Bein vor der Bearbeitung erst durch Kalkentziehung geschmeidig gemacht werden muß. — —

Das hübscheste meiner nächtlichen Erlebnisse spielte sich in dem oben erwähnten Otjikundua ab. Gerade war ein alter, wandernder Nashornbulle am Wasser gewesen, ein Fremdling in jener, seinem Geschlechte augenscheinlich nicht zusagenden Gegend. Schnaufend war er herangestampft, hatte sich schnell voll Wasser gepumpt und dann längere Zeit zu mir herüber gewittert, so bedrohlich, daß ich mir Gewalt antun mußte, nicht zu schießen. Und die Kugel hätte sich gelohnt, denn er trug Hörner, wie ich sie nie erbeutet. Aber endlich hatte er doch Kehrt gemacht und war abgezogen. Da erschienen gegen 1 Uhr nachts 17 Elefantenkühe mit jungen Kälbchen, den brennenden Durst zu löschen. Die Kleinen umstanden die Tränke auf einer Felsstufe, soffen und vergnügten sich damit, in's Wasser zu blasen, wohl behütet von den hinter ihnen stehenden Müttern; wirklich, man vermißt in ihren Rüsseln ein Strickzeug oder die Gartenlaube, so menschlichtantenhaft betreuen sie die Kinder. — Eine zweite Herde kam und wartete in braver Ruhe abseits, bis einem knapp halbwüchsigen Rüpel die Zeit zu lang wurde; er schlüpfte zwischen den Kühen hindurch, drängelte ungestüm ein paar der Kleinsten zur Seite, und klatsch! sprang er von der Stufe in's Wasser, dort mit allen Vieren um sich schlagend, daß Schaum und Wellen hoch aufspritzten. In blassem Schrecken stoben die Kälber auseinander, die Mütter gellend schreiend hinterher; ein wirres Durcheinander auf der Felsplatte, und im Wasser plätscherte der Lümmel gleich einem wildgewordenen Mühlrade. Aber nicht lange durfte er sich seines

Streiches freuen, dann ſauſten die Rüſſelhiebe hageldicht auf den Störenfried, bis er ſchreiend davonlief und ſich in ſicherer Entfernung das Waſſer von der Schwarte ſchüttelte. Sorgſam führten die Alten ihre Kälber wieder heran, aber die Gemütlichkeit war nun einmal geſtört; ſchnell leerte ſich der Platz, und auch die zweite Herde entfernte ſich raſch nach haſtigem Trunke. Nur vier ſchwere Bullen vergnügten ſich noch zwei Stunden lang am Waſſer, nicht ahnend, daß ich zehn Schritte von ihnen entfernt im Pontok glühenden Auges ihrem Treiben lauſchte.

VI.

Dumpf rauſcht in der Ferne der Kambele, der mächtigſte Fall des Kunene. Einhundert Meter ſtürzt ſich die Flut hinab in den brodelnden Keſſel, mit weißem Giſcht und zu Nebel zerſtäubtem Waſſer die ſenkrechten, zerklüfteten Felſenhänge netzend. Im fahlen Zwielichte leuchtet der Fluß zu uns herauf gleich einem bleiernen Spiegel; an ſenkrechter Felswand zieht ſich unſer Pfad dahin, bald unten dicht über den trägen Wogen, bald hoch oben am Rande der zerklüfteten Felstafel. Wohl nur unſere afrikaniſchen Pferde, halb wild aufgewachſen und daher mit jedem Gelände vertraut, vermögen auf ſolchem Felſenbande Halt zu finden; vorſichtig taſten ſie ſich am Abgrunde entlang, viel zu langſam für meine Sorgen — welch luſtiges Scheibenſchießen könnten jetzt bei beginnendem Büchſenlichte die Portugieſen vom anderen Ufer aus auf meine kleine Schaar eröffnen! Ach, damals, vor Naulina, ahnten wir ja noch nicht, was für harmloſe Hanswürſte dieſe romaniſchen Baſtarde aus Angola ſind.

Jetzt wäre es hell genug für einen Probeſchuß, aber nichts regt ſich drüben. Und ſchon ſenkt ſich der Pfad zum letzten Male, ſteigt hinab in das von nun an breitere Tal. Woher nehmen nur unſere verhungerten, mageren Tiere die Kraft zu dem friſchen Trabe? Wollen ſie einen möglichſt großen Teil des Tagemarſches hinter ſich bringen, ehe die gerade aufblitzende Sonne mit Millionen von Stechfliegen gegen uns zu Felde zieht, oder erinnern ſie ſich des Hafers, der 800 km entfernt lagert, den Termiten zu willkommener Maſt?

Trotz meiner soldatischen Erziehung im III. Korps führe ich am Sattel nicht mein Dienstgewehr*), sondern meine alterprobte 9,3, der gestern ein Flußpferd zum Opfer gefallen. Aber Niemandem möchte ich raten, mich oder meine Leute danach zu fragen, denn all unser Hoffen auf frisches Fleisch, besonders aber unser Fetthunger hatte eine arge Enttäuschung erlitten durch die Krokodile, die des Nachts meine Beute aus dem strömungslosen Kolk an das unerreichbare andere Ufer geschleppt. Nur die Packtiere freuen sich, deren leere Sättel ich taktmäßig hinter mir klappern höre.

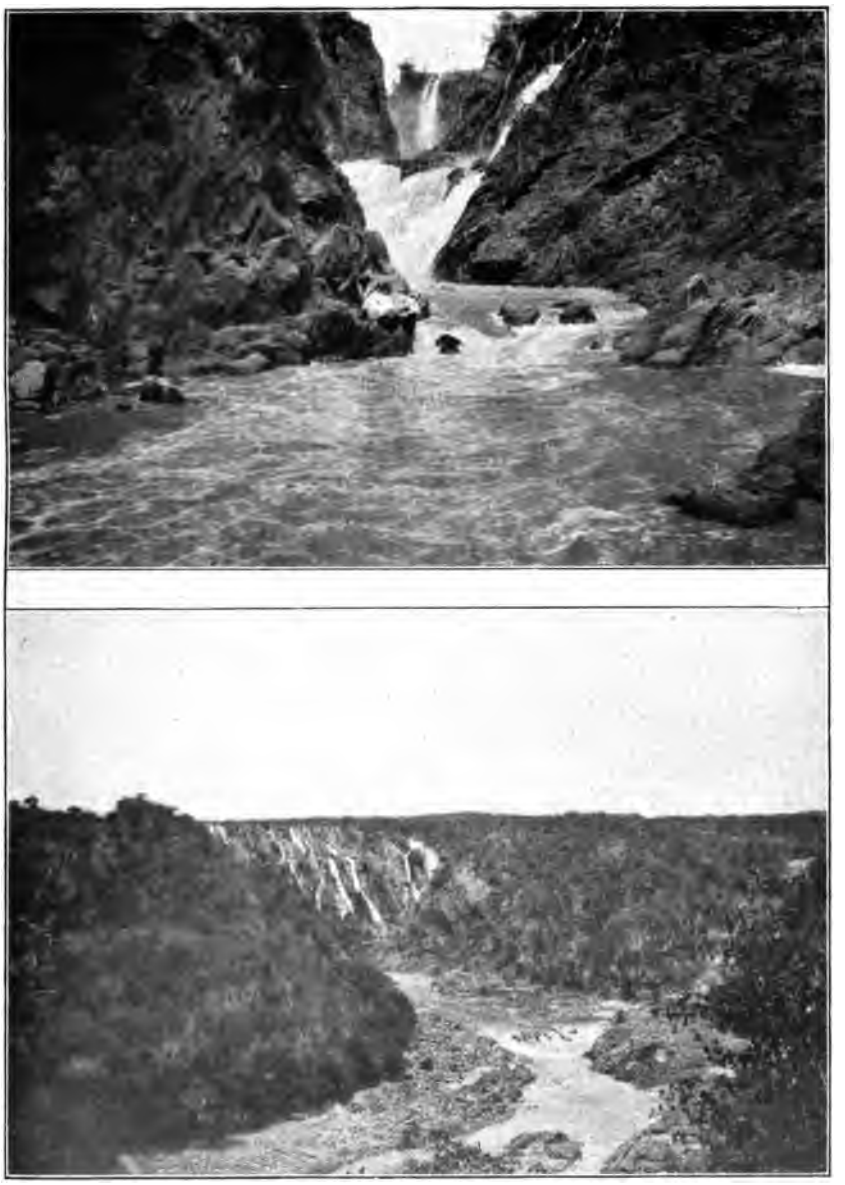
Will sich denn nicht wenigstens ein Pala zeigen und für's Vaterland opfern? Eben kreuze ich frische Fährten und spähe umher — da! Ein grauer Schatten löst sich pfeilschnell vom grünen Schilf — ein Nashornbulle!

Manches liebe Mal bin ich schnell vom Pferde gesprungen; aber mit solcher Gedankenschnelle wie jetzt habe ich mich noch nie im Leben aus dem Sattel geworfen — ein Nashorn, das immer wieder neue Ziel meines weidmännischen Ehrgeizes!

Schlechte Laune hatte der alte Herr, das war sicher. Gewiß hatte er sich wieder über die Flußpferde ärgern müssen, die mit ihren dicken Trompeterbacken im Wasser lagen und wegtauchend von wohlwollender Neutralität salbaderten, während man selbst gern so ein bissel gerauft hätte. Überhaupt diese Flußpferde! Wie unverdient gut ging es ihnen; für sie war stets der Tisch gedeckt, während einem als vornehmen Nashorn jetzt im November der Brotkorb reichlich hoch hing: Man war jetzt ausschließlich auf das bittere Schilf angewiesen, das doch eigentlich nur auf die Tafel von so schwieligen Proletariern gehört, wie sie da feist nnd faul im Wasser lagen.

Und dann der Ärger mit den lieben Nächsten! Da war Frau Nashorn, die weiter stromab in der Gegend von Flaggendrift wohnt, — na; was fragt man nach der? Nicht so viel! Aber was hatte sie sich immer mit dem jungen Fant herumzutreiben, diesem

*) Bei der Schutztruppe ist der Offizier nicht mit dem Säbel, sondern wie der Reiter mit dem Gewehre ausgerüstet.



Nebenfälle des Kambele-Kataraktes

Aufn.: Michaß

Isaak die Pferdewache in kochenden Zorn und mich um meinen Schlaf und ruhte nicht eher, als bis er ihn leer gesoffen. —

— — Unter den Einhufern hat unstreitig der Esel den meisten Verstand mit auf den Lebensweg bekommen. Deshalb ist er auf dem Marsche und überhaupt bei der Arbeit ein weit bequemerer Genosse als Maultier nnd Pferd, kennt, gut behandelt, keine Widersetzlichkeit und trotzt dem Durste dreimal so lange als seine großen Anverwandten.

Mein Esel 'Kambinda („Schweinchen") hatte einen ulkigen Haß auf alle Ziegen, während er Schafe und Kälber nicht weiter beachtete. Keine Gelegenheit ließ er sich entgehen, nach den Ziegen zu treten und zu beißen; da er sich aber damit begnügte, die Tiere auseinander zu sprengen, ohne sie zu verfolgen, so konnte er ihnen weder nennenswerten Schaden zufügen, noch taten sie ihm die Ehre an, ihn für ernst zu nehmen. — Nachts wird alles Getier eingekraalt, d. h. in schnell zusammengeworfene Dornverhaue getrieben. Nur 'Kambinda erfreute sich auch des Nachts seiner Freiheit, denn er dachte nicht an Ausreißen und legte sich, hatte er sich genügend vollgefressen, dicht am Feuer nieder. Und dann gab's allmorgendlich dasselbe hübsche Theater: Der Esel trieb sich in scheinbar völligster Harmlosigkeit dicht am Ziegenkraal herum, wartete in Wahrheit aber nur auf das Herauskommen der Ziegen, sich auf sie zu stürzen; scheinbar ebenso harmlos, innerlich aber vor Erregung zitternd, machten sich meine beiden Hunde in der Nähe des Esels zu schaffen, um ihrerseits den Esel zu verjagen, wenn er die Ziegen belästigte. Ich glaube, das Spiel hat allen dreien, dem Esel, den Hunden und den Ziegen, in gleicher Weise Spaß gemacht; übrigens war 'Kambinda ein uralter Herr, dem man solch' kindliches Treiben gar nicht mehr zugetraut hätte. —

— Erstaunlich ist die Stärke, die der Esel als Zugtier entwickelt; leider ist es nicht erstaunlich, daß der Mensch sich diese Stärke und Gutmütigkeit des Tieres zunutze macht und den armen Esel nach bestem Können schindet: Ich habe Zwölfgespanne gesehen, die 55 Zentner Nutzlast auf schwerem, schlecht fahrendem Wagen durch tiefen Sand über 300 km schleppen mußten — jeder Esel bewältigte also keuchend annähernd 5 Zentner Nutzlast, während man dem starken Ochsen im allgemeinen deren nur 6 Zentner aufzubürden pflegt.

Nervenzermürbend langsam schleicht das Eselgespann dahin: mehr als 3 km in der Stunde wird man selbst auf gutem Wege selten schaffen. Aber andererseits läßt sich jede beliebige Anzahl von Eseln von einem einzigen Menschen zusammentreiben, fangen, einspannen und lenken, ein schwerwiegender Vorteil gegenüber den immer mehr oder weniger wilden Ochsen. Mit Ochsen geht es übrigens auch langsam genug: 5 km in der

Stunde erreicht man nur mit leichter Fracht, erstklassigen Ochsen, erstklassigem Treiber und auf festem, glattem Wege; im allgemeinen muß man froh sein, hält man eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 4 km auf die Dauer ein.

— — Viele Beobachter halten das Maultier für klüger als den Esel; ich bin aber der Überzeugung, daß es lediglich blendet, da in ihm das Pferdeblut größere Lebhaftigkeit erzeugt, als sie das ruhige Grautier betätigt: Diese Lebhaftigkeit wird dann fälschlich als Klugheit angesprochen.

Wehe, dreimal wehe und viermal wehe, wenn ein Maultier seinen Grips vom Pferde-, die Störrigkeit aber vom Eselvorfahren geerbt und in der Jugend schlecht behandelt worden ist: Bei der Arbeit mit solchem Tiere würde selbst eine Gesellschaft von Seraphim unter dem Vorsitz eines Wirklichen Geheimen Erzengels zu schlimmsten Kutscherflüchen greifen müssen. Verschwende jahrelange Güte und übernatürliche Geduld an solche Bestie — sie dankt es Dir nur durch vermehrte Störrigkeit und unfaßbaren, bodenlosen, dauernd nur sich selbst übertreffenden Widerstand. Und hast Du Dir im Kampfe mit dem Tiere und Dir selber die Nerven restlos verdorben, hast Du weiße Haare bekommen und Elefantiasis der Galle unter dem ewigen Zwange, Deinen Ärger zu unterdrücken, versuchst Du es nun mit Gewalt, tobst den jahrelang aufgespeicherten Zorn aus und strafst jede Unart mit einer zünftigen Tracht Prügel, dann denke doch nur nicht, daß Du irgend etwas erreichst! Im Gegenteile, Du verstauchst Dir nur noch Hand und Arm und gerätst in Schulden bei Sattler und Stellmacher, die Du vorher noch gerade bezahlen konntest. — Bist Du aber ein gottbegnadeter Erzieher, weißt Du sachgemäß Güte und Strenge zu ihrer Zeit anzubringen: Du Tor, bilde Dir doch nur nicht ein, daß Du mit dem einmal verdorbenen Maultiere fertig würdest! Als welker Greis wirst Du mit Herzeleid in die Grube fahren, mit Deinem letzten Seufzer das Tier im Pferde- wie im Eselsstamme bis in's tausendste Glied verfluchend — es sei denn, daß Dein Abend verklärt werde durch den Ärger, der sich über Deinem schlimmsten Feinde rötet, dem Du das Maultier vermacht, denn allein aus Bosheit wird es Dich und Deiner Kinder Kindeskinder überdauern.

— Ich lese, daß 50 v. H. aller Maultierstuten fortpflanzungsfähig seien. Für Südwest stimmt das nicht; hier habe ich nicht ein einziges Mal von einem Maultiere gehört, das mit Erfolg gedeckt worden wäre. Man kauft hier Stuten nur deshalb lieber, weil sie für fleißiger gelten als Wallache. Hengste neigen dazu, bissig und böse zu werden.

In Deutschland würden sich Maultiere sicherlich recht gut bewähren, nur müßte durch geeignete Aufzucht dafür gesorgt werden, daß die Stallhaltung ihre stählernen Sehnen nicht ebenso anfällig machte und entarten ließe wie die unserer heimischen Pferde.

Hier draußen kennt man Lahmheiten bei Einhufern eigentlich nur dem Namen nach, obwohl der steinige Boden weiter Striche dem Pflaster in Deutschland an Härte nichts nachgibt. —

— Was ein Maultier an Bocken zu leisten vermag, das ist mit Worten gar nicht zu beschreiben; das muß man gesehen, muß man seinen Kindern gezeigt haben, um daran glauben zu können. Oder muß selbst draufgesessen haben, aber dann dürfte die Erinnerung daran stets stark getrübt sein. Wochenlang, monatelang mag so ein Mulus brav gegangen sein; ohne alle Untugenden hat er in immer gleichem Trabe Kilometer auf Kilometer hinter sich gebracht und ist trotz kümmerlichster Weide doch bei Kräften geblieben. Und nun trabst Du dahin, so recht zufrieden mit Dir und der Welt, besonders aber mit Deinem unübertrefflichen Reittiere. Das aber hat nur darauf gewartet, eine besonders dornige Stelle zu finden und einen Platz, der mit spitzen, scharfkantigen Steinen dicht besät ist — wub! bekommst Du einen Stoß in's Kreuz, daß Dir alle Knochen krachen und Du vor Schreck das Mundstück Deiner Pfeife verschluckst. Den Kopf zwischen den Vorderbeinen, schnellt sich das Maultier senkrecht gen Himmel, landet mit jähem Ruck auf allen Vieren, jeden Gummiball mit der schnellen Folge der Sprünge beschämend. Du selbst erreichst den tiefsten Punkt des blitzschnellen Auf und Nieder um den Bruchteil einer Sekunde später als das Tier — während Du noch auf dem Wege nach unten bist, prellt es Dir schon wieder entgegen in Stößen, die einen studierten Kautschukmann mit numerierten Knochen zur Verzweiflung bringen würden. Ein paar jähe Hechtsprünge mit gleichzeitigem Bocken bringen Dich schließlich doch aus dem Sitz; nun dreht sich die Bestie plötzlich wie rasend um einen, in der Eile nicht genau festzustellenden Mittelpunkt, faßt mit schmerzhaftem Biß Dein Schienbein, schnellt sich rückwärts und bockt gleichzeitig nach der Seite, bis Du böse gebettet im mittleren Hintergrunde landest, worauf das wilde Tier mit der größten Harmlosigkeit der Welt friedlich zu grasen beginnt. Und der Grund der plötzlichen Widersetzlichkeit des sonst so kreuzbraven Mulus? Du wolltest auf der rechten Seite des Weges reiten, er aber war vor 15 Jahren schon einmal dieselbe Straße gezogen und wollte wie damals wieder links gehen. . . .

Sitzt Du aber im Sattel wie Karl May, als er den „Blutigen Mustang" einbrach, dann hilft Dir auch das nichts: Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein Maultier sich den Sattel mit dem Reiter darauf bei geschlossenen Gurten vom Leibe bockte, über den Kopf und die ausgestreckten Vorderbeine hinweg!

— Ein gutes Maultier ist dem Pferde vorzuziehen, sofern man sich nur fortbewegen, nicht aber „reiten" will. Es ist weit härter, zäher und

genügsamer als das Pferd, bedarf aber, einmal zu Schanden geritten, viel längerer Erholungszeit als jenes und stirbt eben nur im äußersten Notfalle. —

Ein besonderer Herdentrieb fesselt das Maultier an Pferde. Bei Kasten braucht man nur die (schlecht erzogenen) Pferde zu fesseln, die Muli denken nicht an Weglaufen, solange die Pferde dableiben.

Mit rührender Liebe betreuen die Maultierstuten Pferdefohlen. Es kommt vor, daß sie der Mutterstute eifersüchtig verwehren, sich dem Fohlen zu nähern, das schließlich verhungern muß im Kreise seiner Pflegemütter, deren Liebe ihm das mütterliche Euter vorenthält, ohne selbst Milch spenden zu können. Bei anderen Maultieren ist auch das mütterliche Gefühl verbastardiert, irregeleitet, und äußert sich in feindlicher Verfolgung der Pferdefohlen, die totgebissen und richtig zerfleischt werden.

Der Einhuferpest unterliegen Maultiere weniger als Pferde; Esel erkranken überhaupt nicht bemerkbar an ihr. Vom Esel haben die Muli den harten Huf geerbt, der ein Beschlagen meist unnötig macht. In sehr felsigem Gelände beschlägt unsere Schutztruppe sie nur vorn, während die Südafrikaner nur die Hinterhufe mit Eisen versehen.

Nett ist es zu beobachten, wie meine achtjährige Maultierstute „Dora“ ihre um vier Jahre jüngere Schwester „Doris“ erzieht, die unter dem Packsattel durchs Dasein tändelt, die Arbeit als Spielerei betrachtend. Erregt ein Grasbüschel die Aufmerksamkeit der Jüngeren, gleich treibt die Ältere sie vorwärts, mit Beißen und Schlagen auf die Schwester eindringend. Sind beide zurückgeblieben, weil sie mit ihren kurzen Beinen*) meinen großen Pferden im Schritte nicht folgen können, so giebt Dora den Befehl, im Galopp aufzuschließen, und wehe, wenn Doris nicht will. Kein Abweichen vom Wege gestattet sie der Jüngeren, aber ich hoffe, es wird noch lange dauern, ehe aus dem munteren Tiere eine stumpfsinnige Arbeitsmaschine geworden, die für den Reisenden ebenso bequem wie für den Tierfreund langweilig ist. —

Weiden alle drei Pferde- und Maultiergeschlechter zusammen, so hat nach meinen Beobachtungen stets eine Pferdestute die Führung. Sind keine Pferdestuten bei der Herde, dann übernimmt dasjenige Pferd die Leitung, das am meisten Feuer, also das edelste Blut hat. An dem kleben bei kleineren Herden die Maultiere, ohne die übrigen Pferde zu beachten.

Dieser Herdentrieb ist Pferde-Erbe; Esel bilden ihn nur im geringen Maße aus, und namentlich ältere Esel verkrümeln sich gern einzeln im Busche, scheinbar überlegt sich von der Arbeit drückend.

*) Zu Packtieren nimmt man naturgemäß möglichst kleine Tiere, die sich bequem beladen lassen.

Eine besondere Freundschaft verband im Kriege mein eines Packmaultier mit einem meiner Pferde. Als beide kurz vor der Übergabe einem geschlossenen Truppenteile zugewiesen wurden, hielten sie inmitten vieler Hunderte von Artgenossen weiter treu zusammen. Verlor der Mulus auf der Weide den Wallach, dann suchte er ihn schreiend und beruhigte sich nicht eher, als bis er den stumpfsinnigen Freund gefunden. — Dieser auf eine andere Tiergattung übertragene Herdentrieb geht durchaus einseitig vom Maultiere aus; das Pferd ist wohl viel zu dumm, im Maultier einen Artgenossen zu sehen.

Trotz des „klugen Hans" und seiner hochgelehrten Elberfelder Nachfolger halte ich das Pferd für eins der dümmsten Geschöpfe unter der Sonne. Nebenbei bemerkt: Ich habe einen ausgesprochenen Pferdevogel, fühle mich nur im Sattel wohl, bin also nur nach der guten Seite hin voreingenommen, und spreche doch dem Regenwurme mehr Denkvermögen zu als dem Pferde.

Daß das deutsche Soldatenpferd verblödet ist, nimmt nicht weiter wunder, da es von den 24 Stunden des Tages eine im Kreise herumgeführt und die restlichen 23 mit dem Kopfe an die Wand gebunden wird. Aber ebenso dumm sind unsere hiesigen, ganz frei aufgewachsenen Rosse, die nur in Pestgegenden einen Stall, und auch dort oft nur vom Hörensagen kennen. Daß sie auf dem Weidegange lernen, Schakallöcher zu vermeiden und unterwühlten Boden, daß sie klettern gleich Gemsen und auf schwierigem Gelände ruhig bleiben, wird ihnen vielfach, aber sehr zu Unrecht als Klugheit ausgelegt und beweist eigentlich nur, daß sie eben unglaublich dumm sind, wenn ihnen schon das Allernatürlichste als Klugheit angerechnet wird. Und der Ortssinn, den gleichfalls Mancher als Klugheit bezeichnet? Weiter nichts als zur Erhaltung der Art unbewußt angezüchtete Erbgewohnheit („Instinkt"). Wie unsere heutigen Steppentiere unglaubliche Entfernungen durcheilen und in schnurgerader Richtung die Wasserstelle zu finden wissen, so werden die Pferde-Ahnen wohl auch in harten Zeiten ihren Ortssinn haben ausbilden müssen, den Ortssinn, der auch bei unseren Steppenrindern die hervorragendste Begabung darstellt. Im Kulturmenschen schlummert dieser Ortssinn ebenfalls, wie jeder am eigenen Leibe erfahren kann, der seinen Wigwam draußen im Busch aufschlägt. Als Weißer bleibt man natürlich hinter dem Eingeborenen zurück, übertrifft aber den ver-

kommenen Kulturkaffern und Missionslümmel, der im Busch meist durchaus unbrauchbar ist; nur muß man diesen Sinn üben und darf nicht gedankenlos hinter dem schwarzen Führer herdösen. —

Dem Pferde gegenüber verfällt man leicht in den Fehler, zu vergessen, daß seine einzige Rettung in tausend Gefahren nur auf schneller Flucht beruht; daß sein schlechtes Auge jeden unbekannten Gegenstand, seine feine Nase jede fremde Witterung als Gefahr ansprechen muß. Es ist falsch, diese angeborene Scheu als Dummheit zu bezeichnen. Bodenlose Dummheit dagegen spricht daraus, daß es eben tausendmal vor demselben Gegenstande scheut, auch unter einem Reiter, der nicht nur mit Sporn und Peitsche, sondern hauptsächlich mit dem Kopfe reitet, (deren gibt es sehr wenige!) und der bemüht ist, auf den Verstand seines Tieres einzuwirken. —

„Nein, ist das mal ein kluges Pferd" heißt es, wenn mein Hengst auf einen Pfiff herbeikommt. Klug? Zwei Jahre hat es gedauert, bis er begriffen, daß ein Zusammenhang besteht zwischen dem Pfiff und dem Brote oder Salz in meiner Hand. Meine jungen Katzen dagegen lernen ohne Anleitung einer Mutter, ohne Beispiel innerhalb von zwei Tagen, welcher Ruf ihnen einen Leckerbissen verspricht. Und meine Hunde lernen, lediglich auf Grund eigener Beobachtung, dieses den Katzen geltende Locken ebenso schnell verstehen und in der Hoffnung zu befolgen, den Katzen einen Bissen wegschnappen zu können. — Nach drei Tagen hat mein Hund den Befehl „gib Pfote" für sein ganzes Leben begriffen; vom Pferde schreibt Oberstabs-Veterinär Scholz in Heft 3 der „Natur", Jahrgang 1900:

„Wie schwer ist es nun, und welche Engelsgeduld gehört dazu, die Remonte zum Hochheben eines Fußes zu veranlassen. Alles Zurufen und Zerren an der Gliedmaße wird vom Pferde nicht verstanden".

Manches Pferd lernt es mit der Zeit, durch Scharren mit dem Vorderfuße um ein Stück Zucker zu bitten, und gilt, wenn es dies verblüffende „Kunststück" endlich begriffen, als ganz besonders klug. Meist wird bei dieser Bewunderung übersehen, daß das Pferd vielfach aus irgend einem inneren Zwange heraus unbewußt beim Fressen mit dem Vorderfuße stampft und scharrt; und trotzdem diese Naturanlage im Pferde steckt, wie erschreckend lange dauert es, bis das Kunststück klappt! — Ebenso scharren viele Pferde beim Saufen. Die mir vorliegende Erklärung, es handele sich um einen Erbzwang („Reflex"), erworben in den Urtagen, da das saufende Pferd durch Scharren das kühlere Untergrundwasser heraufwirbeln mußte, erscheint mir reichlich gesucht.

Im Dezemberheft des „Kosmos" von 1909 wird einer Stute gar „kluge Selbstbeherrschung" nachgesagt, nur weil sie, die nach ihrem Fohlen ausgestreckte *Hand* mit einem Bisse bedrohend, den Beobachter *nicht* in

den Arm beißt, nachdem er die Hand, nicht aber den Arm in Sicherheit gebracht:

„... So hatte das Tier in kluger Selbstbeherrschung die abwehrbereite Waffe (Gebiß) zurückgenommen und überlegter gehandelt als mancher Mensch, der die einmal zum Schlage erhobene Hand nicht wieder sinken läßt. Sie hatte offenbar erkannt, daß das Zubeißen nun nicht mehr nötig war".

Allerhand Hochachtung! Und meinen Kopf zum Pfande, daß jene Stute eine Schwester vom klugen Hans war. Nein, ich halte es mit dem Dichter, der da singt:

Den höchsten Wert
Hat doch das Pferd
Von allen Geschöpfen auf Erden:
Es zeichnet sich aus,
Es zeichnet sich aus
Durch Stumpfsinn und heitre Gebärden.

Übrigens habe ich den weisen Salomo auf meiner Seite. In seinen Sprüchen sagt er: „Dem Roß eine Geißel, dem Esel einen Zaum". Und der Araber hat ein Sprichwort, das das Pferd auch nicht gerade als leicht erziehbar und klug hinstellt: „Gib ihm Futter und mißhandle es".

— — Mein Leibhengst erlebte ein Abenteuer, wie es nur in Südwest denkbar und möglich ist. Er wurde bei lebendigem Leibe eingemauert. Jawohl, eingemauert! Ich mußte ihn 1916 dicht bei Outjo krank auf einer Farm stehen lassen, von wo er in Richtung auf seine Heimat bei Windhuk entlief. Unterwegs zwang ihn der Durst an eine Farmtränke; der Farmer, der gerade wegen Pferde-Diebstahls ein paar Monate gesessen hatte, fing das edle Tier ein und grübelte: Wie und wo den Hengst verstecken? Mit der zweiten Flasche Schnaps kam die Erleuchtung: Einmauern! Also rein in die gute Stube mit dem Pferde, Tür und Fenster zugemauert bis auf ein kleines Loch zum Futterschütten, das durch einen Schrank verdeckt wurde.

Zwei Monate schmachtete das Tier im dunklen Verließe, bis der Zufall englische Polizeibeamte auf den Hof führte, deren einer eine rossige Stute ritt. Das war zu viel für meinen braven Hengst — hier dunkles Gefängnis, dort Freiheit und Liebe; und er schrie nach Freiheit und Liebe, bis die Polizei ihn befreite und am Offizierbrande als Diebesgut erkannte. Eine halbe Stunde später ritt der Farmer auf meinem, aus dem Grabe auferstandenen Hengste als Gefangener inmitten der Polizisten nach der Station und wurde selber eingelocht. Da es sich um ein sehr wertvolles Tier handelte, blieben meine Bemühungen, es von der englischen Behörde zurückzuerhalten, selbstverständlich erfolglos. —

Ein Hurra übrigens dem deutschen Armee-Sattel! Es gibt auf Erden keinen brauchbareren und besseren Sattel für den Busch; er ist unverwüstlich,

Welwitſchia (männliche Pflanze)

Welwitſchia (weibliche Pflanze)

bequem und all dem viel angepriesenen englischen Schund himmelweit überlegen — wie alle und jede deutsche Ware!

Wie außerordentlich scharf der Geruchssinn des Pferdes ausgeprägt ist, konnte ich immer von neuem an meinem „Derwisch“ beobachten: Der Wallach liebte die Hetze so leidenschaftlich wie ich und hatte es sehr bald gelernt, den Begriff Antilopenwitterung mit einem frischfröhlichen Galopp in Zusammenhang zu bringen. Kreuzten wir auf dem Marsche eine frische Oryxfährte, so war er kaum zu zügeln; manchesmal ist es auch geschehen, daß er plötzlich abschrammte und in wilder Fahrt mit mir durch den Busch brauste hinter irgend einem Stücke Wild her, das meiner Aufmerksamkeit entgangen war; und ließ ich ihm in solchen Fällen nicht den Willen, dann setzte es einen harten Kampf zwischen ihm und mir. In wildreichen Gegenden habe ich das Pferd auf dem Marsche schließlich nicht mehr gern geritten, weil seine ewige Unruhe beim Kreuzen von Fährten auf die Dauer lästig wurde.

Eigenartig war die sinnlose Angst, die Derwisch vor Zebras und deren Witterung an den Tag legte — eine Angst, die ich sonst nie bei meinen Pferden beobachtet habe. Lag Zebrawitterung in der Luft, dann war er nur inmitten der übrigen Pferde vorwärts zu bringen; und daß eines Tages ein blutjunges Zebrafüllen auf uns zu galloppierte, wohl weil es in unseren Tieren Artgenossen zu erkennen glaubte, das habe ich erst bemerkt, als ich hinter dem Pferde herfluchte, das mich so urplötzlich in den Sand geworfen. Erst im allerletzten Augenblick erkannte das Füllen seinen Irrtum und begleitete uns ein paar Kilometer in nächster Nähe; die Pferde nahmen nicht die geringste Notiz von ihm, eben mit Ausnahme des zitternden Derwisch, während die Maultiere neugierig nach dem lehmgelben, schwarz gestreiften Tiere witterten. Und wir Menschen? Ach, wir hatten ja so brennenden Hunger, hatten seit langen Tagen nur von verschwindend kleinen Mengen Wasserreis gelebt; und ich muß gestehen, daß der Schuß, mit dem mein Begleiter das Fohlen schließlich umlegte, bei all' meiner Tierliebe meinem Ohre doch ein willkommener Laut war. Und seine Sünde machte der sonst wirklich nicht gefühlvoll veranlagte Schütze am Abend dadurch wieder einigermaßen gut, daß er tief ergreifende, von Herzen kommende und zu Herzen gehende Worte hinter dem armen Zebrafohlen herredete, als er dessen Knochen den Hunden zuwarf. —

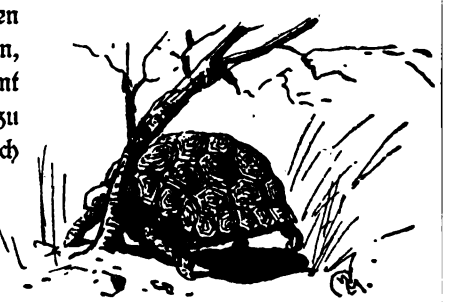
— — Pferde- und Maultierzucht müßte im Kaokofelde glänzend gedeihen. Die Bergweide ist das denkbar beste Futter für Einhufer, züchtet ohne Zutun des Farmers eiserne Hufe heran. Und namentlich sind die hochgelegenen Plätze frei von der Einhuferpest, hier „Sterbe“ genannt, die in tiefer gelegenen Strichen gegen Ende der Regenzeit alljährlich große Opfer fordert und den Weizen der Züchter in steter Blüte hält.

Sehr zu Unrecht wird in Südwest auffallend wenig Gebrauch von Reitochsen gemacht. Richtig angelernt, sind sie ein denkbar zuverlässiges Verkehrsmittel, legen in leidlichem Gelände gut ihre 8 km in der Stunde zurück, schleppen jedes Gewicht, begehen steile Bergpfade ebenso sicher und ruhig, wie sie tiefen Sumpf überwinden, und sind namentlich dem Tierbeobachter unersetzliche Gehilfen: Mit Ochsen habe ich die scheuesten Oryxantilopen bis auf 30 Schritte angeritten und mich den Herden gesellt; zweimal ist es mir gelungen, so nahe an schwere Elenbullen heran zu reiten, daß sie mit den Hörnern nach meinem Reittier schlugen.

Der ruhige Ochse kennt kein Scheuen, keine Widersetzlichkeit, steht beim Schuß und läßt sich in kürzerer Zeit abrichten als Pferd und Maultier. Besonders beliebt als Reitochsen sind die verhältnismäßig zahlreichen Tiere, denen von Natur die Stirnzapfen fehlen, deren Hörner also lediglich als verkümmerte, hohle Horngebilde an der Kopfhaut hängen.

So leicht das Einbrechen unserer Ochsen vonstatten geht, so schwer ist's, sie zu zähmen. Bei richtiger Behandlung gelingt es aber doch; mein eines Gespann war so zahm geworden, daß die Tiere auf Anruf einzeln herankamen, nicht nur beim Einspannen, sondern auch im Kraal mitten unter dem übrigen Vieh. Wusch ich mich auf dem Marsche, dann umdrängten sie mich in Erwartung der Erlaubnis, das Waschwasser auszusaufen, wobei sie mich manches Mal reichlich grob zur Eile ermahnten. Mein ganzer Stolz ist es noch heute, daß sich zwei von ihnen nur von mir einspannen ließen, und zwar ohne die geringste Widersetzlichkeit, während sie jeden Eingeborenen auf die Hörner nahmen; mein alter Treiber nahm mir das persönlich übel. —

Während das Pferd, wie oben angeführt, seinen Stumpfsinn hinter heiteren Gebärden versteckt, macht die kleine Schildkröte aus ihrem großen Stumpfsinn eine Tugend und tut so, als habe sie ihn zu gottbegnadetem Stoizismus umgeprägt. Ein uraltes Tier beobachtete ich drei Tage lang, ohne daß es sich aus seiner Stellung gerührt hätte. Sie schien darauf zu warten, daß der junge Baum, gegen den sie gelaufen, wachsen, grünen, blühen, gedeihen, eingehen und vom Sturm aus dem Wege geräumt werden solle, um dann gemächlich weiter zu wandern. Und hätte das alles wahrscheinlich auch erlebt, wenn ich sie nicht schließlich doch zu Suppe verarbeitet hätte. Das ist übrigens gar nicht so einfach, denn wie so eine Schildkröte an dem bischen Leben hängt, ist geradezu



würdelos! Stephan von Kotze sagt, daß Köpfen und Ausnehmen ebenso wenig Eindruck auf sie mache wie Vierteilen, zweifelt aber an der Naturbeobachtungsgabe seines chinesischen Koches, der da behauptet, er müsse die Schildkröten-Rippchen beim Braten in der Pfanne festbinden, da sie sonst in's Feuer liefen ....

Aber auch die Schildkröte muß sich überzeugen, daß Stumpfsinn allein nicht über das schlechte Leben siegen kann und gewißte Feinde nicht nachdrücklich zu schrecken vermag: sie fällt dem Honigdachse regelmäßig zur Beute, der mit scharfem Zahne ihren Panzer zertrümmert oder ihr mit gewandter Kralle behilflich ist, aus der Schale zu fahren; und auch der Leopard stellt ihr eifrig nach. Verletzungen der Schale wuchern wieder zu, hinterlassen aber Narben, die in dem regelmäßigen Gefüge der Platten auffallen.

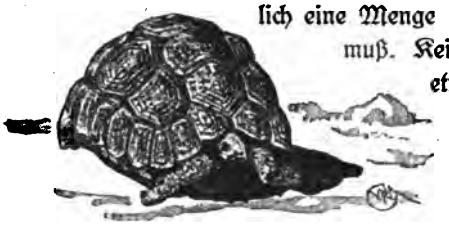
In der Farbe sind viele unserer Arten dem Boden angepaßt, auf Kalk z. B. ist die schwarz-braune, weiß gesternte beinahe einfarbig hellgrau, auf rotem Lehm spielt sie in's rötliche.

Der Lebenskraft der Schildkröte trägt eine Fabel der Herero Rechnung; dort findet ein tyrannischer Elefant dadurch seinen Tod, daß eine von ihm zu Unrecht bestrafte und gefressene (!) Schildkröte ihm den Magen zerbeißt und sich aus seinem Bauche herausfrißt. Unser Sprichwort vom Fuchs und den sauren Trauben faßt das Otjiherero seiner krausen Denkweise getreu in die Worte: „Die Schildkröte wäre wohl gern barmherzig, aber ihr wurden die säugenden Brüste genommen — onduzu otjari ja ri najo, nu kétua omanjameno", d. h. sie möchte wohl, kann aber nicht. —

Wasser-Schildkröten leben in allen größeren Kaoko-Wasserstellen und Regentümpeln, dunkel-olivengrüne, flachschalige Tiere, selten größer als gut handlang; sie sind geistig regsamer als ihre Vettern aus dem Busch, sind scheu und vorsichtig und haben einen Geruch am Leibe, der einer schlechteren Sache würdig wäre. Recht gut schmecken die Eier beider Arten; das Weiße in denen der Wasser-Schildkröte gerinnt beim Kochen nicht. Feinschmeckern, die wirklich etwas ganz besonderes essen, nein, die in gekochter Seligkeit schwelgen wollen, empfehle ich die von mir zufällig entdeckte „Kaoko-Auster", die Leber der großen Land-Schildkröte: Koche aus dem Fleische eine gesinnungstüchtige Brühe, in der ein Dutzend Schildkröten-Eier zerrieben sind. In dieser Brühe koche die Leber eine halbe Stunde lang, ohne aber, und das ist der Witz, vorher die Galle auszulösen. Wenn sich die Leber gleichmäßig grün gefärbt, dann sammle dich und bereite dich seelisch vor auf den köstlichsten Genuß; gehe in dich,

faſſe ein paar gute Vorſätze; danke der Vorſehung in bewegten Worten, daß ſie den Schildkröten eine ſo große Leber verliehen, und dann iß mit Verſtand! Der ſo zubereiteten Leber fehlt der allgemeine, widerliche Lebergeſchmack vollkommen; tatſächlich erinnert das Gericht ſtark an die Auſter, die im afrikaniſchen Buſch nur büchſenweiſe und auch in dieſem Zuſtande eigentlich überhaupt nicht vorkommt. —

Der erſte Regen lockt die Schildkröten aus ihren Verſtecken und weckt die im hart gebrannten Lehm eingetrockneter Tümpel ſchlummernden Waſſer-Schildkröten aus ihrem monatelangen Schlafe. Eifrig ſchnüffelt der Honigdachs ihnen nach; jetzt pfeift er auf die gewohnten Termiten und Kerfe. — Daß die Land-Schildkröte Knochen frißt, war mir neu; bei mehreren habe ich kleine Knochen im Magen gefunden und nehme an, daß ſie ſie des Kalkgehaltes wegen verſchlingen, da zum Aufbau des Panzers ſicherlich eine Menge Kalk dem Kreislauf zugeführt werden muß. Keineswegs ſollen die gefreſſenen Knochen etwa dem Magen helfen, die Nahrung zu zerkleinern; die hinabgewürgten Blätter und Gräſer gehen unverletzt aus dem Magen in den Darm und löſen ſich erſt nach ziemlich langer Wanderung plötzlich in Wohlgefallen auf.



Meine größte Schildkröte, die für das Kaokofeld wohl einen Größengipfel darſtellt, mißt 95 cm Längs- und 76 cm Querumfang bei 37 cm Länge des Bauchſchildes. Im mittleren Teile des Schutzgebietes und namentlich im Süden werden ſie noch etwas größer. Es ſcheint alſo auch für die Schildkröte der Satz Gültigkeit zu haben, daß alle Tierarten mit dem Abſtande vom Gleicher an Größe zunehmen. Ganz junge Tiere findet man auffallend ſelten; mir ſind nur 2 je Markſtückgroße der geſternten Art bekannt geworden, es ſei denn, daß ich im Zwinger eben ausgekommene Tierchen gegriffen hätte.

Kenner und Liebhaber eines Leckerbiſſens zwingen die im Buſch gegriffenen weiblichen Schildkröten, zur Zeit der Eierablage eine Gaſtrolle im Hühnerſtall zu geben. Der Stall und beſonders der Draht des Auslaufes muß aber ſehr feſt mit dem Boden verbunden ſein, denn die Schildkröte iſt für ihre Größe rieſenſtark und weiß ganz auffallend ſchwere Laſten zu heben, wenn es gilt, die Freiheit wieder zu erlangen. — Im Tauſchgeſchäfte gilt ein Schildkrötenei gleich 4 Hühnereiern.

Unſere Eingeborenen benutzen kleinere Panzer, mit Riemen und Eiſenperlen verziert und an der hinteren Öffnung verklebt, zur Aufbewahrung ihres Otjizumba-Duftes, einem Gemiſch aus allerhand fragwürdig riechenden

Reitochsen
(im Hintergrunde Termitenhügel)

Aufn.: Verfasser

Pflanzenteilen und den Stinkdrüsen der Hyäne, Zorila, des Honigdachses und Ähnlichem. Um es kurz zu sagen: das Zeug stinkt gräßlich! Eine Prieße dieses „Wohl"geruches habe ich meist mit in den Schieß-Pontok genommen, um den Elefanten weis zu machen, ich sei ein harmloser Eingeborener.

Immer wieder komme ich auf die Riesen zurück, denen dieses Buch ursprünglich hatte allein gewidmet sein sollen. Das königliche Wild ist's wert, daß man sich ausschließlich mit ihm beschäftige, und ich bedauere nur, daß so wenige meiner Leser mir werden nachfühlen können, weil sie nicht selbst im Kampfe mit den Dickhäutern gestanden haben. Was man im Tiergarten, was man im Zirkus sieht, das sind ja gar keine Elefanten! Das sind stümperhafte Nachbildungen der grotesken Ungeheuer, die im afrikanischen Busch als Könige hausen, als Könige kraft ihrer ungeheuren Stärke und Wildheit. Und nur ein durchaus verbildeter, gedanken- und urteilsloser Geschmack kann Freude daran finden, den gezähmten Koloß auf Sektpullen tanzen, Kopf stehen und auf Befehl einer zu tief ausgeschnittenen Dame zweifelhaften Alters und unzweifelhafter Tugend allerhand würdelosen Firlefanz ausführen zu sehen — ein zum Narren verkommener Zwerge herabgewürdigter Fürst aus dem Reiche der Riesen! Unsere Schausammlungen sollen doch Bildungsstätten sein, sollen belehrend und erzieherisch wirken; der radfahrende Königstiger und der Ballspielende Seehund aber erziehen ihre Beschauer nicht, sondern verbilden den Geschmack nnd erwecken im Kopfe des Laien einen ganz falschen Eindruck von dem vorgeführten Tiere. Nein, das Wild ist ohne jedes Beiwerk in seiner natürlichen Umgebung vorzuführen, wie in Berlin und Stellingen.

Die Umgebung ist alles! Deutlich entsinne ich mich der Zwergantilopen, die damals — vor 25 Jahren — in Berlin in einem Glaskasten hausten: mißgebildete Zwerge, die nur kindlicher und weiblicher Urteilslosigkeit ein „himmlisch, goldig, süß" entlocken konnten. Und nun habe ich die gleichen Tiere im Busch, in ihrer afrikanischen Heimat gesehen und beobachtet: Hier sind sie elegante, prächtige Geschöpfe; hier erscheint der mißgestaltete Zwerg als völlig ausgeglichenes, schönes Tier. Und gar das Gnu damals in seinem halbdunklen Gitterkasten — ein Zerrbild, ein Hohn auf die Schöpfung! Man sehe aber hier draußen eine Herde der wilden Gesellen oder einen schweren Einzelgeher im Frühlicht über die Steppe ziehen, im zitternden Sonnenglast unter dem Baume ruhen, in großer Staubwolke dahinstürmen: Welch prächtiges Bild ausgeglichener Kraft! — —

Was waren all die Erregungen, die mir die in Südwest genossene traurige Kostprobe des großen Krieges gebracht, im Vergleich mit den Erlebnissen auf der Elefantenfährte! Und was ist der Elefant für ein grimmiger Gegner! Ich sah mit dem Glase über den Büschen gewisse Staubwolken, die anzeigen, daß eine ruhende Herde sich ihrem liebsten Zeitvertreibe hingegeben: sich Staub und Sand auf die breiten Rücken zu werfen. Lange bin ich den Fährten gefolgt, auf denen nun zu lesen steht, daß mich nur noch wenige hundert Meter von den Recken trennen; mit äußerster Vorsicht geht es weiter, — in wilder Erregung umklammere ich die Büchse, als ich das hohle Geräusch eines brechenden Astes höre, und schon trifft mich eine der Waffen, über die die Riesen verfügen: ihr starker Geruch. Der elektrisiert, ja, aber er geht auch auf die Nerven und zaubert das Bild des Elefanten vor mein geistiges Auge, nicht das des friedlich äsenden oder sich am Wasser vergnügenden, sondern die groteske, wilde Gestalt des mich schreiend annehmenden Berges: Die an sich schon unheimliche Figur verzerrt durch die weit abgespreizten Lauscher, die den gewaltigen Kopf nach jeder Seite um einen Meter vergrößern; hoch über den blitzenden Stoßzähnen der dräuende Rüssel; im Bewußtsein seiner unüberwindlichen Kraft kommt er herangestürmt gleich einer schweren Lokomotive; lähmend wirkt schon das gleichmäßige Auf und Nieder der gewaltigen Säulen, dem Arbeiten der Kolbenstangen einer wuchtigen Dampfmaschine vergleichbar, dazu der aufwirbelnde Staub, die polternd zur Seite fliegenden Steine, das Krachen umbrechender Dornen, — und die Stimme, die furchtbare, markgefrierende Stimme des wütenden Bullen! — — — Aber jetzt ist keine Zeit, an all' das zu denken; schnell, wie es gekommen, verblaßt das Bild auch wieder, vorwärts reißen mich Leidenschaft und germanische Kampfesfreudigkeit, bis ich die Gegner vor mir sehe, den stärksten Bullen aus der Herde ausmache. Nun kommen spannende Augenblicke, in denen Hirn und Auge mit sonst unbekannter Schnelligkeit arbeiten; jeder Nerv erzittert in äußerster Anspannung. Endlich habe ich den Kopf des Riesen frei vor mir, und im donnernden Knall meiner Büchse bricht der Gigant zusammen. In einem, ich möchte sagen: erlösenden Schnellfeuer prasseln noch einige Kugeln auf Kopf und Blatt der Beute, dann wird's still im Busch, bis die johlende Horde meiner Fleischer naht und mich verscheucht.

Oft aber wird der Riese auch wieder hoch; dann gilt es regungslos zu verharren und der Dinge zu warten, die da kommen: sei es Gelegenheit zu besserem Schusse, während der Elefant den Jäger sucht, seien es 50 km Nachsuche oder mehr, sei es ein kurzer, wilder,

nicht zu beſchreibender Kampf, den nur Ruhe und Schießfertigkeit zu einem befriedigenden Ende zu bringen vermag.

Nachſuche beim angeſchweißten Bullen: Wer will die Schauer höchſten Sportgenuſſes, die Schauer höchſter Daueranſpannung aller Nerven zu ſchildern verſuchen? Den Angriff, des den Gegner in ſinnloſer Wut erwartenden Rieſen?

Die Kugel aus der ſchweren Büchſe, die den Elefanten unvermutet ſeitlich in den Kopf trifft, wirft ihn regelmäßig um: blitzartig beim Treffer in das Kleinhirn, langſamer bei ſchlechtem Schuß. Anders aber, wenn er weiß, was los iſt: im raſenden Schnellfeuer, ſelbſt aus der 11,2, ſteht er ſeelenruhig auf, ohne im Schuß auch nur zuſammenzuzucken. Auf den anſtürmenden Rieſen hat der Kugelſchlag keine bremſende Wirkung, falls es ſich nicht um einen ſofort tötlichen Treffer handelt.

Ganz unglaublich zähe iſt unſer Dickhäuter. Im Kopfe verträgt er beinahe pfundweiſe Blei, wenn nur das Kleinhirn unverletzt bleibt. Das iſt leicht zu fehlen: es liegt eingebettet in rieſige Knochen- und Muskelmaſſen, und es bedarf genauer Kenntnis des Schädels, will man bei jeder Kopfhaltung und Stellung dem Bullen die Kugel ſo antragen, daß ſie in das kleine Gehirn dringt. Gut, aber unweidmänniſch iſt der Schuß von hinten ins Rückgrat, ſofern es ſich nicht darum handelt, einem angebleiten Stücke Halt zu gebieten; ſchwierig der in die Halswirbel, deren gewaltiges Muskelpolſter über ihre Lage täuſcht. Eine unweidmänniſche Roheit iſt der Schuß ins Vorderknie, nicht minder der in den Ellenbogen; wer den wehrhaften Rieſen erſt lähmen muß, ehe er ihn umbringt, der ſollte lieber Fleiſcher werden, ſtatt auf Dickhäuter zu jagen!

Ich bin ein großer Freund der schweren Kaliber von 9—11 mm, nicht aber der englischen Doppelkanonen. Es ist falsch, wenn behauptet wird, das schwere Geschoß risse zu sehr; im Gegenteil, bei Kleinwild reißt der 11/12-Mantel meist erst, nachdem das Geschoß den Wildkörper schon durchschlagen, mit solcher Schnelligkeit saust das gepanzerte Langblei dahin, es sei denn, daß man das Pech hat, einen Keulen- oder Weidwundschuß anzubringen; bei Großantilopen ist das schwere Geschoß mit 11/12-Mantel unübertrefflich und all den viel angepriesenen Wunderkugeln mit sonst welchen Künsteleien weit überlegen. — Töricht ist die oft gehörte Behauptung, schon bei der 9,3 mm sei der Rückstoß unerträglich. Auch die 4 Gramm Blättchenpulver der 10,75 mm sind nicht der Rede wert; nur die 5 Gramm der 11,2 mm setzen gute Muskulatur voraus und machen eine Gummikappe wünschenswert. Unter 9,3 mm werde ich nie gehen; dies Kaliber genügt für den Elefanten reichlich und bewährt sich auf alles andere Wild glänzend. Dem S-Geschoß bin ich abhold; der Äste und Halme sind gar zu viele im Busch, die es ablenken und wer weiß, wohin fliegen lassen, nur nicht in das gewünschte Ziel. Nach meinen Schießversuchen auf tote Elefanten warne ich dringend vor ihm und rate zum Geschoß mit eirundem Kopfe, Vollmantel natürlich.

Der größte Vorteil der schweren Kaliber ist darin zu sehen, daß man mit Sicherheit weiß, ein angeschweißtes Stück Großwild werde nicht eingehen, wenn man es auf der Nachsuche nicht findet, denn lebensgefährliche Verletzungen werfen jedes Wild alsbald um. Anders das Ganzmantelgeschoß: Mit der 9,3 mm habe ich einem Oryxbullen zwei Kugeln durch die Lungen gejagt und ihn nach vier Wochen zufällig gestreckt. Die Narben waren innerlich wie äußerlich kaum zu erkennen, das Tier gut bei Wildpret und Feist. Ein Springbock lag erst beim siebenten Treffer auf der Decke.

Springböcke, davon kann ich ein Liedchen singen: Stundenlang bin ich durch die glühende Steppe gewandert und vor Hunger, Durst, Staub und Sonnenglut allmählich in eine weltschmerzliche und -feindliche Stimmung geraten, die mich mit Mißfallen an der Schöpfung überhaupt und an Afrika besonders erfüllt, namentlich aber an den glühheißen Kalkriffen, die es zu überklettern gilt. Ich ärgere mich der Frische meines Jagd-Bambusen, an dem die Hitze wirkungslos abprallt; ich fluche meinem Schuster, als mir ein Dorn durch den Stiefel tief in den Fuß dringt; fluche meiner Mittellosigkeit, die mir die Streichholz-Verschwendung nicht gestattet, die ganze Dornsteppe einem verdienten Feuertode zu überliefern. Wenn es überhaupt Schatten gäbe, würde jeder einigermaßen vornehm denkende Wärmemesser darin wegen Arbeits-Überlastung platzen, und gerade be-

schließe ich zum tausendsten Male, mich in Deutschland neben einem guten Bräu als Zeitgenosse niederzulassen, als ein leiser Zuruf meines Gewehrträgers mir verrät, daß sein Falkenauge Wild erspäht: Springböcke. Vergessen sind Durst und Müdigkeit, frisch wie der junge Maienmorgen krieche ich auf Händen und Knieen vorwärts, nicht achtend all der kochenden Sonnenglut im Sande, der Dornen, des Stechgrases und ähnlicher feindseliger Lebensäußerungen der Steppe. Endlich ist der Termitenhügel erreicht, von dem aus ich schießen wollte; vorsichtig richte ich mich auf — fort sind die Böcke. In ihrer widerlichen, ziegenartigen Unrast sind sie weitergezogen, wieder krieche ich hinterher, und wieder der gleiche Reinfall. Und das wiederholt sich, bis ich voller Ärger zu schießen beginne. Nun bietet aber gerade der Springbock ein recht schwieriges Ziel; einen Ruhepunkt findet das Auge eigentlich nur an dem dunkeln Flankenstriche, während das übrige Tier in seiner Umgebung verschwimmt. Und so kostet es meistens eine Menge Patronen, ehe ich triumphierend heimkehre, triumphierend oder mit dem festen Entschluß, den Büchsenmacher zu wechseln ....

Bequemer ist die Jagd zu Pferde, das Hetzen im — Schritt. Da wird das Rudel zwei-, dreimal flüchtig, auch viermal, glaubt dann aber, der Reiter gehöre halt zu ihnen, bis sie die pfeifende Kugel eines Schlechteren belehrt. Nur antraben darf man nicht angesichts der Böcke oder hinterhergaloppieren, sonst entwischen sie sicherlich im nächsten dichteren Busch. Anders, wenn man zu Mehreren hetzt, dann kommt auch der Reitsport zu seinem Rechte. Ich spreche hier übrigens nur von den schwachen Rudeln des Kaokofeldes, deren Kopfzahl dreißig selten übersteigt; die Jagd auf die Riesenrudel des Südens soll weit einfacher sein, weil die vielen Tiere einander in der Flucht behindern.

Auch zu Fuß kann man sie „dumm laufen", bis sie glauben, der Jäger gehöre zur Herde. Es ist aber eine zeitraubende Sache, die der Mühe nicht lohnt, wenn auch der Springbock das schmackhafteste Wildpret von ganz Südwest liefert, ganz im Gegensatze zu seinem großen Vetter, der Palaantilope.

Bei aller Scheu sind sie doch auch wieder neugierig. Eräugt mich ein Rudel und ist der Wind günstig, dann lasse ich den Bambusen aufrecht und offen in der alten Richtung weitergehen und bleibe hinter einem Termitenhügel verborgen sitzen, bis alle Böcke den Kopf von mir weg und hinter dem Jungen her gedreht haben. Dann komme ich sicher zum Schuß auf nahe Entfernung.

Als meinen Hengst das junge Gras stach, ging er eines Tages allein auf Springbock-Jagd. Ich ließ die Pferde frei mit den nicht eingespannten Ochsen vor dem Wagen herstreiben, als er Wind von ein paar Springböcken

bekam; alte Erinnerungen wurden in ihm wach, und hui! stob er davon, hinter den erschreckten Böcken her. Kummervoll sah ich ihn im Busch verschwinden, ehe die anderen Pferde gesattelt waren, und selten habe ich eine so anstrengende Hetze geritten wie hinter dem Pferde her. Als wir ihn endlich gegriffen, waren die Maultiere verloren gegangen, die so schnell nicht hatten folgen können oder wollen; und als wir die endlich zusammengetrieben, war der Abend herabgesunken, mein Wagen aber irgendwohin gefahren, nur nicht dorthin, wohin er sollte. Mein Treiber kratzt sich noch heute verlegen am Kopfe, wenn er daran denkt, wie rauh ich an jenem Abend lange nach Mitternacht seinen gesunden Schlaf unterbrochen, und ebenso der Koch, der geglaubt hatte, sein Herr und Meister werde das Abendessen durch stramme Haltung ersetzen.

Im Schlafe des Eingeborenen spiegelt sich so recht der verborgene Widerstand, die bodenlose Wurstigkeit und Gleichgültigkeit, die unsere schwarzen Brüder beseelt; die Posaunen von Jericho würden versagen, sollten sie den Schläfer wecken. Und gar nach schwerem Tagewerke rechtzeitig von selber aufwachen, um zum Nachtmarsch einzuspannen; aufzuwachen, wenn die Glocken der weidenden Ochsen in der Ferne verklingen, weil die Tiere zum Wasser drängen: Das bringt kein Eingeborener fertig

VII.

Hagenbeck erklärt die Elenantilope für die edelste Antilope der Erde. Dem stimme ich nicht bei. Gewiß, es sind schöne, kräftige Gestalten, aber auf die Mischung in ihrer Gesamterscheinung von Antilope und Hausrind scheint mir die Bezeichnung „edel“ nicht zu passen. Auch wirkt ihre Größe und Schwere nicht wuchtig wie beim Büffel, sondern erinnert mehr an einen preisgekrönten Mastochsen. Nein, nach meinem Dafürhalten gebührt die Krone dem Kudu.

Welch' prächtiges Bild, eine Herde von zwanzig Bullen an's Wasser ziehen zu sehen; welch' urige Kraftentfaltung bei den Kämpfen der alten Einzelgeher mit den Herdenbullen, wenn die Streiter krachend aneinander prallen, der Stärkere den Unterliegenden in schneller Fahrt rückwärts in die Dornen drückt und endlich wie aus Erz gegossen auf dem zerwühlten Kampfplatze verhofft, mit dumpfem Schrei den Gegner höhnt und des Kampfes Lohn von den Kühen fordert. Scheu drücken sich die geringeren Herdenbullen in den Busch, aus sicherer Entfernung Unmut, Angst und Liebesneid in verhaltenem Schreie dartuend. Daß sie aber auch die Gelegenheit zu nutzen und dem in blinder Kampfeswut befangenen Hauptbullen frech ihren hausfreundlichen Segen zu erteilen wissen, habe ich zweimal mit angesehen.

Mein bester Kudu mißt, in gerader Linie gemessen (Stockmaß), von der Spitze des Hornes bis zur Stirn 1,26 m bei 1,28 Auslage und stellt ein Welt-Gipfelmaß dar. Ähnliche Trophäen erbeuten hier in Südwest aber nur ganz besondere Lieblinge Dianas, denn Kudus von 80 cm gelten schon als recht gut. — Im Kaokofelde überwiegen die Bullen mit breiter Auslage; die weniger ansehnlichen, eng gestellten, findet man weit seltener. Und da gerade das Kaokofeld ein Bergland ist, so ergibt sich daraus, daß

die landläufige, von den Buren ererbte Unterscheidung nicht stichhält: Die mit breiter Auslage nämlich bezeichnet man als Flächen-, die mit enger als Bergkudus.

Bei einem der von mir gestreckten eng gestellten Bullen berühren sich die Hörner in der zweiten Windung; ein einzig dastehendes Gehörn, dessen Hörner in der zweiten Windung verschlungen sind, besaß der alte Lüderitz.

Gleich den großhörnigen Steppenrindern benutzt der Kudu seine Waffe mehr zum Schlagen als zum Stechen; auch die Oryx schlägt im Kampfe mit ihresgleichen mit dem Horne, versteht es aber auch meisterlich, einen Hund aufzuspießen.

Gewaltige Fechter vor dem Herrn sind die schweren Elenantilopen! Das dröhnt durch den Busch wie Ungewitter, wenn zwei solcher Riesen ernsthafte Meinungsverschiedenheiten erledigen, und der Kampf auf Tod und Leben zwischen Elens, dem ich aus nächster Nähe zuschauen konnte, gehört mit zu meinen schönsten Erinnerungen — abgesehen von den Elefanten-Erinnerungen: die bilden eine besondere Klasse für sich. Ich lag an einem großen Regenteiche versteckt, an dem eine Herde von mindestens 200 Elenantilopen brackte, als plötzlich ohne jeden ersichtlichen Grund zwei Bullen zu raufen begannen, und zwar so nahe bei mir, daß ich mehrfach fürchtete, unter ihre Schalen zu kommen. Wie Lokomotiven prallten sie aneinander, blitzschnell folgten sich die krachenden Hiebe mit den schweren Hörnern; wohl zwanzig Minuten lang währte der Streit, dann trat eine Pause ein. Der nächste Gang war wegen beiderseitiger Erschöpfung weit schneller beendet; matt standen die Kämpen mit gesenktem Haupte einander gegenüber, schnaufend und lechzend, aus vielen Wunden schweißend. Der Stärkere schien keine Lust zur Fortsetzung des Gefechtes mehr zu haben, machte Kehrt und zog sich unsicheren Schrittes zurück; schnell ersah der Andere des Feindes Blöße, nahm einen Anlauf und bohrte dem Weichenden sein Horn bis zur Wurzel in die Flanke. Dumpf grunzend erhob er sich von dem gemeinsamen Sturze und stob mit der Herde davon, als mein schneller Fangschuß die Qualen des Unterlegenen endigte. Beim Aufbrechen fand sich, daß der Stoß durch den Magen und einen Lungenflügel gegangen, vier Rippen zerbrochen und eine fast armlange Wunde gerissen hatte. —

— Jenen meinen besten Kudubullen streckte ich unter hübschen Begleitumständen: Ich hatte all mein Sinnen und Trachten einer Herde von sechzehn Kühen und fünf Bullen zugewandt und versuchte während einiger Wochen, ihre Gewohnheiten und Geheimnisse zu ergründen. Eines Tages ersah ich aus den Fährten und der Unruhe der Herde, daß irgend etwas faul sein müsse, und zwei Tage darauf entpuppte sich die Störung in Gestalt eben jenes Haupt-Bullen, der wohl von ferne zugewandert sein mochte.

Eine Woche pirschte ich vergeblich nach ihm, bis ich eines Tages im Frühlicht zu dem Bracke*) schlich, bei dem die Herde zu ruhen pflegte; in wilder Flucht begegneten mir zwei geringe Bullen, und bald hörte ich Kampfeslärm. Himmel, wie mein Herz pochte, als ich den Recken im Gefechte sah, und wie es schlug, als er auf der Decke lag! —

Mein Begleiter T. hatte ein ganz brenzliches Pech auf der Jagd; aber die ewigen Mißerfolge stärkten ihn, immer wieder zog er von neuem hinaus, bis er eines Tages todmüde heimkam: „Kudu angeschweißt — Ausstellungsstück — Nierenschuß — gute Nacht!“ — Dann schlief er am Feuer ein, richtete sich um Mitternacht noch einmal auf und gähnte: „Welt-Rekord! Ihre Kudus? Kümmerliche Schneider!“ — Und er suchte den Bullen drei Tage lang vergeblich und zog am vierten wiederum los in stillem verbissenen Groll; und als ich gegen Abend nichtsahnend um das Lager strich, ein schelmisches Liedchen auf den Lippen, mich dehnend nach zünftigem Mittagsschlafe, da sehe ich plötzlich einen Kudubullen aus dem Busche treten, bei dessen Anblick mir der Atem stockt; endlich raffe ich mich auf, und während Korn und Kimme vor meinen Augen Tarantella tanzen, reiße ich Dampf und habe den Dusel, dem Bullen die Kugel mitten auf's Herz zu setzen! — Versunken in den Anblick meiner Beute stehe ich da, als T. zu mir tritt, der heimkehrend den Schuß so nahe dem Lager gehört — sein Auge wird stier und stierer,

und stumm zeigt er auf eine mit Schweiß verklebte, harmlose Schramme über dem Kreuz des Tieres: Die Spur seines zu hoch gegangenen Schusses! — Es ist dies für das Auge die schönste meiner Kudu-Trophäen; wenn sie auch hinter jenem Haupt-Bullen um 20 cm zurückbleibt.

Zu allen Jahreszeiten sieht man Kuduherden in gemischten und getrennten Geschlechtern, ebenso Kälber aller Größen. Schwer ist dem alten Bullen beizukommen auf dorniger, dicht bewachsener Geröllhalde, und unglaublich weit zieht er fördernden Schrittes aus einem Versteck ins andere, bis er sich endlich einstellt. Alte Oryxantilopen ahmen ihm nach und wechseln mit Tagesgrauen auf dicht bewachsene Berghänge, deren Steintrümmer ein geräuschloses Pirschen außerordentlich erschweren. Auch auf der Flucht nimmt die Oryx gern bergiges Gelände an, während sie sonst ein Tier der offenen Steppe ist; sie kennt eben die Vorteile des Bergbusches. Da sie aber mit Sicherheit dem ersten Tale gegen den

*) Vergl. Anmerkung 9 im Anhang.

Wind folgt, kann man ihr in den Ketten des Kaokofeldes oftmals leicht den Weg abschneiden und sich vorlegen, zumal als berittener Jäger. —

Ein Ostafrikaner tut die Wedelsprache der Giraffe damit ab, daß er die Gelehrten lächerlich macht, die „selbst diesen Unsinn urteilslos nachbeten", und versteigt sich schließlich, von Sachkenntnis durchaus unbeeinflußt, zu der außerordentlich geistreichen Behauptung, wenn eine Stechfliege die Keulen der Giraffe umschwirre, begänne diese „mit dem Wedel zu stottern". — Auf Giraffen langt meine Erfahrung nicht, aber mit Sicherheit habe ich bei den Oryxantilopen eine Wedelsprache festgestellt, und verbürge mich um so gewisser für meine Beobachtungen, als ich sie längst gesammelt hatte, ehe ich das erste Wort von einer Wedelsprache überhaupt vernommen.

Wachen stellen die Oryxherden nicht aus. Aber mit einer gewissen, bezeichnenden Bewegung erweckt ein Tier die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft; eine Bewegung, die mit dem Schlagen nach Fliegen garnicht zu verwechseln ist, und die auch beim Einzelgeher dem Jäger mit Sicherheit anzeigt, daß er im nächsten Augenblick flüchtig zu werden gedenkt.

Es ist doch auch gar kein Grund vorhanden, in solcher Wedelsprache etwas Unglaubliches zu sehen. Wahrscheinlich handelt es sich nur um unwillkürliche Bewegungen in schreckhaftem Zusammenzucken, die sich in dem langen, beweglichen Wedel am augenfälligsten äußern. Da den Antilopen wenig Stimme gegeben ist, so erscheint es doch nur natürlich, — mir wenigstens, — daß sie stumme Zeichen des Schreckens, der einen Artgenossen packt, ebenso gut zu deuten und zu würdigen verstehen, wie wir Menschen den Schrei einer Frau, die eine leibhaftige Maus unter dem Schranke hervorlugen sieht. — Der Ausdruck „Wedelsprache" ist nicht glücklich gewählt, „Wedelzeichen" würde den Tatsachen vielleicht besser entsprechen. —

Widerlich ist die landläufige Art, die Oryxantilope zu jagen. Man geht oder reitet mit möglichst vielen Hunden hinaus, wenn anders man diese Rassenmischungen hier zu Lande noch mit „Hunde" bezeichnen kann, und versucht garnicht erst, den nie erzogenen Kötern seinen Willen aufzuzwingen. Siehst du nun eine Herde der schönen Antilopen, dann feure in der Richtung, da sie stehen, auf 1000 m einen Schuß ab; wenn du sehr gute Hunde hast, so genügt es schon, nur das Gewehr in dieser Richtung anzubacken, um die teure Schrotpatrone zu sparen. Die wilde Jagd ist ein Kinderspiel gegen die Hast, in der die Meute davonstürmt, mit dem Auge, weniger mit der Nase der Herde zu folgen und ein Tier zu stellen.

Laß dir ruhig Zeit, gehe langsam hinterher, stopfe dir erst noch einmal die Pfeife und nimm einen langen Hieb aus der Buddel — die Köter halten die Beute sicherlich fest, bis du kommst, auf zwanzig Schritte einen Tellschuß loszubrennen. Ist's aber sehr heiß, dann spare dir den beschwerlichen Weg — der Bratpfanne ist's ja vollkommen gleichgültig, ob das Wild erschossen oder von den Hunden abgewürgt wird. Je mehr Hunde du dir hältst, die natürlich nur mit Wildpret gefüttert werden, desto höher erachte dich als Weidmann; je ungehorsamer deine Hunde, desto tiefer verachte den Jagdstümper, der mit nur einem gut erzogenen Hunde jagt, und vertritt die alberne Behauptung, in Afrika verliert der Rassehund die Nase, hoch der Bastard-Köter! Natürlich wird die Nase stumpf, wenn sie austrocknet. Um diese Binsenweisheit zu ergründen, braucht man nicht über die heimische Feldmark hinauszugehen. Der Hund, der aus der Feldflasche seines Herrn getränkt wird, arbeitet in Afrika ebenso gut wie in Deutschland; wenn nicht, dann liegt die Schuld am Herrn, nicht am Hunde.

— Alte, gewitzte Oryx stellen sich nicht so leicht; alte, gewitzte Hunde wissen das, sparen sich langatmige Hetzen und greifen lieber ein Kalb oder eine tragende Kuh. Sehr bald lernen es die Hunde solcher schamlosen Aas-Schießer, allein auf Jagd zu gehen und sich ein Stück Wild zu fangen. Noch heutigen Tages freue ich mich, daß ich keine Gelegenheit versäumt habe, solche Köter niederzuschießen, sofern es sich nur irgend machen ließ.

— Reichlich scheu ist die Oryxantilope, läßt sich aber infolge der Stellung ihrer Lichter von hinten leicht anpirschen. Gern vergesellschaftet sie sich mit Springböcken und ist dann eigentlich unangreifbar; sie sucht die Gesellschaft der Böcke, nicht umgekehrt. Nur ein einziges Mal habe ich einen Springbock in einer Oryxherde getroffen, desto häufiger aber eine kleine Anzahl Oryx' in den Springbock-Rudeln. Wird solche Gesellschaft flüchtig, dann regen sie sich wechselseitig zu immer schnellerem Laufe an, machen einander Angst — Ihr Jäger, lasciate ogni speranza!

Der Grund, weshalb die Oryx den Böcken ihre Sicherheit anvertraut, liegt klar auf der Hand: Der Springbock hat von all unserem Schalenwild die weitaus schärfsten Lichter*) und eräugt den Jäger auf Entfernungen, da man anderem Wilde gegenüber noch lange nicht an Deckung denkt.

Deshalb deute ich die Sprünge, denen die elegante Gazelle ihren Namen verdankt, lediglich als Erkundungs-Unternehmen. Werden sie rege gemacht, dann leiten in bedecktem Gelände stets ein paar senkrechte Sprünge die Flucht ein, ebenso wie sie vor dem Verhoffen erst einige Male

*) Abgesehen vielleicht von der Giraffe. Auf Giraffen langt, wie erwähnt, meine Erfahrung nicht.

ſenkrecht gen Himmel ſchnellen. Ziehende oder äſende Böcke, die von der Anweſenheit des Beobachters nichts ahnen, beantworten jeden Pfiff oder Zuruf mit ein paar Hochſprüngen und bleiben dann ſichernd ſtehen, wenn ſie den Jäger nicht eräugt oder gewittert haben. In offener Fläche oder dem unvorſichtig ſich Nähernden gegenüber ſparen ſie ſich dieſe Erkundungsſprünge und werden flüchtig wie jedes andere Wild.

Daß ſie im Spiele und überſchießenden Kraftgefühle die Fähigkeit zu den mächtigen Sprüngen betätigen, iſt nicht weiter verwunderlich. Schließlich könnte ich nach meinen, in dieſem Punkte allerdings noch nicht abgeſchloſſenen Beobachtungen annehmen, daß der liebelüſterne Bock mit der Kraft ſeiner Läufe und dem blendenden Weiß der im Sprunge ſich entfaltenden Rückenmähne vor ſeiner Auserwählten prahlt. Das würde auch den Zweck der nur im Sprunge zur Geltung kommenden Mähne etwas entſchleiern. —

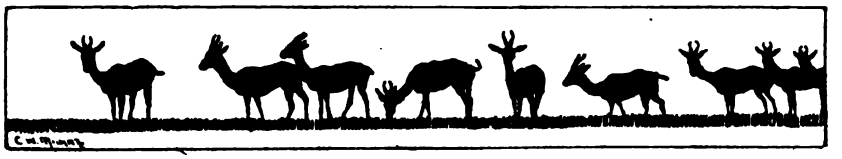
Man ſagt, beim Haſen deute eine helle, ſchneeweiße Blume auf beſonders guten, eine unanſehnliche, dunkle Blume auf ſchlechten Kräftezuſtand des Tieres. Bei einem kränkelnden Springbock fand ich die Mähne ſtruppig, glanzlos und ſchmutzig. —

Einen nachdrücklichen Fingerzeig, daß meine oben dargelegte Anſicht über den Zweck der Sprünge richtig iſt, brachte mir ein Rudel Springböcke, das ich hetzte, um ein Kitz lebend zu fangen. Die ſchon müden Böcke flogen eine lange, flache Geländewelle hinan; mit dem Augenblick, da ſie mich an dem ſteileren jenſeitigen Hange aus den Augen verloren, begann ein allgemeines Springen, wobei ſie ſich ſo hoch ſchnellten, daß ſie meiner im Sprunge anſichtig werden konnten. Kaum aber erſchien mein Kopf über der Deckung, da ſtellten ſie die Hochſprünge als nunmehr unnötig ein. Bei der nächſten Geländewelle das gleiche Schauſpiel, wiederum an Stelle der Fluchten Hochſprünge, die mich in ihren Geſichtskreis brachten, bis ich meinerſeits die Deckung überwunden. Und zum dritten Male, als ich bei meiner Beute abgeſeſſen und das Rudel den plötzlich verſchwundenen Feind aus den Augen verloren hatte.

Höher als zwei Meter habe ich ſie niemals ſpringen ſehen. Ich möchte meinem auf Sprenghöhen geaichten Artilleriſten-Auge mehr glauben als einem mir vorliegenden Buche, das von ſechs Metern Sprunghöhe ſpricht.

Bergſteppe

Palmſteppe (im Vordergrunde blühende Aloë)
Aufn.: Dr. Wallberg



Unser Wild neigt nicht zu Vergesellschaftungen; einmal nur sah ich einen Gnu-Bullen zwischen Elenantilopen am Brack, möchte aber glauben, daß sie sich dort zufällig getroffen haben. Sonst kenne ich nur die vorbeschriebene Freundschaft zwischen Oryx und Springbock. Wenn sich hier und da einmal Oryxantilopen und Strauße zusammen zeigen, dann handelt es sich jedesmal nur um einen sehr lockeren Verband — hier die Vögel, dort die Oryx'; und geben die scheuen Strauße das Zeichen zur Flucht, trennt sich die Gesellschaft sofort: Den Antilopen ist als Nasentieren die Fluchtrichtung vom herrschenden Winde vorgeschrieben, während der Strauß als Augentier unabhängig von der jeweiligen Luftströmung flüchtig wird. Stieben die Strauße davon, dann rennet, rettet, flüchtet alles Wild, das ihrer ansichtig wird; ihr brummender Laut ähnelt dem des Springbocks.

Ein Jammer, daß der Strauß wirtschaftlich nicht als Eierleger in Betracht kommt. Sein Ei entspricht dem Inhalte von 24 Hühnereiern und ist wie diese in jeder Zubereitung schmackhaft. Ich freue mich jedesmal, wenn sich, was garnicht so selten geschieht, eine Straußenhenne in der Jahreszeit irrt und in den kalten Monaten ein einsames Ei notdürftelt, damit meiner Küche eine erfreuliche Abwechslung spendend. Sehr zu unrecht wird Straußen-Wildpret als ungenießbar verschrien. Alter Strauß ist magenkranken Fleischverächtern natürlich ebenso wenig zu empfehlen wie alter Zugochse, dem sich nach fünfundzwanzig schweren Arbeitsjahren das bessere Jenseits in Gestalt eines Kochtopfes aufgetan. Aber junger Strauß schmeckt recht gut und kräftig, zumal als Rauchfleisch. Dem Steppenjäger schmeckt überhaupt alles, oder er hat seinen Beruf verfehlt! Man ist ja stets so hungrig, wenn man ins Lager zurückkehrt; so durstig, daß der Magen förmlich

zischt unter der Berührung mit kaltem Kaffee oder Tee — an denen, sofern es sich um englische Einfuhrware handelt, die gelegentlichen Fettaugen noch das Beste sind, abgesehen vom Nährwerte der selbstmörderischen Fliegen und Ameisen. —

Der Strauß ist das einzige Tier, das ich in freier Wildbahn niemals in jenem Zustande verminderter Aufmerksamkeit angetroffen, dem auch die

scheuesten Antilopen gelegentlich verfallen. So gelang es mir einmal, über völlig deckungslose Fläche bis auf 120 m an ein Oryxpaar heranzukriechen,

das unter einsamem Dorne ruhte. Meine schüchternen Pfiffe und Rufe, sie rege zu machen, überhörten sie ebenso geflissentlich wie mein Schreien und Singen; es gelang mir noch nicht einmal, sie wenigstens dazu zu bringen, sich etwas aufzurecken, also daß ich hätte schießen können. Endlich gab ich's auf und wartete fünf Viertelstunden lang mit der Geduld des Raubtieres, dann wurden sie hoch und flüchtig, und zwar ohne ersichtlichen Grund so blitzschnell und plötzlich, daß ich erst mal drei Kugeln vorbeischoß, ehe ein Zufallstreffer saß. Die Zauberformel, auf die jede Oryx eingeschworen ist, kannte ich damals noch nicht: den Pfiff, mit dem der Springbock das Rudel warnt, wenn ihm irgend etwas verdächtig erscheint.

Ähnlich wie bei diesen beiden Oryx erging es mir mit ein paar Springböcken. Da schrie ich so lange, sie rege zu machen, bis mein Bambuse herbeikam, der glaubte, ich befände mich in Gefahr. Der Ärger über die Störung verwandelte sich bald in Freude: Ich legte den zuerst hoch werdenden Bock auf die Decke, ein ausgewachsenes, älteres Tier ohne den geringsten Hornansatz. — Auch Elefanten habe ich zweimal überrascht, die weder mich, noch ich sie wahrgenommen; einmal, als ich meinem „Fasner" einen Galopp gab, fand ich mich in lichtem Busche plötzlich inmitten einer Herde, — mit abgespreizten Lauschern erschien hinter jedem Dorn ein Riese, gerade vor mir ein besonders schwerer Bulle. Als modernes Kind seiner Zeit suchte sich der Hengst erst in die Luft zu retten, wobei meine Büchse in hohem Bogen aus dem Gewehrschuh in den nächsten Busch flog, dann stürmte er mit mir davon, ebenso die Elefanten, die nicht minder erschrocken zu sein schienen. Ein anderes Mal, als ich in Ondoto („Zibetkatze") lag,

me elefas,
dum mean canto Lalagen et ultra
terminum vagor curis expeditis,
fugit inermem,

obwohl es sich um einen mir seit langem als besonders bösartig bekannten Bullen handelte, dem ich mich plötzlich unmittelbar gegenübersah.

Anders in Ombombo-West („Wanzenplatz"). Da erblickte ich eines Tages von meiner Bergwarte fünf Bullen, die im lichten Busche den Abend erwarteten, um zur Tränke zu ziehen.

Also hin, Dauerlauf marsch, marsch! Die trennenden 6 km sind bald überwunden, schlangengleich krieche ich auf die Riesen zu und danke meinem Glücke den höchsten Ruhm, der dem irdischen Weidmanne wohl werden

kann: Ein Doppeltreffer auf schwere Bullen, jeder mit nur einer Kugel gestreckt, den einen stehend, den andern in der Flucht! Da lagen die beiden Vorzeitrecken unmittelbar neben einander; mit vier Patronen im Rohr blieb ich hinter meinem Termitenhaufen knien, abzuwarten, ob vielleicht einer der beiden wieder hoch werde; neben mir den Patronengurt, dessen Schnalle zur Unzeit gerissen, hinter mir mein altbewährter Jagdbambuse Katjuru; ausnahmsweise hatte ich es versäumt, mir auch die Taschen mit losen Patronen zu füllen. Welch spannender Augenblick! Noch muß ich das freudige Herzklopfen, die frohe Erregung unterdrücken — da schreit Katjuru: „Muhona, ozondjou mave a — Herr, die Elefanten kommen", ergreift meinen Patronengurt und verschwindet wie ein Rennpferd im Busch. Halb rechts ein furchtbarer, gellender Schrei, ein Dröhnen, als ob ein Regiment Küraſſiere angriffe — in großer Staubwolke stürmen die drei Bullen, die bei meinen Schüssen flüchtig geworden waren, gleich schweren Schnellzugs-Maschinen auf mich zu!

Der Gentleman rennt bekanntlich nie, nur wenn er in Gefahr ist. Und ich renne um mein Leben, renne so, daß ich am Abend hören kann, wie Katjuru meinem Troß mit den Ausdrücken höchster Anerkennung und Bewunderung erzählt: „Unser Herr kann laufen wie ein Buschkaffer." — Der Wind ist günstig, ich jage schräg zur Richtung der Elefanten, deren einer mir unmittelbar auf den Fersen ist; schon umhüllt mich der aufwirbelnde Staub — ein Rüssel schwingt über meinem Kopfe — da werfe ich mich seitwärts, schlage ein paar Haken, veranstalte zwischen meinen Beinen ein Hochspring-Turney und verhoffe einen Augenblick. Die Elefanten haben sich getrennt, einer steht bei den Toten, die beiden anderen kommen auf meiner Fährte angebraust, prellen sachgemäß über einen Haken hinaus und beginnen die Spur zu suchen. Soll ich mit vier Patronen den Kampf aufnehmen? Die Entfernung ist zu weit, wild arbeiten meine Lungen und machen ein ruhiges Abkommen unmöglich; schon haben die Beiden die Spur wieder gefunden — ich rede mir ein, sie trügen zu wenig Elfenbein und rase weiter, schlage erneut Haken, erklettere einen Baum, schwinge mich von weit ausladendem Aste auf ein Felsriff und schnüre zum Lager. Bei Tagesgrauen bin ich wieder unterwegs: Gute $1^1/_2$ km haben die gereizten Riesen meine Fährte verfolgt, haben den Baum niedergetrampelt, von dem aus ich auf das Riff gesprungen, und sind dann zum Wasser gezogen. Und mittags liegen vier prächtige Zähne in meiner schattigen Laubhütte.

Der Elefant folgt der Fährte seines Gegners mit dem Rüssel, wie ich auch sonst beobachten konnte. Grauenhaft gellt der Schrei des wütenden Tieres; was man im Zirkus und Tiergarten an Schreien auf Befehl zu hören bekommt, das ist ein leiser Hauch im Vergleiche mit dem schrillen

Wutschrei in freier Wildbahn. „Trompeten“ ist kein sehr glücklich gewählter Ausdruck. Als man ihn prägte, kannte die Menschheit den Ton noch nicht, der sie stündlich an Elefanten erinnern könnte: Das quietschende Geräusch eines auf nassem Asphalt schleudernd rutschenden Kraftwagens. Den metallischen Beiklang hat der Wutschrei in erhöhtem Maße; die Stimme ist so wandlungsfähig, daß der Kundige sich keinen Augenblick darüber im Zweifel ist, ob ein Schrei böse gemeint oder im Spiele ausgestoßen ist, gute Laune oder Freude über das Erreichen der Wasserstelle ausdrückt. —

Am Tage nach den glücklichen Schüssen kamen wie gewöhnlich die Herren Ovatjimba von Ombombo. Ich schenkte ihnen das Wildpret des einen Bullen unter der Bedingung, daß sie mir jeden Morgen einen kleinen Topf Milch brächten; bisher hatten sie mir täglich fünf Liter gegen Tabak verkauft. Das paßte den Brüdern aber nicht, sie witterten wieder irgend eine Falle hinter den Worten des Weißen — so dumm ist doch kein Mensch, achtzig Zentner Fleisch und die herrlichen, unbezahlbaren Markknochen gegen ein paar Liter Milch einzutauschen!

„Herr, wo sollen wir Milch hernehmen? All unser Vieh ist heute Nacht gestorben“, logen sie in echter, herausfordernd frecher Eingeborenen-Art.

„„Mein innigstes Beileid! Geht heim, begrabt Euer Vieh — soll ich Euch Spaten leihen? Aber gern! Nur — den Elefanten behalte ich für meine Leute.““

Nun hockten sie ein Stündchen herum, dann trat der Verstälteste zu mir:

„Herr, bei den Tränen meiner Mutter schwöre ich dir, daß wir keine Milch haben, denn wir haben überhaupt nie im Leben Vieh besessen. (Die Weiber hatten gerade Jedem einen Topf voll gebracht, der Sprecher hatte noch einen Milchbart). Und außerdem ist das Vieh wirklich gestorben. (Eben zogen fünfhundert Ziegen zum Wasser). Aber die beiden Elefanten gehören mir, denn du hast sie geschossen, als sie mein Wasser besuchen wollten. Also her mit dem Fleisch! Und sofort gibst du deinen gesamten Tabak als Bezahlung für das Wasser, das deine Leute und Tiere hier verbraucht. Und du kannst heute noch einpacken und an ein anderes Wasser ziehen.“

Eine gewaltige Ohrfeige beförderte den Schwarzen kopfüber in die Dornen meines Kraales, ein Griff nach der schweren Ochsenpeitsche verscheuchte die Übrigen. Brummend zogen sie ab in Richtung auf die beiden Elefanten, ich zu ihrem äußersten Mißvergnügen mit ihnen, nachdem ich

den Treiber zum Schutze des Wagens mit einem ungeladenen Gewehre bewaffnet.

Das Kochen und Braten und Brißeln und Schmoren, das meine Leute neben dem Aufbrechen der Tiere mit staunenswertem Eifer betrieben, hüllte die Steppe in einen Duft, dem die Nase eines Eingeborenen nie und nimmer zu trotzen vermag —

„Herr, meine Backe ist geschwollen, meine Zähne wackeln, im Ohre habe ich einen bösen Geist — gib mir doch Fleisch als Medizin."

Ich hielt ihm einen wohlgesetzten Vortrag, daß man des seligen Askulap Grundsätze längst nicht mehr befolge; heute müsse jeder halbwegs anständige Mensch Homöopath sein, das sei einfach Ehrensache! Erläuterte ihm die Grundsätze der Homöopathie und stellte ihm sehr ergebenst anheim, zu bestimmen, auf welche Backe ich ihm die heilende Ohrfeige kleben sollte. Oder ziehe er eine Wasserkur vor? Die heile auch jedes Gebrest, sage doch St. Prießnitz selber, jeder Kranke gehöre ins Wasser:

Starke, Schwache, Kleine, Große,
Ich frage den Teufel nach Diagnose!

Aber für so schwierige Erörterungen langt mein Otjihérero doch wohl nicht ganz. Oder habe ich nicht überzeugend genug gesprochen, da ich selber nicht an die Heilkraft von Arnica und verdünntem Kaffeesatz glaube? Genug, der Mann wollte von der Homöopathie nichts wissen, vom Wasser schon garnichts, und entfernte sich mit unhöflicher Eile.

Als sein treues Volk nun sah, wie Katjuru sein Raubtiergebiß in einen Klumpen dampfender, halbroher Leber schlug; wie selbst seine Unnahbarkeit, der Herr Reitbambuse, von seiner überlegenen Höhe hinabgestiegen sich leutselig unter das Fußvolk gemischt hatte und laute, laute, daß ihm der Schweiß eimerweise über die Backen troff — da benutzten sie meine vorübergehende Abwesenheit, meine Leute zu bedrohen und mit einem Rüssel das Weite zu suchen. Hinter dem nächsten Hügel hatte ich sie eingeholt, als sie die Beute teilten; einen Augenblick später bildeten ein gutes Dutzend geschwollener Lippen und breitgeschlagener Nasen die Grundlage, auf der ich einen ehrenvollen Frieden schließen konnte: Bewilligung der Milchlieferung, Hergabe einiger sonst unverkäuflicher Gegenstände für meine Sammlungen — und die Horde stürzte sich auf den Fleischberg; das alte, widerliche Bild. —

In Ombazu („Ich habe gehört")*) war Katjuru in einer schwachen Stunde über meinen Vorrat gedörrten Nashorn-Wildprets gekommen, hatte reinen Tisch gemacht und wälzte sich nun stöhnend am Boden mit

*) Vielleicht auch „Von dort bin ich gekommen".

der Behauptung, er werde noch heute an seinem schlimmen Fieber sterben. Also gebe ich ihm einen guten Kuhschluck Rhizinusöl, pfeife mir einen freien Eingeborenen als Gewehrträger und ziehe los. Da kommt eine Schar Weiber angestürzt, die Feldkost gesucht hatten: Von jenem Hügel aus seien drei Elefanten zu sehen! Was sind achtzig Meter steiler, messerscharf ausgeschliffener, sonnendurchglühter Felswand, wenn es hohe Jagd gilt? Ein Anlauf, und keuchend halte ich Umschau — richtig, in einem Kilometer Entfernung stehen drei Bullen unter einer Schirmakazie im dichten Dorn. Vorwärts! Ich rase hinab; meine Stiefelsohle bleibt hängen — was verschlägt's? Auf der Brandsohle pirscht sich's leiser, nur vorwärts, weiter! Erregt drängt mein Gewehrträger nach links, er hat die Richtung verloren oder den Schneid.

Und nun will er gar recht behalten und ein langes Palaver beginnen; ich drohe ihm mit der Gerechtigkeit im Jenseits und der Polizei auf Erden, den Mund zu halten und bewegungslos liegen zu bleiben, schleiche allein weiter, muß endlich dicht bei den Elefanten sein und erklettere einen Baum: Achtzig Schritte vor mir erkenne ich zwei Bullen, der dritte ist verschwunden. Aber keine Möglichkeit zu schießen; der dünne Omutati schwankt unter meiner Last und gewährt keinen Stützpunkt, den Rückstoß der schweren Büchse aufzufangen. Zoll um Zoll schiebe ich mich vorwärts durch den schier undurchdringlichen Busch; endlich erkenne ich unmittelbar vor mir zwei graue Massen, die beiden Bullen. Aber unmöglich ist's, einen Schuß anzubringen, kann ich doch noch nicht einmal feststellen, nach welcher Seite ihre Köpfe zeigen; ich sehe eben nur zwei formlose Schatten durch einzelne Lücken im Astgewirr. Also Geduld. Und es vergeht eine Viertelstunde und eine weitere; immer unsteter quengelt der schwache Wind bald von dort, bald von hier, so bitterböse ich auch die Zähne gen Himmel fletsche; vergebens bin ich nach der Seite gekrochen, es ist unmöglich, die Tiere frei zu bekommen. Da — fünfzehn Schritte neben mir knackt ein Ast, bricht ein Busch, schiebt sich das groteske Riesenhaupt des dritten Bullen auf mich zu! Noch ehe mein Herz den ersten stürmischen Schlag vollendet, sitzt eine Kugel auf dem Rüsselansatz des Giganten, der sich im Knall herumwirft; eine zweite Kugel auf's Gehör, die dritte von hinten in's Rückgrat — dann beendigt ein schneller Fangschuß in's Hinterhaupt das Drama. Wo aber sind die beiden andern geblieben? Ich weiß es noch heutigen Tages nicht. —

— Im Allgemeinen greift nicht die ganze Herde an, sondern nur das beschossene Tier; ungereizt begnügen sie sich meist, den Störenfried zu verjagen.

Eine Wasserstelle fand ich einmal von drei Elefantenkühen besetzt, die sich durch kein Schreien und Schüsse in die Luft stören ließen. Nun hatten aber meine Tiere Durst; ich koppelte die beiden Hunde los, und da fehlte nicht viel, daß ich hätte schießen müssen: Schreiend stürzten die Riesen hinter den Hunden her, die zum Glück Schneid genug hatten, nicht bei mir Schutz zu suchen. Eine gute Stunde lang hetzten sie sich mit den Dickhäutern im Busch herum, während ich mit vieler Mühe die weggelaufenen Leute, Pferde und Ochsen wieder zusammenklaubte, schnell tränkte und, der Vorsicht die Ehre gebend, noch ein paar Kilometer zwischen mich und das Wasser brachte. —

Einst hatte ich als Anfänger unmittelbar neben einem viel begangenen Wechsel ausgespannt. Das war eine bewegte Nacht! Meist bogen die zum Wasser ziehenden Herden ja aus, aber manche der Riesen zeigten eine mir scheußlich peinliche Aufmerksamkeit für die Feuer und namentlich für die anschlagenden Hunde, bis ich, von meinem treuen Volke längst mutterseelenallein gelassen, die Hunde losmachte und dadurch die Aufmerksamkeit der Dickhäuter vom Wagen ablenkte. Aber froh war ich, als es endlich hell wurde; der Schlafanzug ist in kalter Nacht nicht die gegebene Kleidung, sich im Dorn vor Elefanten in Sicherheit zu bringen, ebenso wenig leichte Hausschuhe ohne Gamaschen — wenn auch eine nennenswerte Schlangengefahr im Kaokofelde noch weniger besteht als im übrigen Südwest.

— Noch nicht genügend ist darauf hingewiesen, wie große Freunde vom Wasser die Schlangen sind; mit Ausnahme der Puffotter habe ich alle Arten schon im Wasser beobachtet; selbst ausgesprochene Baumschlangen haben sich vor mir durch einen Sprung ins Wasser in Sicherheit gebracht oder sich im Bade überraschen lassen. Monatelang fühlen sich alle Schlangen äußerst wohl, die gelegentlich in einen glattwandigen Brunnen stürzen und dann bei aller Kletterkunst doch nicht einen Augenblick auf festem Grunde ruhen können. Feist und rund sind sie alle, die man aus dem Brunnen holt, gemästet von Fröschen und Klein-Getier; verwunderlich scheint mir der Umstand zu sein, daß sie im Wasser, also ohne festes Widerlager, die Beute hinabwürgen können. Ertrunkene Schlangen habe ich nicht ein einziges Mal gesehen; wohl aber verhungerte in trockenen Brunnen und Schürfschächten. — Ganz fabelhaft klettert unsere häufigste Sandschlange, die man im allgemeinen nur auf dem Boden zu sehen bekommt; wie eine von mir beobachtete zwei Meter über dem Erdboden an dem glatten Kalkverputz eines Hauses Halt zu finden vermocht, ist mir nie klar geworden. Stundenlang klebte sie an der Wand im Sonnenscheine — wegen dieser Aufnahme tut es mir besonders leid, daß mir die englischen Truppen und Beamten fast alle meine Platten gestohlen haben.

Weit häufiger als Schlangen findet man Skorpione, auf denen schlecht zu schlafen man garnicht so sehr nahe mit der Erbsen-Prinzessin verwandt zu sein braucht. Niederträchtig brennt so ein Stich, und ich persönlich habe stets das Pech, in's Gesicht gestochen zu werden. So vertrauerte ich als blutiger Neuling einmal eine Regennacht unter der Karre, von Frost und Übermüdung so benommen, daß ich die Schakale nicht verscheuchte, die unmittelbar neben mir einen vergessenen Ochsenriemen auffraßen. Zuerst ging es ja noch, da schmeckte das mir von der Karre in's Gesicht laufende Wasser nur nach Zucker, der oben auslaugte; dann aber begann der Tabakgeschmack vorzuherrschen, und von da ab war es wirklich ungemütlich. Ich saß wie in einem Bache, auf die eingeweichten Decken gestützt, nickte schließlich ein und sank mit dem Kopfe vornüber auf die Decken — hui, ging mir ein Feuerstrahl durch's Hirn, und ich hatte die Empfindung, als ob mir aus einer Wunde das Blut in fingerdickem Strahle spritze. Ich fühle nach — klatschnaß ist die Stirn ja, aber an der Dicke der Flüssigkeit läßt sich nicht feststellen, ob es Blut oder Regenwasser ist. Also mal schmecken — hm, die Wunde, die dem Gefühle nach noch immer zu spritzen scheint, kann nicht gar so schlimm sein, denn die verdächtige Flüssigkeit schmeckt nur nach Tabak, wird also kaum meinem Schädel entstammen. Aber irgend etwas muß geschehen; hat eine Schlange gebissen, muß die Wunde ausgebrannt werden — wie das aber ohne Feuer bewerkstelligen? Mit vieler Mühe wecke ich den Bambusen, der trotz des Hundewetters wie ein Murmeltier schläft, gebe ihm mein Weidmesser, nehme aus wasserdichtem Behälter die letzte Schachtel Streichhölzer: „So, wenn ich Licht mache, schneidest Du mir einen tiefen Schnitt durch die rote Stelle". Nach drei Versuchen, ein Streichholz anzuzünden, löst sich die ganze Schachtel in Wohlgefallen auf, und der Junge weigert sich, auf's Geratewohl loszusäbeln. Also tue ich's selber, aber die ganze Stirn brennt jetzt so, daß ich die richtige Stelle nicht mehr finden kann; ich schneide auf gut Glück, und jeden Schnitt muß der Junge aussaugen. . . .

Am nächsten Morgen lebe ich immer noch, also wird's wohl keine Schlange gewesen sein. Nur meine Stirne sieht aus, als hätte ich für die heiligsten Biergüter aller Corps sine sine gepaukt.

Wir brechen auf. Die Sonne steht am wolkenlosen Himmel und spiegelt sich in der Überschwemmung mit so erstauntem Gesicht, als begriffe sie garnicht, was während ihrer Abwesenheit mit dem Lande geschehen, an dessen Austrocknung sie nun schon seit sieben Monaten so fleißig gearbeitet. Und wie ich meinen Filz aus den nassen Decken wickle und aufstülpe, — autsch! Derselbe Feuerstrahl, diesmal vom Scheitelbein ausgehend: Ein feister Skorpion!

Ich habe ihn in Atome zermalmt!

Gegen die Stiche der früher erwähnten Omangóngoa-Wespen wird man bald unempfindlich, muß sich aber diese Unempfindlichkeit alljährlich mit einem Dutzend wirklich schauderhaft schmerzender Stiche neu erwerben. Nicht so gegen den Skorpion. — Das Gift des schwarzen soll tötlich sein; er ist in Südwest kaum bekannt, ich selbst habe ihn im Innern nur zweimal, desto häufiger aber in der Namib-Wüste gefunden. Was als schwarzer Skorpion angesprochen wird, ist meist der braune in alters-schäbigem Kleide. Am augenfälligsten unterscheiden sie sich durch die Form der Scheren: die gewöhnliche Art trägt die Krebs-Schere, die schwarze weit kleinere Zangen in Form einer Schneiderschere; außerdem rollt sie im Gehen den Schwanz mehr ein als die braune.

Beide Arten halten sich tagsüber unter Steinen verborgen und gehen nachts auf Raub aus. Was für Tiergesellschaften findet man nicht unter solchem Steine: Termiten, Ameisen, Käfer, Eidechsen, Schleichen, Salamander, Tausendfüße, Skorpione, Asseln, Grillen, Spinnen — alle hausen einträglich bei einander, wahrscheinlich geschützt durch irgend einen schlechten Nachgeschmack, den die Kochkunst der übrigen Mieter nicht zu beseitigen versteht. Auch den in Südwest fast ganz unbekannten Tarantel-Skorpion findet man im Kaokofelde, dieses Zerrbild zwischen Spinne und Skorpion, das beider Häßlichkeit in sich vereinigt und mit langem Fangarm die ergriffene Beute den giftigen Lippenzangen zuführt.

Auffallend selten sind wilde Bienen im Kaokofelde, was wohl dem Raubbau der Eingeborenen zuzuschreiben ist, die jedes aufgefundene Volk mit wahrem Feuereifer um des Honigs und der Larven willen vernichten. Der Honiganzeiger, ein kleiner Verwandter des Kuckucks, trägt seinen Namen sehr zu recht; er führt den Menschen tatsächlich zum Bienenneste, dem er ohne Hilfe nicht beizukommen vermag, wobei er lockenden Schreies von Baum zu Baum fliegt; der Eingeborene folgt ihm, seinem Rufe mit gewandtem Pfiffe antwortend, läßt ihm aber nur die Brosamen, die von des Herren Tische fallen, denn in erster Linie macht Selbstessen fett — so hübsch sich die Missionsberichte auch lesen, die da behaupten, der seelengute Schwarze ließe dem Vogel aus Dankbarkeit die Hälfte des Fundes.

Wenn wir die Bienen dem fleißigen weißen Einwanderer vergleichen, dann erscheint die schwarze Liliput-Biene als getreues Abbild des eingeborenen Tagediebes. In unzählbaren Scharen bevölkert sie das Kaokofeld, bevorzugt überhaupt hier im Norden die Gegenden, in denen der Mopane- (Omutati-) Baum vorherrscht. Ozomburumburu *) (oder auch Ozohandja) nennt der Herero die 2—3 mm langen, schrecklichen

*) Daher die Antwort „Purupuru", die der undeutlich und schlecht Otjiherero sprechende Weiße so oft zu hören bekommt: „Ich verstehe Deine Worte nicht, ich vergleiche sie dem Summen der schwarzen Bienen, der Ozomburumburu."

Plagegeister, deren einziger Daseinszweck darin zu bestehen scheint, faul in der Sonne zu tanzen und Menschen und Tiere langsam aber sicher zur Raserei zu bringen. Wahrscheinlich von der Körperfeuchtigkeit angelockt, stürzen sie sich scharenweise in Deine Augen, Ohren, Nase; sondern einen übelriechenden, ätzenden Saft ab, wenn Du sie zerdrückst, und locken, noch über den Tod hinaus niederträchtig, durch die Witterung eben dieses Saftes immer neue Schwärme gegen Dich. Als Höhlentiere schlüpfen sie, im Gegensatze zu den Mücken, durch die engsten Maschen des Moskitonetzes; je heißer die Sonne herniederprellt, je drückender und schwüler die Luft, desto wilder greifen sie Dich an und weichen dem Rauche Deiner Pfeife nur so lange, bis Du einen gehörigen Rauchkater und die Plage obendrein hast. Willst Du die heißen Stunden im Freien verschlafen, dann bleibt Dir nichts anderes übrig, als unter eine Decke zu kriechen, die Dich lückenlos einhüllt — da hast Du dann Schlaf und Dampfbad in einem. — Ungeschickt und unpraktisch wie jeder Eingeborene, der die Begriffe Zeit und Arbeit nicht kennt, bauen sie keine zusammenhängenden Waben, sondern bergen jeden Kubikmillimeter Honig in einer winzigen, gestielten Urne; nennenswerte Mengen, an denen man sich schadlos halten könnte, bringen sie nicht hervor; der eine Eßlöffel voll, den man einem starken Volke nach langer Arbeit im harten Omutatiholze besten Falles abpressen kann, gleicht im Aussehen und ähnelt im Geschmacke dick eingekochtem Safte minderwertiger Lazarett-Pflaumen. Ihre Asthöhlen kleiden sie mit einer dünnen Wachsschicht aus; doch scheint es, als ob sie den von den Termiten eingeschleppten Lehm auch irgendwie zu durchtränken und als Verputz zu nutzen wissen. Eine Stachel fehlt den Zwergen.*)

Besser bewaffnet sind die vielen Arten von Mörtel-Bienen, Sand-Wespen und wie sie alle heißen mögen, deren Nestern man allerorts begegnet — Kavaliere, stets bereit, die krummen Säbel oder langen Raufdegen zu zücken. Den größten, schlimmsten Stachel führt eine Verwandte unserer heimischen Spinnenameise (Mutilla); man begreift garnicht, wie solch langes Krummschwert im Leibe des Tieres Platz finden kann. Sie zeigt viel Aufmerksamkeit für die Urnen, die eine Töpfer-Wespe in langen Reihen untereinander an die Wände klebt, und lange dauert es, bis es der Wespe gelingt, den ungeflügelten Vetter hinab zu stürzen, der ganz außerordentlich hart gepanzert ist. Jene Wespe erfreut

*) Vergl. Anmerkung 11 im Anhang.

sich allgemeinen Schutzes trotz ihrer, die Zimmer nicht gerade schmückenden Bauten, da sie mit Bienenfleiß den Küchengarten von Raupen säubert. Besonders dem Tabakpflanzer leistet sie wertvolle Hilfe. —

Kunstvoll gedeckelte, glatt tapezierte Röhren baut im Boden eine Spinne. Ameisenlöwen wühlen ihre Trichter allerorten in Sand und Staub, ja selbst in alte Aschenhaufen. Mit ihrer Löwen-Herrlichkeit ist es nicht weit her, wenn sie ihre Fallgrube verlassen müssen: Ich legte einen vor den Eingang eines unterirdischen Ameisennestes, wo er sofort von den Ameisen angegriffen wurde. Schleunigst nahm er Reißaus, verfolgt von den Ameisen, deren eine sich an seinem Leibesende festgebissen; seinerseits faßte er sie am Hinterleibe mit den Zangen und drehte sich im Kreise gleich einer nach ihrem Schwanze haschenden jungen Katze. Ein zweites und drittes Mal brachte ich ihn an den Eingang des Nestes, in dem ob der wiederholten Störung nun Generalmarsch geschlagen wurde — plötzlich spie es eine Horde Soldaten aus, dickköpfige Raufbolde, die den Löwen packten und in die Speisekammer schleppten, ihn, der sich bisher an den Ameisen gemästet.

Unsere Ameisen bauen nur unterirdische Nester, die heimischen Haufen fehlen hier ganz.*) Eine der kleinsten und eine der größten Arten sind geschworene Feinde der Termiten, die in ihrer vollgefressenen Behäbigkeit den gewandten Räubern nicht zu entgehen wissen. Oft begegnet man starken Scharen der großen schwarzen Ameisen, unter deren Beingewimmel der Boden knistert; jede trägt eine feiste Termite in den Zangen als Erfolg eines planmäßig angelegten Raubzuges. Aber ein Volk Termiten ist eine Hydra, die solche Blutabzapfung garnicht merkt. Es gibt ihrer gar zu viele, so viele, daß man sich wundern muß, nicht mehr Tierarten einzig von Termiten leben zu sehen. Böse räumen ja Schuppentier, Erdferkel und Honigdachs unter ihnen auf; Scharen kleiner Falken und sonstiger geflügelter Kerbtierfresser fangen die ausziehenden Städtegründer ab, ebenso der Eingeborene, der sie mit nächtlichem Feuer anlockt und pfundweise verspeist, — sie schmecken geröstet garnicht übel — aber es gibt ihrer so viele, daß ihr Geschäft der Holz- und Müllabfuhr im Haushalte der Natur doch wohl wichtiger sein muß, als es den Anschein hat. Sie fressen fast jeden Stoff organischer, am liebsten pflanzlicher Herkunft. Lebende Tiere lassen sie ungeschoren, es sei denn, daß sie eine nestjunge Taube anknabbern. —

Ständige Gäste im Zelte oder der Hütte aus Buschwerk, die mich vor den Sonnenstrahlen schützen soll, sind flinke Eidechsen und behäbige Geckos; beide tun ihr Bestes, der Fliegen Herr zu werden, oft unterstützt

*) Im Norden und Nord-Osten des Schutzgebietes kommen auch Ameisen vor, die ihre Nester an Zweigen aufhängen. Sie werden aus Lehm gemauert und gleichen in Form und Größe den Nestern kleiner Webervögel.

von ein paar Chamäleons, die ich draußen zum blassen Schrecken meiner Herero gegriffen. Sie fressen übrigens gleich dem Teufel Fliegen nur im Notfalle: Viel lieber sehen unsre Arten ihren Tisch mit Käfern, Würmern usw. gedeckt; und wehe der Eidechse, die sich in den Bereich der Bumerangzunge wagt! Dutzende von Malen habe ich es mit angesehen, wie so ein armes Tierchen angeleimt und verschlungen wurde, sofern es ihm nicht gelang, sein Leben durch Preisgabe des Schwanzes zu retten.

Ungezählte Chamäleons habe ich vorübergehend in Gefangenschaft gehalten, weil ich immer hoffte, mal ein farbenblindes zu finden — vergeblich. Nur ein einziges blieb in jeder Umgebung dauernd, auch des Nachts, während vierwöchiger Haft quittengelb; ich muß aber leider annehmen, daß es sich absichtlich in diese Schreckfarbe kleidete, denn es war ein unwirscher, wütender Geselle, der nicht daran dachte, zahm zu werden, sondern selbst nach seinesgleichen wütend biß. Andere wieder lernten mich in überraschend kurzer Zeit kennen, krochen auf Anruf herbei und zeigten überlegende Klugheit: Aus der Hand nahmen sie auch tote Käfer, während sie vom Boden nur sich bewegende Beute griffen und von der Verfolgung eines sich tot stellenden Käfers sofort Abstand nahmen. Das sei ausdrücklich und triumphierend festgestellt — ich bin nämlich ein Gegner der weitverbreiteten Ansicht, daß Lurche usw. willenlos zwangsweise zugreifen müßten, wenn durch den Sehnerv die Stelle im Gehirn gereizt wird, der das Zufassen, Kauen und Schlucken untersteht. Wenn dem so wäre, wie hätte dann eine Kröte, die ich als Junge in völliger Freiheit gezähmt, gehacktes Rindfleisch dem feistesten lebendigen Regenwurme vorziehen können? Und was sagen die Vertreter jener Ansicht zu Folgendem: Um die Schwestern zu ängstigen, brachte ich die Kröte schließlich doch ins Haus, als die Luft für dumme Streiche rein, d. h. der Vater im Manöver war. Naturgemäß drohte die Krötenpartei den Mädeln zu unterliegen, die listig dem armen Tiere einen leidenden Hungerstreik aufzuzwingen versuchten, bis Großvater sich auf meine Seite schlug und seine 75jährige Naturbeobachtung in die kurzen, mir zugeflüsterten Worte zusammenfaßte: „Milch und Semmel frißt die ganze Welt.“ Und siehe da, die Kröte fraß tatsächlich in Milch aufgeweichte Semmelkrume! Leider machte sehr bald darauf ein von Fehlern strotzendes lateinisches Extemporale der Krötenherrlichkeit ein jähes Ende. — —

Der Geruchssinn scheint beim Chamäleon sehr wenig entwickelt zu sein: Meine zahmen nahmen aus der Hand auch übelduftende verwesende

Käfer, ließen sie aber nach dem ersten Zubeißen voller Ekel wieder fallen. — Zu Tausenden findet, — besser: übersieht man sie in der Namib; 500 m von der Küste habe ich sie beobachtet, zumal im Süden, wo vorsindflutlich anmutende, fußhohe Büsche allerhand bedürfnislosem Kleingetier Obdach gewähren.

Die Streitfrage, ob das Damara-Chamäleon seine Eier in die Erde legt, entscheidet das diesen Blättern beigegebene Lichtbild, das ein Dutzend eben die Wiege verlassende Chamäleons darstellt. Die Aufnahme wurde im Bette des Swakob, 35 km von der Küste entfernt, von Herrn Rechtsanwalt Stinzing gemacht und mir liebenswürdigst zur Verfügung gestellt. —

Der Spur eines Namib-Chamäleons, die jeder Kleiderordnung Hohn sprach, habe ich einen halben Tag geopfert, dann war das Rätsel gelöst: Das Tier hatte den Ellenbogen gebrochen, der Unterarmknochen war durch das Gelenk weit nach außen gedrungen, der Unterarm daher um zwei Drittel verkürzt; die dadurch entstandenen Hautfalten hatten sich auf der Unterseite zu einer hornigen Schwiele verwachsen, und ebenso umkleidete dicke Hornhaut ringsherum den durchgestoßenen Knochen. Also in Spiritus mit dem Tiere. Aber vorher festgestellt, ob die Hornhaut auch am Farbenwechsel teilhat. Nach ein paar Tagen war die Frage einwandfrei bejaht, aber gleichzeitig hatte sich herausgestellt, daß es sich um ein tragendes weibliches Tier handelte. Da mußte die Gnadenfrist wieder verlängert werden — derweilen aber gewann das fingerzahme Tierchen in solchem Maße mein Herz, daß ich es noch vor der Eierablage wieder in Freiheit gesetzt habe. —

Die Gekkos im Zelte ließen sie im Gegensatze zu den Eidechsen völlig unbeachtet; ich nehme an, weil die weiche Zunge an den stacheligen Schwänzen Schaden nehmen würde. — Einen Gekko habe ich einmal in völliger Freiheit gezähmt. Das Tierchen kam innerhalb von sechs Wochen so weit, daß es fast alle Scheu verlor, unter dem Tische zwischen meinen Füßen umherkroch und mein, seinen leise zwitschernden Tönen nachgeahmtes Locken verstand. Nur anfassen ließ er sich niemals, blieb gegen Fremde scheu, war auch einmal einen Tag lang unsichtbar und erschien am liebsten bei Lampenlicht — wahrscheinlich weil abends die Fliegen leichter zu fangen sind als in den heißen Stunden. Ein schweres Handwerk für ihn, dies Fliegen-Fangen! Ich habe oft mitgezählt, wenn das

schwerfällige Kerlchen der Jagd oblag: Selten kam auf zehnmaliges Zuschnappen ein Erfolg. Die ihm von mir vorgeworfenen Fliegen erkannte er nur, wenn sie sich noch bewegten, wenigstens nahm er tote nicht auf. Als ich das Lager für ein paar Tage verlassen mußte, fing ich ihm innerhalb einer Stunde 65 Fliegen, die er alle mit Wohlgefallen sich einverleibte, dabei dick aufschwellend. Ich fürchte, diese unmäßige Mahlzeit ist ihm schlecht bekommen, denn nach meiner Rückkehr war und blieb er verschwunden. —

Leider ist die Katze, die diesen nützlichen Gästen im Zelte nachstellt, noch nicht geboren. Und die Katze wiederum braucht man notwendig, lagert man längere Zeit an einer Stelle; ohne sie würden mir die Mäuse die Haare vom Kopfe fressen.

„In Afrika ist nicht der Hund, sondern die Katze Haustier", heißt es im Buche einer Frau. Mit noch mehr Recht könnte man behaupten, in Deutschland sei der Kanarienvogel, nicht aber der Hund Haustier. — Aber wie unterscheiden sich unsre Katzen von den heimischen! Obwohl sie vielfach recht viel Wildblut in den Adern haben, sind sie dank der allgemein guten Pflege und Behandlung weit zutraulicher und anhänglicher; hier hängen sie weniger am Gebäude als am Menschen. Mit den Hunden vertragen sie sich meist ausgezeichnet, weil der Dummköpfe hier wenige sind, die gedankenlos jeden Hund auf jede Katze hetzen; weil hier kein Hund Gelegenheit hat, zu der Überzeugung zu gelangen, daß der Katze nur Verfolgung und Bisse gebühren. —

Unter dem Schwarme von Katzen, die ich stets um mich gehabt, war nur eine einzige von Natur böse; von jung auf ging sie ihre eigenen Wege, biß und kratzte und nahm eigentlich nur dann mit mir Fühlung, wenn sie mir eine gefangene Schlange voller fauchenden Stolzes vorwies. Da war sie eines Nachts besonders weit herumgestrolcht, in ein Schakal-Eisen geraten und lag mit eingeklemmter Brust in den letzten Zügen, als ich sie befreite. Gut zwei Wochen dauerte es, bis ich sie gesund gepflegt, und nun war sie wie ausgewandelt, wurde der zahmsten Katzen eine, die ich je besessen, blieb aber gegen Fremde nach wie vor scheu und böse. Wunderbarerweise waren ihre Anverwandten mit dieser Wandlung ganz und gar nicht zufrieden, sondern vertrieben sie vom gemeinsamen Futternapfe, den sie vorher freiwillig gemieden hatte.

Bei einem meiner Kater dauerte es auffallend lange, bis er sich mit dem Begriffe Stubenreinheit vertraut gemacht. Endlich hatte er gelernt, was sich schickt, und seitdem machte er sich ein Gewerbe daraus, den übrigen Katzen zu helfen, ihre Losung zu verscharren. Ich glaube nicht,

daß er sich aus geschlechtlichem Unterbewußtsein zu solcher Hilfe hergab, — begann er doch seine Arbeit oftmals schon, ehe der andere mit seinem Geschäfte fertig war, was zu den ulkigsten Balgereien Anlaß gab.

Mehrfach haben meine Katzen Giftschlangen gefangen, ohne je zu erkranken, es sei denn an den Augen nach Kämpfen mit der Spuckschlange. Deren Gift brennt höllisch im Auge und wird bis auf $1^1/2$ m mit großer Treffsicherheit verspritzt. Sehr sparsam gehen diese Schlangen — Kobra-Arten, am häufigsten Naja nigricollis — mit ihrem Schießbedarf um, soweit sie nicht etwa im ersten Schrecken halb unbewußt eine Ladung abfeuern, und verwenden ihr Gift lieber beim Biß als zum Spucken, wie ich sattsam an von Hunden gestellten beobachtet habe.

Leider waren meine Katzen nie dafür zu haben, auf Befehl mit gefangenen Kobras und sonstigen Giftschlangen Vorstellungen zu geben. Die Schwierigkeit solcher Versuche mit all dem Drum und Dran macht sie für die Studierstube geeigneter als für den Busch; meine Versuche waren daher wenig zahlreich und nicht gar zu ernst.

Auffallend groß und stark werden unsere Hauskatzen, auch die, deren Äußeres nicht auf Wildblut schließen läßt: Kater von elf Pfund sind keine Seltenheit. Hier und da trifft man auf Hauskatzen, die in Bau und Aussehen stark an die Falbkatze erinnern.

Die vermutete Feindschaft zwischen Luchs und Katze scheint tatsächlich zu bestehen; nie habe ich beide in derselben Gegend getroffen, wohl aber aus dem Fehlen der Wildkatzen auf das Vorhandensein von Karakals geschlossen und die schönen Tiere früher oder später stets zu Gesicht bekommen.

Die klügste und anhänglichste von allen meinen Katzen war ein kleiner Kater namens 'Kandu — zu Deutsch: Kleiner Mensch —, der aber leider schon im zarten Alter von $^3/_4$ Jahren den Weg fast aller meiner Mäusejäger ging, d. h. in irgend einer mondhellen Nacht seinen Ausflug bis in den Magen eines hungrigen Raubtieres ausdehnte.

'Kandu war die einzige Katze, bei der ich beobachtet, daß sie den Überfluß reichlicher Mahlzeiten in Verstecken sammelte. Schon lange hatte ich mir den Kopf zerbrochen über die Herkunft von rätselhaften Fleischstücken, die ich des öfteren in einem unbenutzt im Zelte stehenden Eimer fand, bis ich eines Tages heimkehrend im Zelte Lärm hörte: „Seelchen", mein braver Schweißhund, suchte laut bellend seinen Freund 'Kandu zu überreden, ihm einen Griff in den Eimer zu gestatten; der Kater jedoch verstand keinen Spaß und lehnte höflich, aber sehr bestimmt ab, seine gefauchten Worte mit nicht mißzuverstehenden Arm- und Handbewegungen unterstreichend.

Nun ich seinem Geheimnis auf die Spur gekommen, dauerte es nicht lange, und ich konnte beobachten, wie er von draußen Fleisch einschleppte, auch wohl mal des Nachts seinen gesunden Schlaf unterbrach und einen Bissen aus dem Eimer holte. Es sei bemerkt, daß er von jung auf immer nur von einer Untertasse gefüttert worden war, daß also das Versteck im Eimer das Ergebnis völlig eigener Überlegung war. — — Katerchen war zu klein, um in den Eimer sehen zu können; er pflegte hineinzuspringen, ohne auf dem Rande richtig aufzufußen: Und darauf baute ich meinen schwarzen Plan, ihm das Versteck zu verekeln, um festzustellen, wie er sich dann wohl verhalten werde. Ein Tag strengen Arrestes mußte ihn hungrig machen; dann gab ich ihm, still am Tische sitzend, Gelegenheit sich zu befreien. Nachdem er im Zelte vergebens nach Futter gesucht und ebenso vergeblich bei mir bettelnd miaut, erinnerte er sich seines Lagers; mit elegantem Satze ging's in den Eimer, aber o weh, den hatte ich heimtückisch halb mit Wasser gefüllt, und Katerchen entsprang tief erschrocken und schwer gekränkt dem unvermuteten Bade.

Von Stund an strafte er den Eimer mit kalter Verachtung und bereicherte den Schatz seiner Erfahrungen, indem er innerhalb von vier Wochen einwandfrei feststellte, daß bei den neuen Verstecken draußen: Ein Loch zwischen ein paar Steinen und ein hohler Baumstumpf — daß also draußen die Schattenseiten doch stark überwögen, und daß nur die nächste Nähe des Menschen Schutz gewährt vor räuberischen Übergriffen der Hunde und Wildkatzen. — Welch herrliche Vorratsräume finden sich doch zwischen den Kisten und Säcken auf dem Wagen! Wie gut ist das Fleisch da aufgehoben — so gut, daß Katerchen selbst nicht mehr zu seinen Schätzen gelangen kann, denn fast täglich wird auf dem Wagen gekramt, und dann ist der Zugang jedesmal von den behäbigen Säcken hoffnungslos verrammelt. Nun kehrt mein Kätzchen, wieder um eine Erfahrung reicher, reumütig in meine unmittelbare Nähe, ins Zelt zurück: Bald finde ich ein Stück Fleisch und eine geköpfte Maus in der Patronenkiste. Harmlos, wie ich immer bin, greife ich nach einer Patronenschachtel — da habe ich auch schon ein paar tüchtige Kratzer auf der Hand und einen Biß im Finger. Großmütig verzeihe ich dem Übeltäter — Katerchen muß ja durch den ewigen Ärger mit seinen Verstecken nervös und mißtrauisch geworden sein! Als ich die Wunde ausgewaschen, ist das Versteck leer; am selben Tage muß ich das Lager für vier Wochen verlassen, und als ich endlich wieder daheim bin, ist Katerchen schon in jene bessere Welt hinübergewechselt, in der es nichts mehr zu verstecken gibt.

— — Eines Morgens gegen drei Uhr saß ich im Zelte, die Beobachtungen der Nacht einzutragen, als Kater 'Kandu unter dem Mückenvorhang hereingefegt kam, kurz kehrt machte und mit gesträubten Haaren

Gnubulle

Aufn.: Aschenborn

Auskriechende Chamäleons

Aufn.: Stinzing

den Vorhang anstarrte. Mehrfach erhob er bedrohlich die Pfote zum Schlage, schlich mit allen Zeichen der Erregung am Vorhang auf und ab, während ich unbeweglich der Dinge harrte, die da kommen sollten — augenscheinlich befand sich draußen irgend ein Tier. Und richtig, wieder bewegte sich der Vorhang, und herein steckte ein großer, schwerer Wildkater seinen runden Kopf, blinzelte ins Licht und erschien bald in ganzer Lebensgröße im Zelte. Wohl hätte ich ihn mit einem Tritt umbringen können, aber weiß Gott, nie ist sein Leben, wenigstens von meiner Seite aus, weniger in Gefahr gewesen, als da er mir Gelegenheit gab, ein so scheues Wild aus handgreiflicher Nähe zu beobachten!

Katerchen zog sich zurück in augenscheinlicher Verlegenheit, denn er traute dem starken Vetter Raubritter wohl nicht gar zu gute Absichten zu. Der zuckte ein paar mal erregt mit der Rute, duckte sich — zum Sprunge? Nein, sondern um mit schiefem Kopfe meinem Katerchen in schaurigen Tönen ein echtes Katerlied von sündiger Liebe zu singen. Während ich mir noch im Zweifel war, ob ich seinen Irrtum mit höflichen Worten aufklären oder ihm den Rat unterbreiten sollte, sich doch mal von Krafft-Ebing untersuchen zu lassen, ertönte draußen ein leiser, gurgelnder Laut, der in der Sprache meines Hundes Seelchen soviel wie „Katze" bedeutete. Nun will ich ja nicht behaupten, Katerchen 'Kandu habe verstanden, daß sein starker Freund ihm helfen wolle; gewiß ist aber, daß mein Kätzchen sich im selben Augenblicke auf den Wildling stürzte, daß der zurückprellte, und daß gleich darauf Seelchen mir den erwürgten Wildkater und ein Stück des zerrissenen Vorhanges vor die Füße legte.

„Mal sehen, was Kater 'Kandu nun anstellen wird", dachte ich und schickte den gebührend belobten Hund wieder hinaus. Katerchen aber bewies mir schlagend, daß er von dem Gebahren seiner Sippe doch weit mehr verstünde als Herr und Hund zusammen: Er traute dem Frieden nicht. Knurrend und mit gesträubten Haaren umschlich er den toten Vetter, wagte sich endlich näher, beroch dessen Hinterfront und griff schließlich nach Katzenart mit der Pfote nach dessen Ohr. Da sprang, viel schneller, als ich's berichten kann, der Totgeglaubte auf, hieb meinem Katerchen eine bildschöne Quart durch Augenlid und Nase und war wie ein Schatten entsprungen. — —

Es wäre wohl falsch, wollte man diese Beobachtung verallgemeinern; wenigstens habe ich keinen weiteren Fall erlebt oder gehört, in dem Katzen sich totgestellt hätten.*) Der Held meines Berichtes, oder vielmehr beide Katerhelden, der zahme wie der wilde, mögen Ausnahmetiere gewesen sein, die geistig über ihresgleichen standen, — Geschöpfe, für die

*) Aus einer Ohnmacht wäre er nicht so plötzlich erwacht.

Ernst Seton Tompson die treffende Bezeichnung „Tierhelden" geprägt hat. Aber der Laie möge aus meiner Schilderung ersehen, wie viele unübersehbare Zufälligkeiten dem zu Hilfe kommen müssen, der die Beobachtung des wild lebenden Tieres zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Der Jäger wird nur selten ein zuverlässiger Beobachter sein; er kann besten Falles aus gelegentlichen Wahrnehmungen Schlüsse ziehen. Wer aber einwandfreie Einzelheiten feststellen will, der muß sein Bestes in den Dienst der Sache stellen und darf sich durch endlose Fehlschläge nicht entmutigen lassen, muß immer wieder den Zufall bekämpfen oder ihm zu Hilfe kommen und tausend Widrigkeiten in den Kauf nehmen. Und wenn er bei aller Sachkenntnis nicht noch gehörig vom Glücke begünstigt wird, dann ist er nicht der Beobachter, sondern der Beobachtete, dem sich das angeblich so geistlose Wild in jedem beliebigen Augenblicke auf Nimmerwiedersehen zu entziehen weiß. — Freilich, ein solches Erlebnis, wie ich es oben geschildert, macht zahllose Mißerfolge wieder wett. —

Jener Wildkater bewies auch sonst überlegende Klugheit: Auf rätselhafte Weise wurden mir gerade damals die Köder aus den Schakal-Eisen entwendet, und jedesmal fand ich Katzenspuren um die Eisen, nie aber war eins zum Zuschlagen gebracht, so kunstvoll ich sie auch verblendet. Es sei eingeschoben, daß man den Köder mit Dornen einkraalt und das Eisen so in den Zugang stellt, daß der Schakal unbedingt darauf treten muß: Dornige Zweige, handhoch im Eingange quergestellt, schreiben ihm einfach die Stellen vor, da er auffußen muß. Um sich Arbeit zu sparen, bindet man die Lockspeise an den Stamm eines Busches, dessen unterste Zweige herabgebogen werden und sie so seitlich abkraalen. Wildkatzen fangen sich auf diese Art besonders leicht, nicht aber jener Katerheld. Er holte sich, wie ich endlich aus den Spuren ersah, den Köder von oben her, indem er in den Busch sprang, am Stamme herabkletterte und sich das Fleisch heraufangelte. Als ich hinter diesen Schlich gekommen, habe ich meine Eisen — nein nicht anders aufgebaut, sondern überhaupt nicht mehr gestellt und auf ein Dutzend Schakal-Felle verzichtet, um jenen nicht doch einmal aus Zufall zu fangen.

— — Mehrfach habe ich aus glaubwürdigem Munde gehört, daß bei Umzügen entsprungene Katzen über weite Entfernungen*) die alte Heimat wieder zu finden gewußt haben. Ich selbst erlebte es, daß eine mir auf dem Marsche abhanden gekommene Katze ein ganzes Vierteljahr wild im Busch blieb, ohne jede Möglichkeit, Wasser zu finden — das Blut von Beutetieren muß ihrem Feuchtigkeitsbedürfnisse also genügt haben. Als ich ihr zufällig begegnete, war die Freude auf beiden Seiten groß.

*) Verbürgt bis zu 45 km.

Ein verwilderter, mir in die Kaſtenfalle gegangener Kater wurde nach wenigen Wochen ſo aufdringlich zahm, daß er mich geradezu beläſtigte; zwiſchen ihm und meinem eiferſüchtigen Dackel herrſchte ein ulkiges Verhältnis gegenſeitiger Abneigung, doch ließ es beider Angſt vor der Stärke des Andern nie zu Tätlichkeiten kommen. Der Dackel war übrigens ein weit eifrigerer Mäuſejäger als der graue Leiſetreter.

Mehrmals habe ich an den Spuren einwandfrei feſtgeſtellt, daß der Kater auf der Suche nach Liebesabenteuern in einer Nacht 7 km hin und zurück nach einer Niederlaſſung mit zahlreichen Katzen gelaufen war; dabei lief er nicht querbeet, ſondern folgte den Windungen des Weges. — —

Die Wahrheit der Behauptung, die Herero hätten die Hauskatze erſt vor einem Menſchenalter kennen gelernt, möchte ich bezweifeln. *)

*) Vergl. Anmerkung 12 im Anhang.

Ovambo (Rechts Weißling*)

* Vergl. Anmerkung 10 m Anhang

Aufn.: Dr. Sigwart

VIII.

Faſt möchte ich glauben, daß in früheren Jahrhunderten farbige Völkerſchaften auch in Afrika den Elefanten zu zähmen gewußt haben. Allerdings ſtütze ich mich nur auf einen einzigen mir bekannt gewordenen, noch dazu ziemlich unklaren Beleg: In dem 1509 erſchienenen Reiſeberichte des Balthaſar Springer wird mit rührender Harmloſigkeit berichtet, wie das abenteuernde Raubgeſindel auf der Fahrt nach Indien hier und da afrikaniſchen Boden betritt, im großen plündert, brennt und mordet — teils um ſich die Taſchen zu füllen, teils um den Eingeborenen Verſtändnis für den allgütigen Chriſtengott aufzuzwingen. 1505 liegen die frommen Gottesſtreiter vor Mombaſſa; der wackere Balthaſar Springer berichtet:

„. . . . . Wir ſchoſſen an zwei Orten Feuer in die Stadt und verbrannten ihnen viele Häuſer. Und ehe wir das taten, trieben ſie zwei Elefanten vor uns hin und her, trutzig zum Verdruß."

Falls mein Gewährsmann nicht aufgeſchnitten, müſſen dieſe Worte doch auf gezähmte und abgerichtete Elefanten bezogen werden. Vielleicht iſt mit dem Einbruch der Araber die Kunſt verloren gegangen, die Rieſen zu zähmen; jedenfalls iſt es denkbar, daß den vorurteilsloſen arabiſchen Kulturträgern mehr an Elfenbein und Sklaven gelegen war als an abgerichteten Elefanten, deren Beſitzer vielleicht nur eine kleine Kaſte gebildet haben mögen. — —

Die Jagd auf den Elefanten iſt ſtets von neuem ein alle Sinne gefangennehmendes, nervenaufpeitſchendes Ereignis. Und mögen auch Wochen darüber hingehen, ehe man zu Schuß kommt — jeder Tag wird zum Feſte mit ſeinen Anſtrengungen, Entbehrungen, ſeinen Erlebniſſen beim Zuſammentreffen mit anderem Wilde. Die heimlichſten Schönheiten der Natur, der tiefſten Einſamkeit offenbaren ſich nur dem, der keine Mühe ſcheut, der auf

der Fährte die Wildnis durchmißt, die selbst dem Fuße des faulen Eingeborenen verschlossen bleibt. —

Einem Bullen habe ich ganze sechs Wochen nachgestellt. Nie hatte ich ihn zu Gesicht bekommen, stets nur seine Fährte gesehen, nach der zu urteilen es sich um ein ganz besonders schweres Tier handeln mußte. Gleich als ob er einen Spion unter meinem Troß besolde, wußte er mich stets von neuem zu narren; marschierte zeitweilig hinter mir; trampelte, als ich ihn am wenigsten in meiner Nähe vermutete, eines Nachts 300 Schritte vom Lager entfernt meinen stärksten Ochsen zu Brei und führte mich wiederum tagelang durch die Gebirge. Er triumphiert noch heute, hat aber keine Ahnung, daß ich ihm großmütig das Leben geschenkt. Das war ein erhebender Augenblick, als ich nach sechswöchiger Mühe meinen Willen durchgesetzt und den urigen Recken schußgerecht vor mir sah! Auch er hatte mich eräugt, aber nicht erkannt; wohl an die zwanzig Minuten standen wir einander regungslos gegenüber, bis er abzog im Glauben, ich sei doch nur ein Baumstamm. Er hatte sich beide Zähne abgebrochen — da habe ich ihn laufen lassen.

Überhaupt tragen unsere Elefanten wenig schwere Zähne; Bullen mit zweimal sechzig Pfund sind schon als außergewöhnlich gut anzusprechen. Sie brechen sich beim Graben und beim Klettern in den Felsen vielfach große Stücke Elfenbein ab; mein bester Fund wog 4 1/2 kg, war aber völlig wertlos, da das Bein an der Luft in unserm Klima schnell reißt und verwittert. Mit steter Sorge muß der Jäger im Kaokofelde sein Elfenbein vor der Sonne schützen und in eine dicke Fettschicht hüllen; zur Trockenzeit genügen wenige Tage, den besten Zahn zu entwerten, wenige Wochen, ihn wertlos zu machen.

Meist sind die Zähne ungleich lang. Es scheint, daß die Riesen den einen beim Graben nach Wurzeln vermehrt als Arbeitszahn benutzen und wechseln, wenn er stark abgenutzt ist. Immerhin kann der Elefantenjäger im Kaokofelde mit seinen Trophäen zufrieden sein; versicherte mir doch ein Fachmann, in zweijähriger Berufstätigkeit auf dem Zoll in Togo keine ähnlichen Zähne gesehen zu haben, wie ich sie in einigen Fällen erbeutet.

Über Ursprung und Zweck der Stoßzähne ist schon viel gegrübelt und geschrieben worden. Schillings vertritt die Ansicht, sie seien in erster Linie ein Werkzeug zum Lösen von Baumrinde und außerdem eine Waffe. Dem stimme ich nicht bei — das von Schillings geschilderte Abstoßen von Baumrinde habe ich nicht ein einziges Mal beobachtet, ebensowenig Spuren von solcher Tätigkeit gefunden. Unsere Riesen brechen Zweige ab und reißen dabei Rindenlappen von den Stämmen; die Zweige knabbern sie ab oder ziehen sie mit dem Rüssel durch's Maul, also daß Rinde und

Blätter von den Mahlzähnen abgeraspelt werden. Und die Waffe unsrer Elefanten ist der Rüssel; der Zahn spielt als Waffe nur eine ziemlich untergeordnete Rolle. Nein, ich sehe im Stoßzahn lediglich ein Werkzeug zum Graben und stütze mich dabei außer auf viele Hunderte von Beobachtungen hauptsächlich auf die ausgestorbenen Vorfahren unsrer Elefanten. Die trugen teils im Ober-, teils im Unterkiefer vielfach auch nach unten gerichtete Stoßzähne, wie heute das Walroß; Zähne, die als Waffe wohl überhaupt nicht in Betracht kamen oder als solche nur benutzt wurden, weil sie eben am Kopfe saßen, die aber sehr wohl geeignet waren, den Boden auf der Suche nach Wurzelwerk aufzureißen. Und als die Eiszeit dem Mammut nur noch mit Flechten und Moosen aufwartete, als es nichts mehr zu graben gab im hart gefrorenen, toten Boden, da wuchsen sich die Zähne zu dem krummen Ballast aus, den wir heute in den Sammlungen kopfschüttelnd betrachten — ähnlich dem Zahne des Nagetieres, dem man künstlich die Gelegenheit zur Abnutzung genommen.

Daß der Bulle den Stoßzahn weit kräftiger als die Kuh entwickelt, mag zum Teil daran liegen, daß der Bulle an sich eben auffallend schwerer und stärker ist denn das weibliche Tier: Die größere Kraft bedingt auch ein größeres Werkzeug, angestrengterer Gebrauch reizt zu vermehrtem Wachstum. Naturgemäß wird der stärkste Bulle, also der mit den schwersten Zähnen geschmückte, den tiefsten und, was Fortpflanzung anbelangt, auch nachhaltigsten Eindruck auf die Kühe machen und die Anlage zu seinen Prachtzähnen vererben. — Demnach müßte man den größeren Zahn des Bullen als Geschlechtsmerkmal ansprechen, abgesehen eben von seiner Eigenschaft als gröberen Muskeln angepaßtes Werkzeug. *) —

— Den knieend mit dem Zahne gelockerten Boden räumt der Elefant mit der Vordersäule weg und weiß so mehr denn meterliefe, steilrandige Löcher auf der Suche nach Wurzeln oder Wasser auszuschachten. Man sagt, daß er in der Wut die verlorene Mütze, das fortgeworfene Gewehr des gejagten Jägers einscharre; ich habe darüber keine persönlichen Erfahrungen sammeln können.

Am Kunene traf ich einen Herero, der behauptete, von einem Elefanten am Arm gepackt und eingegraben zu sein, nachdem er ihn mit einem wirkungslosen Giftpfeile gekitzelt; tatsächlich war der Arm mehrfach gebrochen gewesen, schief und krumm geheilt und verdorrt. Berichte aus schwarzem Munde müssen aber grundsätzlich als unwahr, zum mindesten als stark gefärbt angesprochen werden; wahrscheinlich hat der Mann mit der Keule eines schlecht gelaunten Ovambohäuptlings Bekanntschaft gemacht und sich die Elefantenmär nur eingeredet, um den Rückgang seiner Wehrkraft durch

*) Vergl. Anmerkung 13 im Anhang.

erhöhten Schein wieder wett zu machen. Heute glaubt er fest und heilig daran; die Lüge hat er sich „huka“, d. h. vor langer Zeit ausgedacht. Das Schwindeln ist verjährt, durch die Verjährung die erdichtete Geschichte zur Tatsache geworden. — Ich bin im Gegensatze zur Meinung vieler Forscher der Ansicht, daß das Herero-Recht doch eine Verjährung kennt. Wenigstens habe ich in Ausübung des mir von den Kaoko-Herero aufgedrängten Richteramtes mehrfach gehört, wie der Beklagte das endlose Sündenregister, daß die klägerische Sippe vorbrachte, mit dem Hinweise unterbrach, diese oder jene Schandtat habe er „huka“ begangen, dürfe also jetzt nicht mehr gegen ihn anhängig gemacht werden, was nach vielem Hin und Her meist anerkannt wurde. Es handelte sich in solchen Fällen stets um noch nicht gesühnte Vergehen, die, und das ist der springende Punkt, nicht verfolgt worden waren, obwohl sich Gelegenheit dazu geboten hätte. — —

— — Um einer falschen Meinung zu begegnen, muß ich darauf hinweisen, daß jene sechswöchige Verfolgung eines Elefanten nicht so gedeutet werden darf, als brauche man hier immer so viel Zeit, die Dickhäuter zu finden. Im Gegenteile, als ich ihn suchte, bin ich oftmals auf andere Herden gestoßen, und es war durchaus freier Wille, daß ich mich eben von jener Fährte nicht abbringen ließ. Wer nur darauf ausgeht, als Wildschlächter große Strecken zu erzielen, der mag in weitem Kreise die Wasserstellen abklappern und mit Sicherheit auf reiche Beute rechnen. Aber Nerven gehören zur Elefantenjagd und besonders zum Ansitz am Wasser, sei es mit der Büchse oder mit dem Tagebuche. Ein hahnebüchner Leichtsinn ist's, aus der Mausefalle heraus mit den wehrhaften Riesen anzubinden! Auch auf der Pirsche kostet es Nerven, den schwersten Bullen aus einer Herde herauszuholen, und ich würde es Niemandem verübeln, dem die Lust verginge. Sind doch Schillings, Schomburgk, Paasche, überhaupt alle namhaften Kenner einstimmig der Ansicht, daß über kurz

oder lang jeder Jäger unter den Säulen der wilden Kolosse endigen muß; und wahrlich, lang genug ist die Liste wackrer Namen, deren Träger unter der Bergeslast des gewaltigen Wildes ihr Leben gelassen. — Ein schöner Tod, dahingerafft zu werden im dröhnenden Kampfeslärm, vergleichbar dem Fallen auf dem Schlachtfelde. Und wenn der große Weidmann Tod einst über mir Halalli bläst, dann sei es auf der Jagd; mein letzter Blick soll auf weiter Steppe, auf meinen schweigenden Bergen ruhen, denen mein Herz gehört, als deren Kind ich mich fühle! —

— — Gewaltig sind die Knochenmassen, die das Hirn des Elefanten einkapseln. In ihrem Innern überwiegen wabenartige Hohlräume die festen Teile. Der schärfsten Axt spottet die Stirn, das Hinterhaupt und der eisenharte Unterkiefer, aber wenige Wochen Sonnenbrandes genügen, und man kann mit einem Spaten tiefe Löcher in das gebleichte Gebein schlagen. Die Stoßzähne wurzeln zwischen den Augen; noch heute ist es mir ein Rätsel, wie es meinen ungeübten Eingeborenen stets gelang, mit unzulänglichem Werkzeuge beide Zähne in zusammen $2\frac{1}{2}$ Stunden auszulösen. Nach Schomburgk soll es 5 bis 10 Stunden in Anspruch nehmen — ob sein Troß etwa noch fauler und bequemer gewesen ist als meiner? Das wäre eigentlich kaum möglich.

Auf der breiten Knochenscheide zwischen den Zähnen haften die Rüsselmuskeln in erstaunlicher Stärke; am weitausladenden Jochbeinbogen hebeln gewaltige Muskelbündel den wie einen Sporn geformten Unterkiefer. Die armstarken Sehnen des Genickes sind überhaupt kaum durchzuschärfen, und am Atlas wird das beste Beil stumpf.

Das Wildpret ähnelt wie das des Nashornes dem Rindfleisch; köstlich ist das Feist, schon weil es, was in Afrika nicht hoch genug anzuschlagen ist, weder an den ewigen Hammel erinnert, noch an die Salbe, die uns Amerika als Hochprima la Superfein-feines Speiseschmalz anhängt. Noch besser als das Feist ist das aus dem Knochenmarke pfundweise gewonnene Schmalz. Das Mark liegt nicht frei in den Röhrenknochen, sondern ist von fein verästeltem Knochengewebe durchwachsen und gestützt. — — —

Während ich in den Jagdgründen von Kovares in früheren Jahren die Elefanten regelmäßig auch am Tage angetroffen hatte, kamen sie, als ich im Besitze einer Jagderlaubnis war, wie auf Verabredung nur des Nachts, dann allerdings auch scharenweise. Und ich brannte doch so darauf, nun auch einmal einen deutschen Elefanten zu strecken! Also mit beginnendem Büchsenlichte auf die Fährte — täglich immer wieder erfolglos, sie ließen sich nicht finden. Bis zu dreißig Kilometern bin ich auf den

frischen Fährten galoppiert; weiter kann man sich im wasserlosen Lande zur Trockenzeit nicht von der Tränke entfernen, weil man mit seinen Tieren eben immer wieder an's Wasser zurück muß; und nie führten die Spuren in die Nähe anderer Wasserstellen. Ich ritt nachmittags raus und legte mich bei bestem Winde und mit aller nur erdenklichen Vorsicht auf dem Wechsel vor — vergeblich, die Leisetreter umgingen mich. Vergeblich wartete ich am andern Morgen auf ihre Rückkehr vom Wasser: Auch nicht ein einziger kam mir zu Gesicht. Ich schob meinen nächtlichen Posten noch weiter hinaus — vergebliche Mühe; ich blieb näher am Wasser — umsonst. Ich suchte meilenweit nach Schattenbäumen, unter denen sie mittags ruhen — die Bäume fand ich und Spuren in Menge, Elefanten nicht. Ich durchkletterte fluchend die Schluchten des Hundskopfgebirges, hetzte meine Pferde auf den Nebenwechseln halb zu Tode, durchstreifte die Steppe auf Fährten, Wechseln, auf gut Glück — es half alles nichts, und das bei meinem — unberufen! — sprichwörtlichen Anlauf! Und als mein Troß ein gähnendes Loch in die geringen Vorräte genagt, und namentlich, als es galt, die Kovares-Eingeborenen abzulenken, die mir Blutrache geschworen, weil ich ¾ Jahre vorher auf Streife ein paar wegen Plünderung hatte erschießen lassen, — da half alles nichts, da mußte ich den Friedensbann am Wasser brechen, mußte die Mordwaffe erheben in der Ansitzhütte, die mir in früheren Zeiten so oft gedient, das Treiben des Wildes zu belauschen.

Sollte ich nicht abergläubisch werden, als sich nun zwei Nächte lang auch nicht ein einziges Lebewesen an der Tränke blicken ließ?

Desto reichlicher entschädigte mich die dritte Nacht. Als ich in den Pontok einschliefen wollte, stand schon ein einzelner Bulle am Wasserloch, der sich brummend empfahl, aber wieder auf der Bildfläche erschien, noch ehe der Schritt meines Gewehrträgers verhallt war. Der gerade aufgehende Mond ließ mich erkennen, daß er sehr starke, aber gleich an der Wurzel abgebrochene Zähne trug, also den denkbar besten Freibrief vorweisen konnte. Bald folgten ihm Herden in größeren und kleineren Verbänden, stundenlang ein ununterbrochenes Kommen und Gehen. Meist aber waren es nur geringe Bullen oder Herden mit Kälbern, mit denen anzubinden nicht ratsam ist; außerdem wollte ich vermeiden, daß es sich gar zu schnell „herumspräche", es gäbe neuerdings in Kovares Gepfeffertes.

Immer neue Scharen stiegen die Schlucht hinab. Im Dunkeln erinnert die Gesamterscheinung des einzelnen Tieres eigentlich an schwere Selbstfahrer: Die große Schnelligkeit der Fortbewegung, das ruhige, rasche Abstoppen, dazu das erst laute, dann schwächer werdende, verhallende Blubbern, dies eigenartige, dem Arbeiten eines Motors so ähnliche

Geräusch, das angeblich aus dem Magen der Riesen kommen soll — das alles erinnert in der Tat an schwere Kraftwagen. —

Sechs Stunden lag ich nun schon mit der Geduld des Raubtieres auf der Lauer, hatte ob der entzückenden Bilder vor mir ganz vergessen, daß ich ja gekommen war, den Tod in dies friedliche Treiben zu hetzen, als die Scharen sich zu lichten begannen. Ein schwerer Einzelgeher stieg bedächtig die Schlucht herab, die letzten Kühe rüsteten zum Aufbruch; ein kurzes Durcheinander, denn der alte Herr schien schlechter Laune zu sein — dann stand er allein am Wasser, nicht ahnend, daß sein Todesurteil des Vollzuges harre. Eine ganze Stunde stand er so allein da, mir die Hinterseite zukehrend und meine Geduld erschöpfend; immer wieder pumpt er sich von neuem voll Wasser — endlich, endlich tritt er zur Seite — donnernd rollt der Knall meiner Büchse durch die Schlucht — im Dampf, im Mündungsfeuer stürzt der Koloß zusammen, mit Gedankenschnelle hart aufschlagend auf den dröhnenden Fels!

Ich glaube, ich habe die Büchse geküßt, bin ausgeschlieft und zu meiner Beute gestürmt. Wild pocht mein Herz, vom Alb stundenlanger Beherrschung befreit; mit zitternder Hand befestigte ich den Bruch am Hute.

Eine neue Kerbe in den Kolben! Und um das Handgelenk den Talisman gewunden: Ein Armband, gedreht aus einer Borste des Wedels.

Im Osten verblaßten die Sterne. Mein Troß, geweckt durch den mit Spannung erwarteten Schuß, saß erregt um die lodernden Feuer; lauten Jubel entfachte der Anblick meines Bruches: Nun gab es ja Fleisch, Fleisch, Fleisch! Nun standen meinen Leuten lange Tage ununterbrochenen Kauens, lange Nächte froher Tänze bevor.

Ich ging zurück. Gedankenvoll saß ich auf dem Kopfe des gefällten Riesen, Jahrhunderte zogen an meinem geistigen Auge vorüber. Wohl noch vor den Freiheitskriegen war der urweltliche Riese hier großgeworden und hatte seither in Kovares getränkt, auf dem Wechsel die Granitriffe mit den Säulen glättend — und diesem Leben ein Ende zu setzen hatte ich mich unterfangen! All der Geist der Klügsten unter den Menschen hatte mir dabei gedient: Der Geist, der Eisen zu gewinnen und es in Stahl zu wandeln, den Stahl zu bearbeiten gelernt; der im Sprengstoff die wildesten Naturkräfte zu bannen gewußt und mir dienstbar gemacht; der Glas zu erzeugen, das Glas zu Linsen zu formen, die Linsen zum Fernrohr zusammenzustellen, das Fernrohr mit der Waffe zu paaren vermocht — all dieser Geist, all diese Denkarbeit lag zusammengefaßt im leisen Fingerdruck am Abzug meiner guten Büchse, triumphierend über die rohe Urkraft des gigantischen Tieres.

Und über fünfundsechzig Breitengrade eilt mein Geist — Das Vaterland steht in Flammen und braucht seine Söhne. Und ich muß untätig zusehen, seitab im afrikanischen Busch auf vom Feinde erobertem Boden — verfluchtes Geschick! — — —

— Noch war das Auge des Elefanten nicht gebrochen. Noch schien es, als wolle er jeden Augenblick wieder hochwerden und mich Gezwerge vernichten, mich Zwerg, der ich es unternommen, diesem urigen Leben ein Ziel zu setzen, — da riß mich die Horde meiner Jungen aus den Träumereien. Johlend trieben sie ihre rüden Späße mit dem toten Riesen, tanzten schreiend auf dem gewaltigem Leibe und wateten bald in Schweiß und Fleisch. Schaudernd wandte ich mich ab, geschüttelt vom Ekel vor diesen rohen, stumpfen Gemütern, die nur einen Götzen kennen: ihren Magen. Von der Schönheit ihrer Gebirge sehen sie nicht mehr als der Maulwurf, der am Bergeshange seine Gänge wühlt und einzig der Engerlinge achtet. Und wievielen Weißen, die hinausziehen, ist es gegeben, sich über diesen Maulwurfsstandpunkt zu erheben? Gewinn nur suchen sie und totes Gold, in dessen Schimmer Herz und Auge blind wird für die lebendigen Schätze, die Mutter Erde im einsamen Busche dem Suchenden so verschwenderisch offenbart. —

— — Gleich jenem Bullen habe ich noch mehrere mit nur je einem Schusse gestreckt, darunter vier mit der 9,3. Die Höchstzahl der auf dasselbe Tier verbrauchten Patronen betrug einschließlich Fangschuß dreizehn.

Ein sehr bekannter und anerkannt tüchtiger Jäger schreibt, in Mittel- und Ostafrika erhalte der Weiße einen Ehrennamen, dem es gelänge, einen Elefanten mit nur einem Schusse zu strecken; und ferner, daß die fünfundzwanzig Schüsse, die er mit der 9,3 auf einen angeschweißten Bullen abgegeben, keine andere Wirkung auf diesen ausgeübt als von Gassenjungen nach einem Pferde geschleuderte Steine: Sie hätten lediglich die Flucht des Tieres beschleunigt. Wer nun jenen und mich liest, wird annehmen, daß einer von uns beiden es mit der Wahrheit nicht allzu genau nehme — der vorbildliche Fall, den Bücherschreiber in den Augen des Lesers herabzusetzen.

Hier glaube ich, des Rätsels Lösung gefunden zu haben: Jener hat es als Deutscher fertiggebracht, völlig zum Engländer zu werden, was noch ausdrücklich zu betonen er sich nicht schämt. Er spricht von seiner „angelsächsischen Ruhe“; es entfährt ihm ein „unwillkürliches“ „Thank God“ (!!) als er, buchstäblich unter einem Elefanten liegend, doch noch gerettet wird, und „natürlich“ führt er nur englische Gewehre. Und das ist des Pudels Kern: Meine deutsche Waffe ist der englischen so weit überlegen, daß eben ein Schuß genügt, wo fünfundzwanzig aus der englischen wirkungslos sind. Allerdings führe ich auch nur das Beste

vom Besten, und wenn Roosevelt von einem seiner Gewehre behauptet, „ein besseres sei nie gefertigt worden," dann kennt er eben unsre deutschen Waffen nicht, oder aber, und das ist das Wahrscheinlichere, er ist Teilhaber der Fabrik, die jenes Gewehr geliefert.

Es würden übrigens noch weit kleinere Kaliber genügen, den Elefanten zu töten. Der Hauptvorteil der schweren Büchse besteht dem Dickhäuter gegenüber darin, daß ihn auch ein schlechter Treffer erst einmal umwirft und der Jäger Zeit gewinnt, in Ruhe den nächsten Schuß anzubringen. —

Ein andrer Weidmann berichtet, wie er einen Bullen erst mit dem 32. Treffer zur Strecke bringt — ich glaube, mit unserm Militärgewehr. Es beweist das, wie schwer es für den Laien ist, das Kleinhirn zu fassen, das, wie beschrieben, tief im Schädel unter Knochenwülsten und Muskelbündeln versteckt liegt. Beim Schuß schräg von vorne hat mir der Jochbeinbogen einmal selbst das Geschoß aus der 11,2 abgelenkt; schräg von hinten glitt das der 9,3 wirkungslos von den Rippen ab. — Die Haut des Elefanten zieht sich über dem Einschuß gummiartig zusammen, weshalb von einer Schweißfährte im allgemeinen nicht gesprochen werden kann, falls die Lunge unverletzt geblieben. Anders mag es bei den englischen Doppelkanonen sein, deren Dasein schon beweist, daß die englischen kleinen Kaliber nicht viel taugen; ich trage kein Verlangen, sie kennen zu lernen: Ich schwöre auf den deutschen Mehrlader.

Die Anhänger der Doppelbüchse behaupten, beim Mehrlader sei die Gefahr einer Ladehemmung zu groß. Das stimmt für unsre deutschen Waffen nicht. Ich habe nur bei einer einzigen Patronensendung mit Ladehemmungen zu tun gehabt, deren Ursache nicht in meiner Büchse, sondern allein in den minderwertigen Patronen lag. —

Eins fehlt unsrer afrikanischen Jagd: die der Jagd auf den Brunsthirsch entsprechenden Reize. Von einer ausgesprochenen Brunftzeit ist bei unsern Antilopen nicht die Rede; sind die Äsungsverhältnisse günstig, dann trifft man während des ganzen Jahres Kälber und Kitze aller Größen, besonders zur Regenzeit; hat es mal sehr schlecht geregnet, dann fällt die Vermehrung mehr oder weniger aus. Die Bullen nehmen jede sich bietende Gelegenheit wahr, ohne in ihrem Wesen und Gehaben sich merklich zu ändern. — Daß ein Oryxbulle eine Kuh regelrecht vergewaltigte, habe ich mit eigenen Augen gesehen: Um eine Aufnahme zu machen, ließ ich eine Herde von vielleicht 150 Stück von meinem Schweißhunde stellen. Sie nahmen die Sache nicht recht für Ernst und spielten mit dem Hunde, bis sich eine Kuh von der Herde absonderte und den Hund verfolgte. Als beide 100 m vor der zuschauenden Herde Halt machten und wie kämpfende

Hähne einander anstarrten, stürzte ein Bulle hinzu, umkreiste die Beiden ein paar mal und nutzte dann die Gelegenheit bei der bewegungslos mit gesenktem Kopfe dastehenden, wehrlosen Kuh . . . „All is fair in war and love." Ich weiß sehr wohl, daß dieser Bericht bei vielen Lesern Kopfschütteln erregen wird; er ist aber buchstäblich wahr. Ich habe auf der Fährte so viel erlebt und gesehen, daß ich aufzuschneiden nicht nötig habe.

— Die eigenartigen Tänze mit anzusehen, die Strauß und Trappen in der Balzzeit aufführen, ist nur wenigen Augen vergönnt. Unsere Jagdgebiete sind zu groß — in Deutschland weiß man ganz genau, auf der und der Waldwiese steht der Bock, muß er stehen, weil er keinen andern Platz zur Verfügung hat. Unsere Steppe aber ist endlos, ist sich überall gleich, und unser Wild ist im allgemeinen wanderlustig.

Die Großtrappen sind außerordentlich scheu und heimlich; in der Regel streichen sie weit eher ab, als der Jäger ihrer ansichtig wird. Die Schutzfärbung läßt sie vollständig im Gelände verschwinden, und es ist immer ein Zufall, den über Strauchwerk und Gräser hervorragenden Kopf rechtzeitig zu erspähen. Rege gemacht, fallen sie so bald nicht wieder ein, und glückt es, sich die Stelle zu merken, an der sie sich niedergelassen, sucht man sie doch vergebens, denn im Anschluß an den Flug rennen sie noch eine weite Strecke davon, und zwar meist im Winkel zu der Flugrichtung.

Auf eigenartige Weise werden unsere Großtrappen Opfer der Kultur: Der Krieg hat eine Menge Kraftwagen ins Land gebracht, und viele gute Deutsche, die ihr ganzes Leben bisher ohne Selbstfahrer ausgekommen sind, haben die Kriegsgewinne benutzt, sich gleich nach der Übergabe des Landes von den Engländern schlechte, verbrauchte Wagen anhängen zu lassen. — Das war ja auch unbedingt so eilig, daß die Käufer unmöglich das Ende des Krieges abwarten durften, um sich dann gute deutsche Wagen zu kaufen . . . Für die Jagd auf Großtrappen ist der Selbstfahrer in den Augen der Vielzuvielen das ideale Hilfsmittel: Die Schnelligkeit ist dem Vogel unverständlich; neugierig äugt er zu dem ratternden Wesen hin, und wenn er sich endlich zum Abstreichen entschließt, ist es zu spät: Ehe er den nötigen Anlauf genommen, tut das grobe Schrot seine Schuldigkeit. — Es sollte eine besondere Steuer auf Schrot eingeführt werden! Ich kenne jemanden, der sich Stahlschrot aus Deutschland kommen ließ, weil er damit seine Böcke auf größere Entfernungen umzulegen hoffte; habe Oryx und Kudu an Schrot Nr. 1 verendet gefunden. Das empfindet hier der Zehnte nicht als ungehörig. —

Von Ferne kann man die Großtrappe leicht mit dem Schlangengeier (Sekretär) verwechseln, der sich nur ungern zum Abstreichen versteht,

sondern lieber auf langem Ständer vor'm Menschen herläuft, scheinbar genau mit der Tragweite der Büchse vertraut. Besser als das Gesetz schützt ihn sein Sport des Schlangengreifens; ein einziges Mal konnte ich ihn dabei beobachten, doch folgten sich die Sprünge, Tritte und Schnabelhiebe des Vogels mit solcher Schnelligkeit, daß ich nicht sagen kann, ob er, wie es heißt, die Bisse der Schlange mit den schildartig vorgespreizten Flügeln aufgefangen habe.

Überhaupt ist es ein dornenvoller und an Enttäuschungen reicher Beruf, in Südwest Tierbeobachtungen anzustellen. — Unser Land und besonders das Kaokofeld ist ausgesprochen tierarm; viele Tage können vergehen, ehe man ein Stück Wild zu Gesicht bekommt. Auf Wildpret angewiesen, habe ich manchen Tag buchstäblich gehungert und bin froh gewesen, wenn ich mich mit kümmerlichem Wurzelwerk sättigen konnte. Einmal habe ich ein Maultier meinem wütenden Hunger opfern müssen, bei zwei andern Gelegenheiten je einen Ochsen, da es eben selbst meiner zähen Unermüdlichkeit nicht gelang, ein Stück Wild aufzufinden. Auch das Sandfeld und die Kalahari, unsre wildreichsten Gegenden, sind mit den Steppen Ostafrika's nicht in einem Atem zu nennen. —

— Von unsern Kleintrappen ist eine am bemerkenswertesten, die hier unter dem Namen „Gackelhuhn" bekannt ist — eine Bezeichnung, die sie treffend kennzeichnet: Ausgesprochene Hühnergestalt und ein Gegackel, das den Jäger gehörig ärgern kann. Du näherst Dich kriechend einem Stück Edelwild, das verträumt unter dem Schattenbaume ruht. Schießen? Na, lieber noch ein Stückel näher heran, obwohl die Gefahr nicht gering ist, daß Du innerhalb von 5 Minuten in der Prellsonne restlos verdampfst, oder daß Dir die Dich einhüllende Fliegenwolke den Schießfinger abnagt. Aber schließlich ist es ja schon so oft gut gegangen, daß es diesmal wohl auch noch glücken wird, und weiter schlängelst Du Dich vorwärts. Da zuckst Du in plötzlichem Schrecken zusammen: Schreiend und gackernd schwingt sich eine Kleintrappe in die Lüfte, und Dein Wild ist längst am Horizonte verschwunden, ehe der Vogel es aufgibt, kreischend über Dir zu kreisen und kreischend abstreicht, jedem Lebewesen seine Warnung aufdringlich in's Ohr gackernd.

Dies Gackelhuhn muß dazu herhalten, die so oft übertriebene Schlangengefahr zu beweisen. So viele Schlangen gibt es in ganz Südwest nicht, als nötig wären, all die Kleintrappen zu beißen, die von Schlangen umgebracht sein sollen. „Ich ging durch den Busch — denken Sie sich nur, da warf sich ein Huhn senkrecht in die Luft und fiel tot herab — o, diese gräßlichen Schlangen!" Diesen Bericht hat jeder Neuling auf Lager. Auf dem Schiffe sind ihm so viele Ratschläge über Schlangen und Malaria erteilt worden, daß er nach der Landung nicht

mehr weiß, ob alle Mückenarten giftig sind oder ob nur gewisse Schlangensorten die Malaria verbreiten; ob man Chinin gegen Schlangenbiß oder übermangansaures Kali gegen Fieber als Vorbeuge nach dem Biß oder als Heilmittel vor dem Stich nehmen — oder besser weglassen — soll. Und im Lande wittert er überall Schlangen und nochmal Schlangen und spricht jeden Kater als chronische Malaria an. — Gefunden aber hat er das Huhn „trotz stundenlangen Suchens“ nie, und das aus dem guten Grunde, weil es überhaupt nicht gebissen und längst weggelaufen war. Durch das senkrechte Auffliegen und Fallenlassen wollte es lediglich die Ursache des Geräusches ergründen, das der durch den Busch streifende Mensch verursachte. Auf freier Fläche beobachtet man dies Hochsteigen nie, nur im Busch, wo dem Vogel freier Überblick mangelt. — Sein Hereroname Eteteuë gibt das Gekreisch gut wieder.

Eine andre Kleintrappe, der Koran, ist Meister im Drücken und blitzschnellen, entenartigen Abstreichen, plötzlichen Wiedereinfallen und Weglaufen. Leicht ist sie vom Wagen aus zu erlegen, wenn sie gebückt hinter Grasbüscheln wegzuschleichen versucht. — Balzgesänge oder -Tänze habe ich bei den kleineren Arten nicht beobachtet, überhaupt noch keinen Blick hinter die Gardinen ihres Ehebettes geworfen. Im Kochtopf und Bratpfanne stehen alle unsre Trappen ihren Mann, überhaupt alles Flugwild mit Ausnahme des Teichhuhnes, von dem sich wohl noch jeder schaudernd abgewandt, der den Versuch wagte.

Ob die Buschküche den Anforderungen an Sauberkeit genügt? Nun, das kommt ganz darauf an, was man unter Sauberkeit versteht. Dem Koch prügelt man ja die angeborene Wasserscheu mit gewissem Erfolge aus; im übrigen ist es besser, man sieht nicht zu genau hin, sondern nimmt an, es sei alles gut und schön und so, wie man es angeordnet. Ich persönlich bin abgebrüht durch eine Reihe von Manöver-Quartieren in der Schwalm; seit ich die gesund überstanden, habe ich für afrikanischen Dreck nur noch ein mitleidiges Lächeln, zumal unser Klima den Trost gewährt, daß Krankheitskeime selbst nur kümmernd gedeihen. Ein Fall von Ruhr ist mir nie bekannt geworden, Typhus tritt meist nur gelinde auf, — trotzdem ist es natürlich ratsam, im Felde nur abgekochtes Wasser zu genießen. Eine deutsche Hausfrau würde über die Reinlichkeit der Buschküche wohl

Strauße

ein hartes Urteil fällen, besonders wenn sie unter der Patenschaft des Reinemache-Teufels und mit dem Staubwedel in der Hand geboren wäre. Aber Frauen werden wohl so bald noch nicht an den Kunene ziehen, und bis dahin muß das Essen halt auch so schmecken. Die Verpflegungsfrage ist ja so gleichgültig: —

„Herr, laß mich hungern dann und wann:
Satt sein macht stumpf und träge,
Und schick' mir Feinde Mann für Mann:
Kampf hält die Kräfte rege!"

Viel wichtiger ist's, immer den Kopf oben zu behalten und an arbeitslosen Tagen, bei langem Warten auf Führer, bei unüberwindlichen Witterungs-Schwierigkeiten den Stumpfsinn nicht über den Humor Herr werden zu lassen. Wer es nicht versteht, auch einmal eine Woche lang untätig unter dem Wagen zu liegen, ohne Launen und Nerven zu bekommen, der soll lieber nicht in meine Fußtapfen treten. —

Unglaublich wasserscheu sind die Kaoko-Eingeborenen, sofern sie nicht am Flusse zu Hause sind. Daß ich bade, mißbilligen sie ernstlich, ja, Freund Omaruru („Bitter") von Okozonguëhé riet mir dringend, ich solle solchen Unsinn doch aufstecken und mich statt dessen lieber von oben bis unten mit ranzigem Fett einreiben; der beigemengte Koteisenstein werde dann auch meine weiße Farbe angenehm verdecken. Und als ich trotzdem das Bad befahl, d. h. ein paar Eimer Wasser, schlich er mir nach zu dem Dorn, hinter dem ich mich entkleidete:

„Muhona, takámisa! Omeva zep' ovandu — Herr, sieh Dich vor, Wasser ist unser Todfeind." Und dann lugte er um den Busch:

„Herr, Du hast viele Ochsen und Pferde, hast viele Gewehre und Diener. Du hast Kinder wie ein richtiger Herero, Deine Leute leiden niemals Hunger, denn Du gibst ihnen immer Fleisch und Mehl und Reis und Tabak. Aber Du wäschst Dich, also bist Du doch kein richtiger Herero. Und nun schenke mir eine Hand voll Tabak."

Omaruru ist überhaupt eine Nummer für sich. So kam er eines Tages, mir seine Frau zu schenken und gleich zwei Fliegen mit einem Klapp zu schlagen: Er wäre die verbrauchte Vettel losgewesen und hätte Anspruch gehabt auf eine königliche Gegengabe in Gestalt mindestens der Decke, um die er schon lange gebettelt. Ich lehnte höflich, aber nachdrücklich ab, und er zog einen bösen Flunsch, der aber bald in ein behäbiges Grinsen überging, als ich — immer nobel — ihm die ersehnte Decke doch überreichte. Was er nun mit der Frau machen solle? „Sauer kochen", riet ich ihm mit vollster Überzeugung, hatte damit aber arg daneben gehauen, denn das Wort erinnerte ihn an seinen ewigen Hunger. Und nun setzte

er mir zu, ich müsse ihm die Vorderfäule eines am Morgen gestreckten Elefanten geben; er sei krank vor Hunger, er sterbe vor Hunger, seine ganze Werft stürbe umgehend mit ihm — — und er habe mir doch seinen Speer geschenkt! Ach, dieser unglückselige Speer — nie habe ich einen Gegenstand für meine Sammlungen teurer bezahlt als dieses Stück Eisen, daß er bei seinen täglichen Betteleien gleich einem Gespenste immer wieder von neuem beschwor. Aber seit Omaruru mir den großen Dienst erwiesen, in sehr heikler Lage sich auf meine Seite zu schlagen, war ich ihm gegenüber nicht hartherzig, und das nutzte der Schlingel wacker aus.

So ganz freiwillig hatte er meine Partei wohl nicht ergriffen. Ich hielt dafür, daß er als Spion in mein Lager kam, als Spion und um sich meinen Besitz im Hinblick auf dessen baldige Teilung anzusehen. Ich arbeitete gerade mit dem Peilkompaß und nützte die Gelegenheit, mir den Aberglauben des Schwarzen dienstbar zu machen — ein Mittel, das mir noch stets geholfen hat — ich lenkte die Magnetnadel mit seinem langen Messer ab.

„Siehst Du, Omaruru? Meine Medizin verrät mir, was Dein Messer denkt — jetzt weiß ich's, weiß es genau."

„„Was weißt Du?""

„Ich weiß es und Du weißt es. Und nun sieh Dich vor!" orakelte ich und fuhr zu Bau.

Am nächsten Morgen erzählte er mir, die bösen Ovanatje k'omájova („Kinder des Pilzes" oder „des Tölpes") — ein kleiner Räuberstamm, der damals in der Gegend von Otjingerese saß — wollte mich einzelnen Weißen umbringen. Sie hätten aber vorläufig noch Angst vor dem „Auge" auf meinem einen Gewehre (dem Zielfernrohre), mit dem ich auch des Nachts sehen könnte. Er habe ihnen aber von meiner Medizin erzählt und geraten, lieber nicht mit mir anzubinden.

Tatsächlich zog das Gesindel ab, gerade Weihnachten 1915, als ich meinen Wagenführer mit den alterprobten Leuten nach Outjo geschickt hatte und ganz allein im nördlichen Kaokofelde hauste. Vierzehn Tage später trieben mir die Kerle alle Ochsen ab und den Hengst, den ich als einzigen Einhufer bei mir behalten hatte. Der aber ließ sich von Schwarzen nicht fangen, kam zurück und half mir, nach zehnstündigem scharfen Ritte die sechsundzwanzig Ochsen wieder einzubringen, die Ochsen und ein paar leicht erbeutete Siegeszeichen. Ich holte sie in dem Augenblicke ein, als sie gerade einen Ochsen schlachten wollten; sie mochten wohl glauben, daß ich sie soweit nicht verfolgen könne, zumal sie mit Vorbedacht über Gelände getrieben hatten, auf dem die Spuren sehr schwer zu erkennen waren. Bei meinem Erscheinen stoben sie in wilder Flucht davon; ich habe mich damit

begnügt, mir den Anführer zu langen und seine Kehrseite zünftig zu bearbeiten. Während dessen stand mein Hengst 100 m hinter mir allein. Keiner von den Feiglingen wagte, zuzuspringen und das Gewehr vom Sattel zu reißen! Es muß wohl die angeborene Sklavennatur sein, die den Eingeborenen vor dem kraftvoll Auftretenden sich zu ducken zwingt. Statt mich mühelos abzumurksen, haben sie mir noch Jungen gegeben, die mir die Ochsen zurück treiben mußten. —

Besser als durch das eben geschilderte Erlebnis könnte ich wohl garnicht beweisen, was für ein feiges, harmloses Völkchen große Teile des Kaokofeldes bewohnt. Es sind Herero, die beim Eindringen dieses prächtigen Mbantu-Stammes in unser Schutzgebiet im Kaokofelde hängen geblieben sind; die also nach der Annahme der Forschung, die der Wahrheit am nächsten kommen wird, seit dreihundert Jahren dort hausen. Fälschlicherweise werden sie amtlich und von der weißen Allgemeinheit Ovatjimba genannt; Omutjimba (Mehrzahl: Ovatjimba) bedeutet im Otjiherero nicht etwa eine besondere Sippe oder gar ein besonderes Volk, sondern einfach „ein Heruntergekommener, Verarmter, ein Hungerleider". Dadurch, daß die am weitesten südlich Wohnenden zufällig alles arme Schlucker sind im Vergleiche zu den wohlhabenden Leuten weiter nördlich, sich also auf Befragen als Ovatjimba vorstellten, hat man alle Kaoko-Herero als besonderen, Ovatjimba genannten Stamm aufgefaßt und bemüht sich, diese Meinung aufrecht zu halten, ja sogar von einem neuen Mbantu-Dialekt zu fabeln: die dreihundertjährige Berührung mit den benachbarten Ovambo hat nämlich ganz, ganz leise auf das Kaoko-Otjiherero abgefärbt, wenn auch lediglich in der zum Zischen hinneigenden Aussprache einiger Mitlauter-Verbindungen, die dem Otjambo eigentümlich ist, die im Otjiherero aber mehr oder weniger rein ausgesprochen werden. *)

Für meine Ansicht spricht der Umstand, daß alle unsre Herero das Kaokofeld als ihr Stammland betrachten; die Erinnerung an die Urheimat, vermutlich an den Seen gelegen, ist verloren gegangen. Ferner kannten die übrigen Mbantu-Völker ursprünglich das ganze Hererovolk nur unter dem Namen Ovatjimba, nicht Ovaherero. Schließlich bezeichnen die Herero des Mittellandes von Südwest ihre Kaoko-Stammesbrüder meist kurz als Herero oder Kaokoleute, seltener — und dann immer verächtlich — als Ovatjimba.

„Kaoko" ist angeblich ein andrer Name für den Omutati-Baum, das Wahrzeichen des Landes, oder soll so viel wie Bergland heißen. Herr Missionar Vedder, unser unerreichter Sprachenkenner, erklärte mir den Ursprung des Wortes als aus dem Satze entsprungen „Okuti. ku ka

*) Vergl. Anmerkung 14 im Anhange.

oka ovazúmue uetu — das Land, in dem unsre Anverwandten Abstand genommen (vom Weiterwandern)." Diese Deutung hat sehr viel für sich und entspricht ganz der Art, wie Namen im Otjiherero zu entstehen pflegen. — Von Eingeborenen hörte ich eine ähnliche Deutung: „das Land hinter mir; das Land, das mir nicht gut genug war." Endlich wurde es mir von Eingeborenen übersetzt als „das Land, in dem wohl Ovaherero, aber kein großer Häuptling wohnt."

Das Übersetzen von Herero-Namen ist deshalb so schwierig, weil die Sprache wie alle schriftlich nicht festgelegten Sprachen in ständigem Wechsel fließt, und weil vielfach lange Sätze zu einem kurzen Worte zusammen gezogen werden.*) Die Sprache ändert sich so schnell, daß die meisten Namen von den Eingeborenen nicht mehr gedeutet werden können, selbst nicht von denjenigen, die sich vorübergehend aus der angeborenen Denkfaulheit aufrütteln lassen. So ist mir der Herero-Name für Grootfontein, Otjivanda, von verschiedenen Befragten übersetzt worden mit „Platz am flachen Hügel" und mit „Wildzwiebelfeld"; der Name Onguarivanda (Farm bei Omaruru) mit „Platz, wo das Sandhuhn (onguari) nach Wildzwiebeln scharrt", mit „Platz des gut gegerbten Felles" (von okavanda) und mit „Unbewachsener, glatter Felshügel" (das Wahrzeichen jener Gegend).

Viel Kopfzerbrechen macht auch die Übersetzung des Wortes Kunene. Am bequemsten ist die landläufige, aber sicherlich irrige Ableitung vom Stamme -nene, groß, also „Großes (Wasser)". Andre wieder deuten Okunene als „der rechts gelegene (Fluß)" im Gegensatze zum Okavango, dem „links gelegenen (Fluß)" — zwischen beiden Strömen seien die Ovaherero in ihr heutiges Land eingedrungen. Mir erscheint diese Erklärung etwas zu geistreich, denn abgesehen davon, daß das eine Wort so wenig „rechts" bedeutet wie das andere „links"; und abgesehen davon, daß das Volk schon aus militärischen Gründen nicht in so breiter Front marschiert sein kann, weist alles darauf hin, daß es durch das Kaokofeld nach Süden gezogen ist. Auch hätte es am Widerstande der zahlreichen und kriegstüchtigen Ovambostämme zerschellen müssen, wäre es nicht abgeschwenkt. Den Okavango hat es wahrscheinlich gar nicht berührt. — „Okavango" ist auch gar kein Otjiherero-Wort und wurde mir von Sprachkennern als unübersetzbares Fremdwort des Oshindonga bezeichnet.

Okunene ist mir von Herero übereinstimmend mit „lange, tiefe Schlucht" gedeutet worden. Das würde beweisen, daß das Volk den Fluß

*) Wie schnell die Sprache fließt, sieht man aus Folgendem: Die Herero erzählen noch heute ein Märchen von einer „Eingi"; was diese Eingi aber für ein Wesen ist, weiß kein Mensch mehr.

tatsächlich nur allein im Kaokofelde kennen gelernt hat, dann weiter östlich fließt er als echter Tropenfluß durch weite, sumpfige Ebenen; die Ovambo nennen ihn deshalb okavare, was im Otjambo ebenso wie in dem ihm nah verwandten Otjiherero „große (Wasser-) Ebene, Fläche“ bedeutet. Auch das Meer ist beiden Völkern okavare.

Vielleicht ist die Übersetzung „Gegend der großen Werften“ die richtigste Verdeutschung der Wortes okunene. —

Nun aber schnell von der trocknen Schulmeisterei zum schönen Kunene, dessen Fluten so oft meine brennenden Lippen gekühlt! O herrlicher Erdenwinkel dort oben in meinem Kaokofelde, wie hast du mir es angetan mit deiner weltabgeschiedenen Einsamkeit! Und jedesmal war's von neuem ein Fest für mich, wenn ich den Fluß erreichte; wie wohlig ruht sich's am Ufer im Schatten der mächtigen Anabäume, wie schmeichlerisch singen mich das rauschende Schilf, die leise plätschernden Wasser in den Schlaf. Brülle nur, du feister Flußpferdbulle, daß ich auffahrend nach der Büchse greife, weil ich im Traume glaubte, mein alter, vorsichtiger Freund, der Löwe von Swartboidrift, sei hinter meinen Pferden her; hab' Dank für die Störung, — du erinnerst mich ja nur daran, daß nun für Wochen die Sorge um Wasser mich meiden muß, und fürchte nichts: Heute ist Feiertag, heute wird nur geschlafen, wird ausgeruht von langen, durstigen Märschen. Aber morgen sieh dich vor, denn wenn in meinem Herzen auch so lange Feiertag ist, bis ich wieder nach Süden zu den Menschen wandern muß, so habe ich doch eine Menge Anwärter auf deine köstlichen Speckseiten um mich her. Und nun klapp den Rachen zu und laß mich schlafen! —

— Die oft gehörte Behauptung, der Kunene sei früher in die Etoschapfanne geflossen, ist nur bedingt richtig. Ober- und Unterlauf sind nach Annahme der Forschung zwei getrennte, ganz verschiedene Flüsse. Der Oberlauf strömte in den großen See, der sich fast bis in die Höhe von Mossamedes erstreckte, und dessen letzten Rest die Etoscha darstellt. Der Unterlauf ist nur ein Abfluß dieses Sees nach dem Meere hin, und zwar von allen Abflüssen der jüngste, dem Geologen ein Alter von beiläufig 30 000 Jahren geben. Heute bilden Ober- und Unterlauf einen zusammenhängenden Strom; nur das sich am Durchbruch durch die Kaoko-Gebirge stauende Hochwasser erreicht noch heute die Pfanne, — doch nur in leidlich guten Regenjahren, — zu der es durch ein weit verzweigtes Netz von flachen, versandeten Betten strömt.

Die Etoscha ist nicht etwa ein See; sie ist eine flache Senkung ohne fest begrenzte Ränder. Je nach den Niederschlägen der letzten Jahre

erscheint sie als trockne Salzsteppe, als Sumpf, Teich oder als riesiger See. Immer aber ist sie der Sammelplatz zahlloser Wildherden, von denen die lieben, guten, armen Eingeborenen abknallen dürfen, so viel ihr Magen begehrt; jetzt beteiligen sich auch die Engländer an der Wild-Schlächterei; unter deutscher Herrschaft war dem Weißen die Jagd an der rund 300 qkm großen Pfanne verboten. — —

Die Bezeichnung „Herero" ist bei den freien Kaoko-Eingeborenen an den Besitz von Großvieh gebunden. Auch die im Aufstande massenhaft in's Kaokofeld geflüchteten Herero aus dem Mittellande nennen sich, sofern sie keine Rinder zu eigen haben, grundsätzlich Ovatjimba, — wie denn auch vor dem Aufstande jeder Herero mit Omutjimba bezeichnet wurde, der sein Hab und Gut verloren. Das Eigentum an noch so vielem Kleinvieh verleiht die Benennung „Herero" nicht. Etwas anderes ist es, wenn ein Omutjimba eine Hererofrau heiratet. Die bleibt dann zufolge der verzwickten Bestimmungen des Mutterrechtes, der Sippen- und Familienvorschriften Herero; die Kinder werden Ovatjimba, obwohl sie der mütterlichen Sippe angehören, bis das adelnde Rindvieh sich einstellt — am besten auf dem Wege des Diebstahls bei Weißen. —

— In den westlichen Randgebirgen des Kaokofeldes hausen Kaffern, und zwar Kaffern ganz besonderer Art. Es heißt, sie sprächen noch heute die dem Volke unter seinen Bedrückern, den Hottentotten, verloren gegangene, der Wissenschaft noch völlig unbekannte Kaffernsprache. Zwei solcher seltenen Vögel hätte ich beinahe einmal gegriffen, die ich überraschte, als sie im Ried einer Wasserstelle die samentragenden Rispen sammelten. Aber sie entwischten schreiend und nahmen in der Folge auch das tote Zebra nicht an, das ich so verlockend durch die Schlucht duften ließ. —

Im Folgenden seien, um Mißverständnissen vorzubeugen, die Eingeborenen des Kaokofeldes kurz Ovatjimba genannt, sofern es sich nicht um Bergdamara oder Hottentotten handelt.

Von den Hottentotten ist wenig zu sagen. Die kläglichen Reste der durch Inzucht herabgekommenen gelben Menschen werden im Kaokofelde wohl bald ausgestorben sein; trostlose Einblicke habe ich da in ihren spärlichen Niederlassungen gewonnen. Südlich vom Kunene gibt es nur noch zwei kleine Hottentotten-Siedlungen, nämlich Franzfontein und Zeesfontein; nördlich des Flusses glaube ich, in einigen wenigen Fällen Hottentotten flüchtig von ferne gesehen zu haben, doch können es auch Fehlfarben portugiesischer Abkunft gewesen sein.

Es sind geistig hochstehende Eingeborene, die mit unseren schwarzen Völkern nicht in einem Atem genannt werden dürfen. Auf Grund der Forschungen des Missionars Vedder könnte man im Hottentotten einen Abkömmling der alten Phönizier sehen, zumal Herr Vedder den Beweis erbracht hat, daß das Namaqua, augenscheinlich keine natürliche, sondern vielmehr eine von Menschen künstlich und überlegt erdachte Sprache, noch heute dreihundert rein phönizische Worte als Fremdwörter aufweist. Für seine Annahme, eine zwischen Grootfontein und Tsumeb gefundene Opferstelle sei phönizischen Ursprungs, fehlen ihm leider noch die Beweise. Daß er sie je bringen wird, glaube ich nicht.

Mißverstandenes Christentum hat infolge der unserer Mission angeborenen Sucht, in Keuschheit zu machen, unter den Hottentotten so festen Fuß gefaßt, daß der gelbe Missionsgehilfe in Seesfontein die jungen Mädel seiner Gemeinde allabendlich in die Kirche einschließen konnte, um zu verhindern, daß der Teufel ihnen mit fleischlicher Lust beköderte Schlingen lege. Wie es nun gekommen, daß die stets mit eingeschlossene Tochter des farbigen Heiligen urplötzlich dennoch Mutter wurde, das ist und bleibt ein Rätsel, sicherem Vernehmen nach sogar für das Mädchen selbst. Daraufhin schlief der fromme Brauch wieder ein, und der natürlichen Arterhaltung standen hinfort keine Hindernisse mehr im Wege. Aber der Sieg des Lebens ist vergebens erfochten, der Stamm wird bald dahingestorben sein. Das ist das Ende eines Volkes, das noch vor wenigen Jahrzehnten aus dem Mittellande von Südwest seine gefürchteten Raubzüge bis über den Kunene hinaus ausdehnte, der Schrecken der Ovatjimba und der zahlreichen, tapferen und gut bewaffneten Ovambo. In seinen Überlieferungen spielt eine Unternehmung von hundert jungen Kriegern eine große Rolle, die nur mit Knüppeln auszogen und doch mit besonders reicher Beute aus dem Ovambolande heimkehrten. Natürlich ist an dieser Mär kein wahres Wort, aber sie zeugt von dem Schrecken, den die gelben Räuber zu verbreiten gewußt. Viele, viele sind auf diesen Zügen von erbitterter Übermacht erschlagen worden, ohne daß die Volkskraft darunter gelitten hätte — man sehe nur, wie sie sich im Süden von den ewigen Kriegen mit den Herero stets wieder erholten; woran gehen sie jetzt zu Grunde? Etwa an der Kultur? Wohl möglich, aber nicht zu ändern. Sagt man doch, daß die Gewöhnung an Kleider dem ehemals nackten Wilden vielfach die Schwindsucht beschere, und gerade bei den Hottentotten findet man häufig Schwindsüchtige, bei unseren andern, weit weniger kultivierten Stämmen dagegen niemals. (Die Fälle von Schwindsucht bei Eingeborenen, die aus dem trocknen Binnenlande in den ewigen Nebel an der Küste verpflanzt werden, lasse ich hier unberücksichtigt.)

Besonders groß soll die Kindersterblichkeit unter den Hottentotten sein, die überhaupt in Südwest schwere Opfer fordert. Franz Seiner hat z. B. bei den Buschleuten, wie er mir erzählte, die Säuglingssterblichkeit mit mindestens 50 v. H. in Anrechnung setzen müssen.

Groß ist auch die Kindersterblichkeit unter den Ovatjimba, doch kann ich da nicht mit Zahlen aufwarten. — Es ist auffallend, wie der an der Kulturgrenze sitzende Volksteil in jeder Hinsicht von dem nördlichen absticht — mit den 2 m langen Riesen von Kaoko-Otavi in Streit zu geraten, habe ich mich wohl gehütet. Das sind Krieger, wie wir sie im Aufstande haben bekämpfen müssen; aufrechte Männer, die dem Weißen nicht in der demütig-frechen, verprügelten Art der Ovatjimba entgegen treten. Die Behauptung, jene seien als besonderes Volk anzusprechen, ist keines Falles richtig. Die Vertreter dieser Ansicht berufen sich — außer auf die Erfahrung ganzer vier Wochen — darauf, jene nennten sich nicht Ovatjimba, sondern Ovahimba. Meiner Ansicht nach liegt hier lediglich ein Unterschied in der Schreibweise der deutschen und portugiesischen Karten vor, und es ist reiner Zufall, daß -himba im Otjiherero einen körperlichen Vorzug bedeutet: schön, groß, stattlich, stark. Daraus herzuleiten, diese angeblichen Ovahimba, das „Riesenvolk", seien eine besondere Rasse, halte ich für gesucht. Der rassereine Herero ist eben ein Riese, und irgend ein Unterschied in Sprache, Lebensweise, Sitten und Anschauungen besteht weder zwischen den amtlichen Herero und den Ovatjimba, noch zwischen diesen beiden und den angenommenen Ovahimba. —

— — Leider erregte ich gleich bei der ersten Begegnung mit den Kunene-Herero hochgradiges Mißfallen durch die Frage, ob ich einen Schlachthammel kaufen könnte. „Kaufen? Ich schenke meinen Gästen Fleisch!" belehrte mich der Anführer in einem Tone, der mich lebhaft an die Zeiten erinnerte, da ich in meinen Brausejahren vor'm Zuge ritt. Aber auch am Kunene wird nur mit Wasser gekocht — der Ton und der alte, magere Hammel machten auf mich weit weniger Eindruck als auf den Schwarzen die Schachtel Streichhölzer und der bunte Lappen, den ich mit dem Anstande eines Karl V. durch das Aufgebot sämtlicher Bambusen feierlichst als Gegengabe überreichen ließ.

Je mehr Volk sich um mich versammelte, desto frecher wurden seine farbige Majestät und geruhten schließlich, sich abfällig über meine Gewehre zu äußern. Das vertrage ich nicht, dem Manne mußte geholfen werden:

„Ihr seid hier dreimal zehn Krieger. Nun paß' gut auf und zähle, wie oft ich schießen kann" — und ich hetzte in blitzschneller Folge alle neun Kugeln aus der Parabellum-Pistole in einen dicken Anabaum.

Omutjimba

Aufn.: Verfaſſer

„Haſt Du gezählt? Nein? Das waren Schüſſe, genug, Euch alle zweimal tot zu machen. Siehſt Du dort die beiden Krokodile? Denke, das ſeieſt Du und Dein Sohn, dir mir ausgeriſſen“ — und meine 9,3 ſorgte, daß die Echſen von der Sandbank in den Fluß ſtürzten, blutigen Giſcht aufpeitſchend. Die letzten drei Kugeln über den Fluß, daß drüben die Rinde von den Bäumen ſprang — da war die Lage geklärt, aus dem Geſalbten wurde ein Bettler:

„Herr, ſchenke mir das Gewehr! Ich gebe Dir auch noch einen Hammel.“

Dieſem verlockenden Angebote konnte ich keine nähere Beachtung widmen, da ich es für beſſer erachtete, die Pferde trotz der Hitze über Mittag weit ausgreifen zu laſſen. Später haben wir uns gut vertragen, nachdem das Mißtrauen beſeitigt oder wenigſtens verringert war, mit dem jeder Eingeborene dem Weißen gegenübertritt. —

In ſeinem Unterlaufe beherbergt der Kunene nicht viel Krokodile. Sie ſcheuen die Strömung, weshalb man bei niedrigem Waſſerſtande die kleineren Schnellen unbehelligt durchwaten kann. Nur fortſpülen darf man ſich nicht laſſen, denn unterhalb der Schnellen liegen die Beſtien auf Anſtand. — Ein Zuſammentreffen mit einer recht großen Panzerechſe hätte mir übel bekommen können; ich denke noch heute mit wohligem Gruſeln an das Abenteuer. Über den Fluß hinweg hatte ich eine Pala-Antilope geſchoſſen und war hinüber geſchwommen, dabei in der Mitte des Fluſſes eine kleine Sandbank zur Raſt benutzend. Auf dem Rückwege zog mich das Schilfbündel, auf dem ich Keulen und Rücken der Beute verfrachtet, ſo weit abwärts, daß ich die Sandbank erſt an ihrem unteren Ende erreichte. Und wie ich mich aufrichte, ſehe ich an ihrer Spitze ein wohl 3 m langes Krokodil liegen, das mich zum Glück weder winden noch eräugen kann. Fahr wohl, mühſam eroberter Braten — ich gleite in die Flut zurück und habe ſicherlich eine Gipfelleiſtung im Schnellſchwimmen aufgeſtellt. — Ein anderes Mal unterſuchte ich Flußpferd-Spuren am Ufer, als geräuſchlos ein Krokodil herankam, das nach Art des Fiſchotters ſchwamm, alſo lediglich die Naſenöffnungen über den Waſſerſpiegel erhob. Ich habe ihm eine Kugel hineingenieſt, worauf es wohl ein ehrenvolles Grab im Magen ſeiner guten Freunde gefunden haben wird.

oka ovazúmue uetu — das Land, in dem unsre Anverwandten Abstand genommen (vom Weiterwandern)." Diese Deutung hat sehr viel für sich und entspricht ganz der Art, wie Namen im Otjiherero zu entstehen pflegen. — Von Eingeborenen hörte ich eine ähnliche Deutung: „das Land hinter mir; das Land, das mir nicht gut genug war." Endlich wurde es mir von Eingeborenen übersetzt als „das Land, in dem wohl Ovaherero, aber kein großer Häuptling wohnt."

Das Übersetzen von Herero-Namen ist deshalb so schwierig, weil die Sprache wie alle schriftlich nicht festgelegten Sprachen in ständigem Wechsel fließt, und weil vielfach lange Sätze zu einem kurzen Worte zusammen gezogen werden.*) Die Sprache ändert sich so schnell, daß die meisten Namen von den Eingeborenen nicht mehr gedeutet werden können, selbst nicht von denjenigen, die sich vorübergehend aus der angeborenen Denkfaulheit aufrütteln lassen. So ist mir der Herero-Name für Grootfontein, Otjivanda, von verschiedenen Befragten übersetzt worden mit „Platz am flachen Hügel" und mit „Wildzwiebelfeld"; der Name Onguarivanda (Farm bei Omaruru) mit „Platz, wo das Sandhuhn (onguari) nach Wildzwiebeln scharrt", mit „Platz des gut gegerbten Felles" (von okavanda) und mit „Unbewachsener, glatter Felshügel" (das Wahrzeichen jener Gegend).

Viel Kopfzerbrechen macht auch die Übersetzung des Wortes Kunene. Am bequemsten ist die landläufige, aber sicherlich irrige Ableitung vom Stamme -nene, groß, also „Großes (Wasser)". Andre wieder deuten Okunene als „der rechts gelegene (Fluß)" im Gegensatze zum Okavango, dem „links gelegenen (Fluß)" — zwischen beiden Strömen seien die Ovaherero in ihr heutiges Land eingedrungen. Mir erscheint diese Erklärung etwas zu geistreich, denn abgesehen davon, daß das eine Wort so wenig „rechts" bedeutet wie das andere „links"; und abgesehen davon, daß das Volk schon aus militärischen Gründen nicht in so breiter Front marschiert sein kann, weist alles darauf hin, daß es durch das Kaokofeld nach Süden gezogen ist. Auch hätte es am Widerstande der zahlreichen und kriegstüchtigen Ovambostämme zerschellen müssen, wäre es nicht abgeschwenkt. Den Okavango hat es wahrscheinlich gar nicht berührt. — „Okavango" ist auch gar kein Otjiherero-Wort und wurde mir von Sprachkennern als unübersetzbares Fremdwort des Oshindonga bezeichnet.

Okunene ist mir von Herero übereinstimmend mit „lange, tiefe Schlucht" gedeutet worden. Das würde beweisen, daß das Volk den Fluß

*) Wie schnell die Sprache fließt, sieht man aus Folgendem: Die Herero erzählen noch heute ein Märchen von einer „Eingi"; was diese Eingi aber für ein Wesen ist, weiß kein Mensch mehr.

tatsächlich nur allein im Kaokofelde kennen gelernt hat, dann weiter östlich fließt er als echter Tropenfluß durch weite, sumpfige Ebenen; die Ovambo nennen ihn deshalb okavare, was im Otjambo ebenso wie in dem ihm nah verwandten Otjiherero „große (Wasser-) Ebene, Fläche“ bedeutet. Auch das Meer ist beiden Völkern okavare.

Vielleicht ist die Übersetzung „Gegend der großen Werften“ die richtigste Verdeutschung der Wortes okunene. —

Nun aber schnell von der trocknen Schulmeisterei zum schönen Kunene, dessen Fluten so oft meine brennenden Lippen gekühlt! O herrlicher Erdenwinkel dort oben in meinem Kaokofelde, wie hast du mir es angetan mit deiner weltabgeschiedenen Einsamkeit! Und jedesmal war's von neuem ein Fest für mich, wenn ich den Fluß erreichte; wie wohlig ruht sich's am Ufer im Schatten der mächtigen Anabäume, wie schmeichlerisch singen mich das rauschende Schilf, die leise plätschernden Wasser in den Schlaf. Brülle nur, du feister Flußpferdbulle, daß ich auffahrend nach der Büchse greife, weil ich im Traume glaubte, mein alter, vorsichtiger Freund, der Löwe von Swartboidrift, sei hinter meinen Pferden her; hab' Dank für die Störung, — du erinnerst mich ja nur daran, daß nun für Wochen die Sorge um Wasser mich meiden muß, und fürchte nichts: Heute ist Feiertag, heute wird nur geschlafen, wird ausgeruht von langen, durstigen Märschen. Aber morgen sieh dich vor, denn wenn in meinem Herzen auch so lange Feiertag ist, bis ich wieder nach Süden zu den Menschen wandern muß, so habe ich doch eine Menge Anwärter auf deine köstlichen Speckseiten um mich her. Und nun klapp den Rachen zu und laß mich schlafen! —

— Die oft gehörte Behauptung, der Kunene sei früher in die Etoschapfanne geflossen, ist nur bedingt richtig. Ober- und Unterlauf sind nach Annahme der Forschung zwei getrennte, ganz verschiedene Flüsse. Der Oberlauf strömte in den großen See, der sich fast bis in die Höhe von Mossamedes erstreckte, und dessen letzten Rest die Etoscha darstellt. Der Unterlauf ist nur ein Abfluß dieses Sees nach dem Meere hin, und zwar von allen Abflüssen der jüngste, dem Geologen ein Alter von beiläufig 30 000 Jahren geben. Heute bilden Ober- und Unterlauf einen zusammenhängenden Strom; nur das sich am Durchbruch durch die Kaoko-Gebirge stauende Hochwasser erreicht noch heute die Pfanne, — doch nur in leidlich guten Regenjahren, — zu der es durch ein weit verzweigtes Netz von flachen, versandeten Betten strömt.

Die Etoscha ist nicht etwa ein See; sie ist eine flache Senkung ohne fest begrenzte Ränder. Je nach den Niederschlägen der letzten Jahre

erscheint sie als trockne Salzsteppe, als Sumpf, Teich oder als riesiger See. Immer aber ist sie der Sammelplatz zahlloser Wildherden, von denen die lieben, guten, armen Eingeborenen abknallen dürfen, so viel ihr Magen begehrt; jetzt beteiligen sich auch die Engländer an der Wild-Schlächterei; unter deutscher Herrschaft war dem Weißen die Jagd an der rund 300 qkm großen Pfanne verboten. — —

Die Bezeichnung „Herero" ist bei den freien Kaoko-Eingeborenen an den Besitz von Großvieh gebunden. Auch die im Aufstande massenhaft in's Kaokofeld geflüchteten Herero aus dem Mittellande nennen sich, sofern sie keine Rinder zu eigen haben, grundsätzlich Ovatjimba, — wie denn auch vor dem Aufstande jeder Herero mit Omutjimba bezeichnet wurde, der sein Hab und Gut verloren. Das Eigentum an noch so vielem Kleinvieh verleiht die Benennung „Herero" nicht. Etwas anderes ist es, wenn ein Omutjimba eine Hererofrau heiratet. Die bleibt dann zufolge der verzwickten Bestimmungen des Mutterrechtes, der Sippen- und Familienvorschriften Herero; die Kinder werden Ovatjimba, obwohl sie der mütterlichen Sippe angehören, bis das adelnde Rindvieh sich einstellt — am besten auf dem Wege des Diebstahls bei Weißen. —

— In den westlichen Randgebirgen des Kaokofeldes hausen Kaffern, und zwar Kaffern ganz besonderer Art. Es heißt, sie sprächen noch heute die dem Volke unter seinen Bedrückern, den Hottentotten, verloren gegangene, der Wissenschaft noch völlig unbekannte Kaffernsprache. Zwei solcher seltenen Vögel hätte ich beinahe einmal gegriffen, die ich überraschte, als sie im Ried einer Wasserstelle die samentragenden Rispen sammelten. Aber sie entwischten schreiend und nahmen in der Folge auch das tote Zebra nicht an, das ich so verlockend durch die Schlucht duften ließ. —

Im Folgenden seien, um Mißverständnissen vorzubeugen, die Eingeborenen des Kaokofeldes kurz Ovatjimba genannt, sofern es sich nicht um Bergdamara oder Hottentotten handelt.

Von den Hottentotten ist wenig zu sagen. Die kläglichen Reste der durch Inzucht herabgekommenen gelben Menschen werden im Kaokofelde wohl bald ausgestorben sein; trostlose Einblicke habe ich da in ihren spärlichen Niederlassungen gewonnen. Südlich vom Kunene gibt es nur noch zwei kleine Hottentotten-Siedlungen, nämlich Franzfontein und Zeesfontein; nördlich des Flusses glaube ich, in einigen wenigen Fällen Hottentotten flüchtig von ferne gesehen zu haben, doch können es auch Fehlfarben portugiesischer Abkunft gewesen sein.

Es sind geistig hochstehende Eingeborene, die mit unseren schwarzen Völkern nicht in einem Atem genannt werden dürfen. Auf Grund der Forschungen des Missionars Vedder könnte man im Hottentotten einen Abkömmling der alten Phönizier sehen, zumal Herr Vedder den Beweis erbracht hat, daß das Namaqua, augenscheinlich keine natürliche, sondern vielmehr eine von Menschen künstlich und überlegt erdachte Sprache, noch heute dreihundert rein phönizische Worte als Fremdwörter aufweist. Für seine Annahme, eine zwischen Grootfontein und Tsumeb gefundene Opferstelle sei phönizischen Ursprungs, fehlen ihm leider noch die Beweise. Daß er sie je bringen wird, glaube ich nicht.

Mißverstandenes Christentum hat infolge der unserer Mission angeborenen Sucht, in Keuschheit zu machen, unter den Hottentotten so festen Fuß gefaßt, daß der gelbe Missionsgehilfe in Zeesfontein die jungen Mädel seiner Gemeinde allabendlich in die Kirche einschließen konnte, um zu verhindern, daß der Teufel ihnen mit fleischlicher Lust bekörderte Schlingen lege. Wie es nun gekommen, daß die stets mit eingeschlossene Tochter des farbigen Heiligen urplötzlich dennoch Mutter wurde, das ist und bleibt ein Rätsel, sicherem Vernehmen nach sogar für das Mädchen selbst. Daraufhin schlief der fromme Brauch wieder ein, und der natürlichen Arterhaltung standen hinfort keine Hindernisse mehr im Wege. Aber der Sieg des Lebens ist vergebens erfochten, der Stamm wird bald dahingestorben sein. Das ist das Ende eines Volkes, das noch vor wenigen Jahrzehnten aus dem Mittellande von Südwest seine gefürchteten Raubzüge bis über den Kunene hinaus ausdehnte, der Schrecken der Ovatjimba und der zahlreichen, tapferen und gut bewaffneten Ovambo. In seinen Überlieferungen spielt eine Unternehmung von hundert jungen Kriegern eine große Rolle, die nur mit Knüppeln auszogen und doch mit besonders reicher Beute aus dem Ovambolande heimkehrten. Natürlich ist an dieser Mär kein wahres Wort, aber sie zeugt von dem Schrecken, den die gelben Räuber zu verbreiten gewußt. Viele, viele sind auf diesen Zügen von erbitterter Übermacht erschlagen worden, ohne daß die Volkskraft darunter gelitten hätte — man sehe nur, wie sie sich im Süden von den ewigen Kriegen mit den Herero stets wieder erholten; woran gehen sie jetzt zu Grunde? Etwa an der Kultur? Wohl möglich, aber nicht zu ändern. Sagt man doch, daß die Gewöhnung an Kleider dem ehemals nackten Wilden vielfach die Schwindsucht beschere, und gerade bei den Hottentotten findet man häufig Schwindsüchtige, bei unseren andern, weit weniger kultivierten Stämmen dagegen niemals. (Die Fälle von Schwindsucht bei Eingeborenen, die aus dem trocknen Binnenlande in den ewigen Nebel an der Küste verpflanzt werden, lasse ich hier unberücksichtigt.)

Besonders groß soll die Kindersterblichkeit unter den Hottentotten sein, die überhaupt in Südwest schwere Opfer fordert. Franz Seiner hat z. B. bei den Buschleuten, wie er mir erzählte, die Säuglingssterblichkeit mit mindestens 50 v. H. in Anrechnung setzen müssen.

Groß ist auch die Kindersterblichkeit unter den Ovatjimba, doch kann ich da nicht mit Zahlen aufwarten. — Es ist auffallend, wie der an der Kulturgrenze sitzende Volksteil in jeder Hinsicht von dem nördlichen absticht — mit den 2 m langen Riesen von Kaoko-Otavi in Streit zu geraten, habe ich mich wohl gehütet. Das sind Krieger, wie wir sie im Aufstande haben bekämpfen müssen; aufrechte Männer, die dem Weißen nicht in der demütig-frechen, verprügelten Art der Ovatjimba entgegen treten. Die Behauptung, jene seien als besonderes Volk anzusprechen, ist keines Falles richtig. Die Vertreter dieser Ansicht berufen sich — außer auf die Erfahrung ganzer vier Wochen — darauf, jene nennten sich nicht Ovatjimba, sondern Ovahimba. Meiner Ansicht nach liegt hier lediglich ein Unterschied in der Schreibweise der deutschen und portugiesischen Karten vor, und es ist reiner Zufall, daß -himba im Otjiherero einen körperlichen Vorzug bedeutet: schön, groß, stattlich, stark. Daraus herzuleiten, diese angeblichen Ovahimba, das „Riesenvolk", seien eine besondere Rasse, halte ich für gesucht. Der rassereine Herero ist eben ein Riese, und irgend ein Unterschied in Sprache, Lebensweise, Sitten und Anschauungen besteht weder zwischen den amtlichen Herero und den Ovatjimba, noch zwischen diesen beiden und den angenommenen Ovahimba. —

— — Leider erregte ich gleich bei der ersten Begegnung mit den Kunene-Herero hochgradiges Mißfallen durch die Frage, ob ich einen Schlachthammel kaufen könnte. „Kaufen? Ich schenke meinen Gästen Fleisch!" belehrte mich der Anführer in einem Tone, der mich lebhaft an die Zeiten erinnerte, da ich in meinen Brausejahren vor'm Zuge ritt. Aber auch am Kunene wird nur mit Wasser gekocht — der Ton und der alte, magere Hammel machten auf mich weit weniger Eindruck als auf den Schwarzen die Schachtel Streichhölzer und der bunte Lappen, den ich mit dem Anstande eines Karl V. durch das Aufgebot sämtlicher Bambusen feierlichst als Gegengabe überreichen ließ.

Je mehr Volk sich um mich versammelte, desto frecher wurden seine farbige Majestät und geruhten schließlich, sich abfällig über meine Gewehre zu äußern. Das vertrage ich nicht, dem Manne mußte geholfen werden:

„Ihr seid hier dreimal zehn Krieger. Nun paß' gut auf und zähle, wie oft ich schießen kann" — und ich hetzte in blitzschneller Folge alle neun Kugeln aus der Parabellum-Pistole in einen dicken Anabaum.

Omutjimba

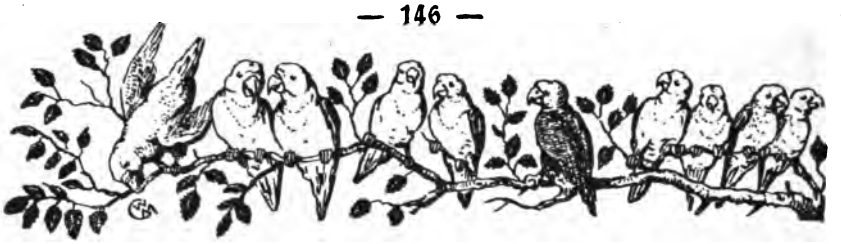
Aufn.: Verfaſſer

„Hast Du gezählt? Nein? Das waren Schüsse, genug, Euch alle zweimal tot zu machen. Siehst Du dort die beiden Krokodile? Denke, das seiest Du und Dein Sohn, die mir ausgerissen“ — und meine 9,3 sorgte, daß die Echsen von der Sandbank in den Fluß stürzten, blutigen Gischt aufpeitschend. Die letzten drei Kugeln über den Fluß, daß drüben die Rinde von den Bäumen sprang — da war die Lage geklärt, aus dem Gesalbten wurde ein Bettler:

„Herr, schenke mir das Gewehr! Ich gebe Dir auch noch einen Hammel.“

Diesem verlockenden Angebote konnte ich keine nähere Beachtung widmen, da ich es für besser erachtete, die Pferde trotz der Hitze über Mittag weit ausgreifen zu lassen. Später haben wir uns gut vertragen, nachdem das Mißtrauen beseitigt oder wenigstens verringert war, mit dem jeder Eingeborene dem Weißen gegenübertritt. —

In seinem Unterlaufe beherbergt der Kunene nicht viel Krokodile. Sie scheuen die Strömung, weshalb man bei niedrigem Wasserstande die kleineren Schnellen unbehelligt durchwaten kann. Nur fortspülen darf man sich nicht lassen, denn unterhalb der Schnellen liegen die Bestien auf Anstand. — Ein Zusammentreffen mit einer recht großen Panzerechse hätte mir übel bekommen können; ich denke noch heute mit wohligem Gruseln an das Abenteuer. Über den Fluß hinweg hatte ich eine Pala-Antilope geschossen und war hinüber geschwommen, dabei in der Mitte des Flusses eine kleine Sandbank zur Rast benutzend. Auf dem Rückwege zog mich das Schilfbündel, auf dem ich Keulen und Rücken der Beute verfrachtet, so weit abwärts, daß ich die Sandbank erst an ihrem unteren Ende erreichte. Und wie ich mich aufrichte, sehe ich an ihrer Spitze ein wohl 3 m langes Krokodil liegen, das mich zum Glück weder winden noch eräugen kann. Fahr wohl, mühsam eroberter Braten — ich gleite in die Flut zurück und habe sicherlich eine Gipfelleistung im Schnellschwimmen aufgestellt. — Ein anderes Mal untersuchte ich Flußpferd-Spuren am Ufer, als geräuschlos ein Krokodil herankam, das nach Art des Fischotters schwamm, also lediglich die Nasenöffnungen über den Wasserspiegel erhob. Ich habe ihm eine Kugel hineingenießt, worauf es wohl ein ehrenvolles Grab im Magen seiner guten Freunde gefunden haben wird.



— Irgendwelche Boote oder Flöße sucht man bei den Ovatjimba am Kunene vergeblich; ich weiß mir keine Erklärung dafür, sind doch ihre nahen Verwandten, die Ovambo, meisterhafte Bootssteurer und wissen die Schnellen des Okavango wie angeblich kein zweiter afrikanischer Stamm zu überwinden. Freilich scheint mir das Gefälle des Kunene das des Okavango weit zu übertreffen, aber zwischen den größeren Schnellen wäre ein Befahren des Flusses sehr gut möglich.

Vielfach ist das Flußbett senkrecht in die Berge eingeschnitten, also daß auch bei niedrigstem Wasserstande weder Mensch noch Tier am Ufer Fuß fassen kann. Solche Stellen umgeht das Flußpferd auf kilometerlangen Wechseln, und der Mensch wandert, wie überall im Kaokofelde, in den Spuren des Wildes. Besonders Elefant und Nashorn machen sich um den Wegebau verdient; vom Löwen bis zum Hasen, von der Giraffe bis zum Perlhuhn folgt alles den Wechseln der Dickhäuter. Nur Zebra und Kudu haben ihren Ehrgeiz und ziehen hoch oben am Berge meist eigene Pfade vor. —

Wie bin ich dem Klippspringer oder dem Eindrucke seiner Schalen in der Ebene begegnet, und doch muß er sie hier und da durchqueren, denn man findet ihn auch auf einzelnen Granitschroffen, zehn und mehr Kilometer vom nächsten Bergstocke entfernt. Auf dem Otjikúara-Berge („Rabenberg“) an der Grenze meiner Farm — ich war im Nebenamte Farmer im Kaokofelde, lediglich um Gelegenheit zu haben, diese Aufzeichnungen hier zu sammeln — traf ich zeitweilig Klippspringer einzeln oder paarweise an, die in unregelmäßigen Pausen zu- und abwanderten.

Wie haben die Kaoko-Gebirge mir es angetan mit ihrer schweigenden, einsamen Schönheit; was bin ich in ihnen herumgeklettert, wie offenbarte mir jeder Schritt neue Schönheiten, neue Erkenntnisse! Da umzwitscherten mich Klippschliefer, diese hasengroßen Neben-Elefanten, der äußeren Gestalt nach dem Meerschweinchen gleichend; da gebärdeten sich Haselmäuse von Rattengröße, als seien sie deutsche Eichhörnchen, als habe der Sturm nur ihnen zuliebe den Baum umgebrochen, der ihnen zur Bühne ward. Fußhoch fand ich die Grotten bedeckt mit dem Gewölle des Uhu, der stets Berge von Mäuseschädeln um sich häuft; fand unter überhängendem Steine

das Gelege anderer Eulen, davor in der Haltung des schatzhütenden Drachen eine Eidechse, im rot und blauen Narrenkleide grell abstechend von den weißen Eiern. Ich konnte den Leoparden belauschen, wie er scheue Klippschliefer oder kreischende Paviane beschlich; sah dem Spiele der Klippspringer zu, die mit erschrecktem Pfiff von meiner Anwesenheit Kenntnis nahmen; lugte dem Steinadler in den Horst, dem Gaukler, dem häßlichen Geier. Die Blauböckchen spielten nur für mich auf sonniger Halde; nur um mich zu unterhalten, hoppelte der rostrote Berghase vorüber, naschend von Gräsern und Strauchwerk; nur um meinetwillen setzte der Kudu in gewaltiger Flucht über Risse und Schluchten, prahlend mit der Schnellkraft der stählernen Läufe. Nur um meinetwillen warnte der Zebrahengst mit bellendem Schrei die kletternde Herde; nur um mir zu zeigen, wie man sich zum Herrn der Berge macht, stoben die bunten Pferde die steile Geröllhalde hinab.

Schnell den Zeiß an die Augen: Richtig, die grauen Massen tief, tief unter mir am Fuße des schwindelnd-steilen Hanges, die ich für Felstrümmer gehalten, sind Elefanten, die sich langsam in Bewegung setzen und in einer Schlucht verschwinden. Und nun fesseln mich winzige Nager, in gewandten Spielen wenige Meter unter mir auf dem Felsvorsprunge sich haschend. Schlangenartig windet ein großer, schwarzer Ichneumon sich heran — mit Gedankenschnelle faßt er zu, mit Gedankenschnelle verschwindet die fröhliche Gesellschaft, in Ritzen und Spalten sich bergend. Frau Ichneumon naht geschmeidig, aber hier geht die Liebe nicht durch den Magen: Er knurrt und sie knurrt, er faucht und sie faucht wider; sie behält das letzte Wort, er aber den Braten, mit dem er schnell enteilt. Wie wohlig Frau Ichneumon sich dehnt und wälzt, welch' ausgeglichene Gewandtheit in allen Bewegungen; nun schnüffelt sie ein bissel herum, untersucht die Gesteins-Spalten, nimmt einen Käfer auf und macht sich schließlich auf die Suche nach dem selbstsüchtigen Gatten.

Mit durchdringend schrillem Schrei streicht ein Flug grüner Papageien vorüber, bis auf den Stoß dem Wellensittich täuschend ähnelnd; drüben die durchsiebte Kalkwand ist das Ziel, dem die hübschen Tierchen zustreben. Ein paar Falken segeln über mir in der klaren, tiefblauen Luft; wohl an tausend schwarze Störche ziehen ihre eleganten Kreise über dem Regen-

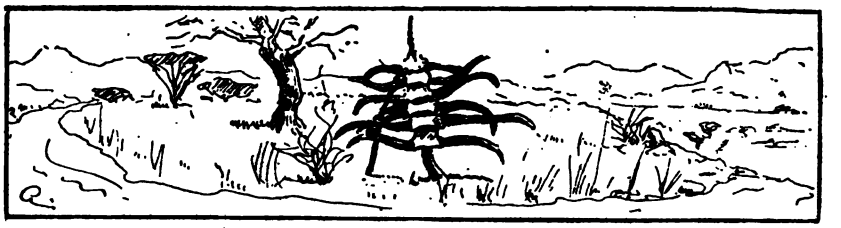
tümpel, an dessen Rande ich mit dem Glase einen einsam-nachdenklichen Marabu ausmache. Vor ihm stolzieren schneeig-weiße Reiher, hell leuchtend aus dem grünen Grase. Das war eine weihevolle Stunde, als ich in jenem Tümpel zum ersten Male den Apus in wimmelnden Heerhaufen fand, nachdem ich fünfzehn Jahre lang vergeblich in jeder Pfütze nach ihm Ausschau gehalten; im Kaokofelde ist er, wie ich später festgestellt, ein alljährlich neu erstehender Gast, der ohne Schwanzstacheln bis zu 10 cm lang wird, allerdings nur in den letzten Mohikanern seines Geschlechtes. Hier fällt er nicht vom Himmel, sondern heftet, wenn mit dem Schwinden des Wassers für ihn und die Branchippus-Legionen das große Sterben einsetzt, seine Eier an Steine und das weißgebleichte, der Fäulnis trotzende Hartholz.

Vor meinen Augen grub die scheue Wasser-Schildkröte in mühseliger Arbeit das Loch zur Eierablage in den Sand; schwamm ein Ochsenfrosch beharrlich hinter einer Zwergente her, nach ihrem Ruderfuße schnappend, bis sie ärgerlich abstrich. Ich sah die seltene, gelb-braune Zwerg-Rohrdommel Kerfe jagen und in sich zusammengesunken am Ufer träumen; wohnte dem Lustspiele bei, das entzückende Zwerg-Teichhühnchen aufführten; beobachtete allerhand Enten, Gänse, vereinsamte Schlangenhals-Vögel — alles von der Fremdenloge im schattigen Mopane-Baume aus, wo ich den Mücken ein hohes Eintrittsgeld an frischem Blute zahlen mußte.

Hoch oben unter der zerklüfteten Bergtafel durchsuchte ich die weiten Höhlen und Grotten. Mächtige Kalkpfeiler an den Wänden, erstarrte Kalkströme am Boden fesseln mein Auge mit ihren grotesken Formen. Und erdrückend, übermächtig wächst vor meinem geistigen Blick die Herrin allen Geschehens empor, die Riesin Zeit. Wer hat Begriff für die Dauer der Zeiten, die hier oben auf der Höhe des Gebirges mit spärlichem Regen den Fels auslaugen, diese mächtigen Kalke ablagern konnten, Atom zu Atom fügend? Und Kummer beschleicht mein Herz: Weshalb sind die geringen Mittel nicht mein eigen, mit denen man aus diesen erstarrten Kalkströmen vielleicht ungeahnte wissenschaftliche Schätze heben könnte, die seit Aonen darunter begraben liegen?

Unten im Tale habe ich in den Wänden des tief eingeschnittenen trocknen Flußbettes nach Fundstücken gewühlt, die einen Anhalt geben möchten, das Alter der Ablagerungen zu bestimmen — vergebens. Aber in meinem Brunnen auf der Kalkpfanne habe ich 5 m unter dem Kalke versinterte Knochen ausgegraben — irgend welche Rippen, einen gewaltigen Backenzahn und das raupenhelmartige Schädeldach einer Hyäne, die an Größe unsere gefleckte weit übertroffen haben muß. Den köstlichen Schatz an geeignete Stelle nach Berlin einzusenden, machte der ausbrechende

Krieg unmöglich — was würden mich die geraubten Kühe ſcheren, wären wenigſtens dieſe Knochen gerettet! In rund geſchliffenem Geröll lagen ſie eingebettet: alſo iſt die Kette der Kalkpfannen in meiner Steppe doch der Reſt eines ehemaligen Stromes oder Sees. Wann mögen hier Wogen gerauſcht haben, hier, wo die Armut des Buſches am aufdringlichſten nach Waſſer lechzt?



IX.

Bei Sonnenuntergang trat mein Troß an, die Wochenzulage an Genußmitteln zu empfangen, als da sind Tabak, Streichhölzer, Kaffee, Zucker und Salz. Das kann ich aus räumlichen und aus Gründen, die im Geldbeutel wurzeln, nur an die im festen Solde stehenden Kerntruppen austeilen: an den Treiber, den Koch, den bewährten Ochsenwächter, den Jagdbambusen und nicht zu vergessen an Seine Hoheit, den Herrn Pferdejungen. Der glaubt, jede andere Beschäftigung als die mit den Pferden und Maultieren sei für ihn noch entehrender als für das nicht minder arbeitsscheue Fußvolk; ahmt mich in Haltung und Redeweise nach und bedient sich mit Vorliebe der mir eigentümlichen Kraftworte in tadellosem Deutsch. Wenn wir auf dem Marsche den Schwamm überholen, der mühsam durch den tiefen Sand dahinkeucht, umspielt ein Lächeln der Verachtung seine wulstigen Lippen — verstauche ich mir aber gelegentlich an seinem harten Negerschädel die Hand, dann ist das Grinsen auf Seiten der großen Masse. Nur ungern ordnet er sich dem Treiber unter, der am Wagen schwer arbeitend den Oberbefehl führt, und hält gute Freundschaft mit dem Koch, dem Jäger, die ihm einen Rest Tee oder das feiste Darmende einer Oryxantilope und ähnlich fragwürdige Leckerbissen zustecken, — falls sie selbst keinen Hunger haben, ein Zustand, so selten wie ein mit der Regierung zufriedener Farmer.

Also der Troß trat an, und hindurch drängte sich ein Omutjimba, den ich eine Zeit lang mit durchgefüttert, ihm sein krankes Knie zu heilen. Das hatte übel ausgesehen unter der Kruste von zermulmtem Holze, angerieben mit ranzigem Fette, heilte nun aber zusehends. Jetzt verlangte er befehlenden Tones seine Wochenzukost.

„Nein, Verehrungswürdigster, nischt zu machen! Solche Früchte wachsen nur für meine Arbeiter“

Ob das denn keine Arbeit gewesen wäre, die Wunde zu waschen? Zu waschen! Er habe sich dieser so schweren wie schädlichen Arbeit doch nur in meinem Dienste unterzogen, und wie er denn ohne Kaffee gesund werden könne? Ob er für mich verdursten solle? Auf der Stelle gehe er weg von mir, nie im Leben käme er wieder, er pfeife auf's Familienleben! Und überhaupt, die Weißen könnten — die nächsten Worte à la Götz von Berlichingen erstickte meine Faust ihm zwischen den Zähnen. Grinsend bettelte er den Treiber um eine Prise Tabak an und humpelte davon, um sich mir zwei Wochen später gesund als Hilfsjäger anzubieten.

Kranke zu heilen ist nach Ansicht des Eingeborenen einfach Pflicht des weißen Mannes. „Tu pa' omuti" befiehlt er, „Gib mir Medizin", und verlangt natürlich gleich noch ein Geschenk dazu. Bedinge ich mir eine Gegengabe aus, etwa einen Topf Milch oder einen Gegenstand für meine Sammlungen, dann zieht er lieber wieder krank davon und deutet meine Forderung als Deckmantel meiner Unkenntnis. Gibt sich ein wirklich Kranker in meine Behandlung, dann verzichtet er damit aber nicht auf seinen altbewährten Zauberunsinn, sondern kauft sehr geheimnisvolle und sehr schmutzige Holzstückchen, bindet sich eine Schnur um den Hals, brennt sich harmlose kleine Löcher in's Fell und schwört, nicht meine Kunst, sondern seine Zauberei habe ihn geheilt. Die Frage, warum er denn meine Hilfe überhaupt angerufen, wird mit einem Grinsen beantwortet. —

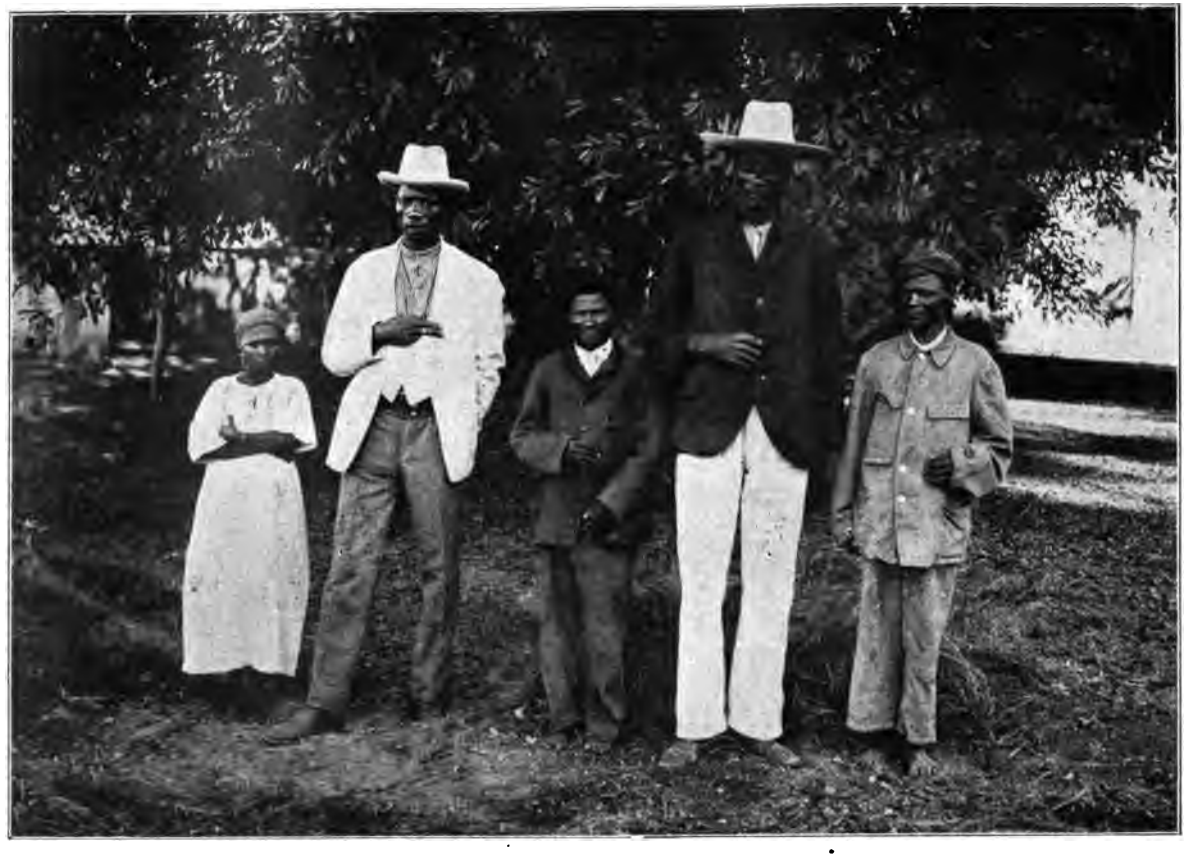
Auf Krücken eigener Arbeit schob sich ein alter, einfüßiger Mann zum Lager, bis zum Gerippe abgemagert. Den Krüppel mit durchzufüttern, ist nicht Eingeborenenart! Wer der Sippe keine Dienste leistet, hat auch keinen Anspruch auf die Sippenküche. Der Alte dauerte mich; Fleisch war gerade ausreichend vorhanden, und so erlaubte ich ihm denn, dauernd im Lager zu bleiben; hätte ich ihn zu dem mir freiwillig folgenden Trosse gewiesen, der sich am Lager nicht blicken lassen darf — die auf einen Fleischanteil hoffenden Fleischer, deren jeder eine Anzahl von Weibern, Kindern und sonstigem Anhang mit sich schleppt — dann wären ihm meine Zuwendungen doch weggenommen worden.

In den drei Wochen, die ich an jener Stelle lagerte, fütterte er sich ganz hübsch heraus. Einen Augenblick glaubte ich sogar, zum ersten Male Dankbarkeit bei einem Schwarzen zu erleben, denn er dankte höflich für all das Essen, das ich ihm gegeben. Aber nun ich weiter zöge, hätte ich ihm gefälligst mehrere Sack Mehl, alle meine Decken, Pfeifen und meinen ganzen Vorrat an Tabak dazulassen! Und als ich ablehnte, wurde er so frech, daß ich an mich halten mußte, den Krüppel nicht windelweich zu prügeln.

Dankbarkeit? Nein, Dankbarkeit war es nicht, die aus ihm gesprochen. Frechheit war es, Überhebung über den dummen, schwachen Weißen, der ohne Gegengabe — sicherlich aus seinem Gefühl der Minderwertigkeit

Herero und Buſchleute (Miſſions-gehilfen)

Aufn.: Staebe



und Ängstlichkeit heraus! — drei Wochen lang Fleisch verschenkt hatte. Es wird wohl ein früher einmal aus dem Mittellande entlaufener Herero gewesen sein, der sich erinnerte, wie mancher weiße Mann solche klingenden Dankesworte liebt und hören möchte in Rasse-beleidigender Verhimmelung seiner schwarzen Mitmenschen; das mancher solche Worte mit Geschenken belohnt, um dann bei jeder Gelegenheit zu versichern, daß seine „richtig behandelten" Leute Dankbarkeit atmeten. —

Gewiß, Menschen sind die Schwarzen auch; wer sie nur für Tiere nimmt, ist sehr auf dem Holzwege. Aber Kinder sind's nicht! Und wer sie für Kinder nimmt, der muß ein ganz trauriger, bedauernswerter Zeitgenosse sein, denn seine Ansicht beweist, daß er blind ist für das köstlichste Gut der Menschheit: für die Sonne im Kindergemüte, für den sonnigen Humor der unberührten Herzen.

Nein, Kinder sind unsere Eingeborenen nicht; weit eher könnte man einen heimtückischen Fleischerhund als „Kind" bezeichnen, der ja auch mal spielt und übermütig tollt, im Grunde aber doch nur eine hinterlistige, von niedrigen Leidenschaften bewegte Bestie ist und bleibt. Zugegeben, daß unsere Farbigen äußerlich einige kindliche Züge aufweisen in ihrer Sorglosigkeit, der Freude an Tand und glänzendem Spielzeug; aber auf der anderen Seite sind sie ganz gefährliche Halunken, schlimmste Sklavennaturen, geborene Verräter, selbstsüchtig, verlogen bis zum Übersinnlichen, frech, anmaßend, überhebend, Augendiener und beneidenswert arbeitsscheu; Diebe sind sie aus Überzeugung. Jeder wird gut mit unseren Eingeborenen auskommen, der dreierlei besitzt: Ruhe, Gerechtigkeitsgefühl und ein recht loses Handgelenk. Schlage den Kerl halb tot, der Dich bestiehlt, und er wird Dir anhangen, Dein Herrenrecht anerkennen; sei milde, und er bestiehlt Dich morgen noch weit schlimmer, Dich dummen Weißen, dessen ihm völlig unverständliche Güte er als Schwäche auslegt, aus seiner ihm angeborenen Denkart heraus als Schwäche auslegen muß. Vor allem aber bändige Deine Nerven, strafe nie im Zorne und versuche, das Vergehen nicht nur nach Deiner, sondern auch nach seiner Auffassung abzuwägen. Daß Du dazu die Sprache Deiner Untergebenen beherrschen mußt, ist selbstverständlich.

Leutebehandlung ist Verstandessache. Wie überall kann Gefühlsduselei und Denkfaulheit auch hierbei nur Böses wirken, ebenso wie die gedankenlose Überhebung über das schwarze Volk, in der sich manche Weiße gefallen.

— Dem Otjiherero und, wenn ich recht unterrichtet bin, ebenso unzähligen sonstigen Mbantu-Sprachen fehlen Worte und Begriffe für

Dankbarkeit, Anhänglichkeit, Treue usw. — Wahrlich, man muß blind sein, um in unseren Schwarzen Edelmenschen zu sehen, wie es so mancher Weiße fertig bringt.

Das Urteil eines Missionars wird meine Gegner interessieren und sei hier wiedergegeben:

„. . . Zu diesen Untugenden gesellt sich noch die zügellose Befriedigung fierischer Lüste, sodaß man ein Epithet wie „Hundemenschen" in mancher Beziehung noch nicht zutreffend genug finden möchte. Lügen, Trügen, Stehlen, Unzuverlässigkeit, tendenziöser Ungehorsam usw. muß man bei den Herero von vornherein voraussetzen.

. . . Dasselbe Bild gibt uns ihre Sprache . . . Wir haben in der Sprache, vornehmlich in den Auswüchsen derselben, den leichtlebigen, innerlich gehaltlosen, physisch wie psychisch verdorbenen Charakter des Herero, wie er leibt und lebt, vor uns. Sie zeichnet sich aus durch Mangel an Gehalt, an Begriffen für das Gute, Edle, Würdige, für etwas Männliches, Höheres, Geistiges usw.

. . . Daher der Hochmut, die unerträgliche Arroganz und Impertinenz der Eingeborenen, und zwar am meisten der Schwächeren und Verkommenen . . ."

Missionare, welche so scharf und ohne Brille sehen, sind selten; viel zahlreicher ist die Schar derer, aus deren Mitte vor ein paar Jahren zu Gunsten der Herero das unwahre Wort erklang:

„Die alten Heiden, Männer und Frauen, bekommen gewisse Ähnlichkeit mit den Affen. Dagegen sehen alte Christen oft recht ehrwürdig aus, das macht: ihr Gesicht hat durch den Geist GOTTES, der in ihrem Herzen wohnt, ein ganz anderes Gepräge bekommen".

Das ist Gotteslästerung!! Und als Gotteslästerung ist mir jede gottesdienstliche Handlung unserer Eingeborenen vorgekommen — mir fehlen die Worte, zu beschreiben, welch' schamlose Niederträchtigkeiten sich hinter dem Rücken der Missionare abspielten, die den Schmutz nicht sahen, weil ihrer Herzensgüte der Blick für solche Finsternis mangelt. — —

Doch zurück in's Kaokofeld. Von allen Windrichtungen strömen mir die Eingeborenen zu in der Hoffnung, irgend etwas zu ergattern. Und ist gar ein Elefant erlegt, dann wimmelt es ameisenartig um mich her. Meist halten die Gäste sich ängstlich zurück; ist mal einer besonders frech und aufdringlich, dann handelt es sich stets um einen aus dem Mittellande entlaufenen Herero, der auf seinen wilden Anhang Eindruck machen will. Meist verraten sie sich über kurz oder lang durch einige Brocken Deutsch, die sie noch nicht vergessen. Einer dieser Brüder leugnete immer, jemals einen Weißen gesehen zu haben; als aber mein Wagen im tiefen Sande feststaß, da erging es ihm wie dem alten Soldatenpferde, das den Dienst in Reih und Glied noch nicht vergessen: Er ergriff die Peitsche, handhabte sie als ausgelernter Kenner und redete meine braven Stangenochsen auf gut

Deutsch mit „Verfluchte Schweine“ an. Sofort nagelte ich ihn fest; er blieb aber dabei, noch nie mit Weißen zu tun gehabt zu haben. Wer weiß, was er noch auf dem Kerbholz haben mag.

— Auffallend sind die vielen semitischen Gesichter unter den Herero. Ich will aber beileibe nichts gesagt haben oder gar Behauptungen aufstellen wie einer meiner Bekannten, der das Volk von den alten Römern abstammen lassen will, weil das ipi, wo? des Otjiherero doch sicherlich von dem lateinischen ibi, dort, herzuleiten sei . . . Ja, das Leben im Busch regt zu tiefsinnigen Betrachtungen an; so kenne ich jemanden, der die Kraft zur Fortbewegung eines Wagens nutzbar machen will, die beim Bremsen verloren geht. Er will einen Wagen bauen, der um so schneller fährt, je schärfer er gebremst wird . . .

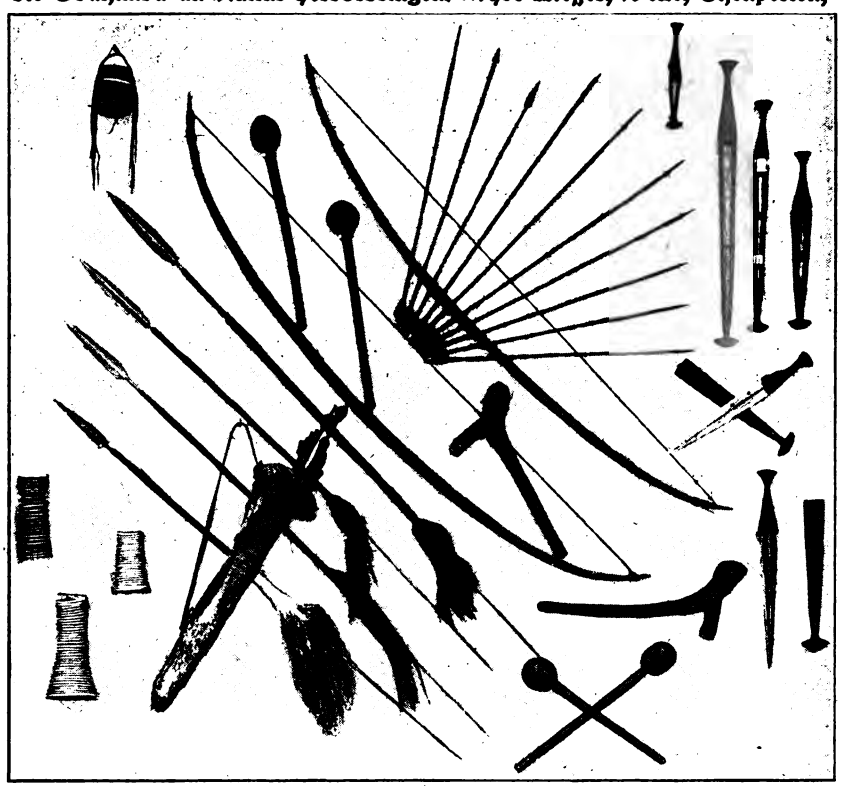
— Bescheiden also hält sich der Besuch im Lager zurück, verfolgt aber all mein Tun und Treiben mit reger Aufmerksamkeit; hat doch mancher von ihnen noch nie einen solchen weißen Menschen gesehen, der sich freiwillig wäscht, statt sich mit Fett einzureiben. Ganz selbstverständlich fügen sie sich meiner Anordnung, sich abends zwei Kilometer zurückzuziehen, ihre verhungerten Hunde heim zu schicken, mir Wasser und Holz zu holen. Das wissen die Herren Bambusen sich schnell zunutze zu machen und geben jeden Auftrag an die herumlungernden Gäste weiter; nur die kräftige Ohrfeige für falsche Erledigung behalten sie für sich, denn die Giftpfeile der Ovatjimba sind für meine Leute ein Gegenstand heiliger Scheu. Auch für mich, seit ich gesehen, wie ein Zebra mit Keulenschuß nach 100 Metern, ein Giraffe mit schlechtestem Laufschuß nach 600 Metern gelähmt war.

Der Eingeborene weiß meisterhaft im Gelände Deckung zu nehmen und den Giftpfeil aus nächster Nähe schwirren zu lassen. Einer, der sich im Schießen auf mich übte, entwischte mir ungesehen im Busch, obwohl ich ihm so nahe gekommen, daß ich ihn schon riechen konnte. Dies Wittern war weiter kein Kunststück; ihr fettiger, nie gewaschener Körper und der vorbeschriebene Otjizumba-Geruch duftet selbst gegen Windstärke 10 siegreich an. Am übelsten ist ihre Ausdünstung, wenn sie Hyänen — wohl bekomm's — oder Hyänenhunde gegessen haben; nähere Erklärungen bitte ich, mir zu erlassen.

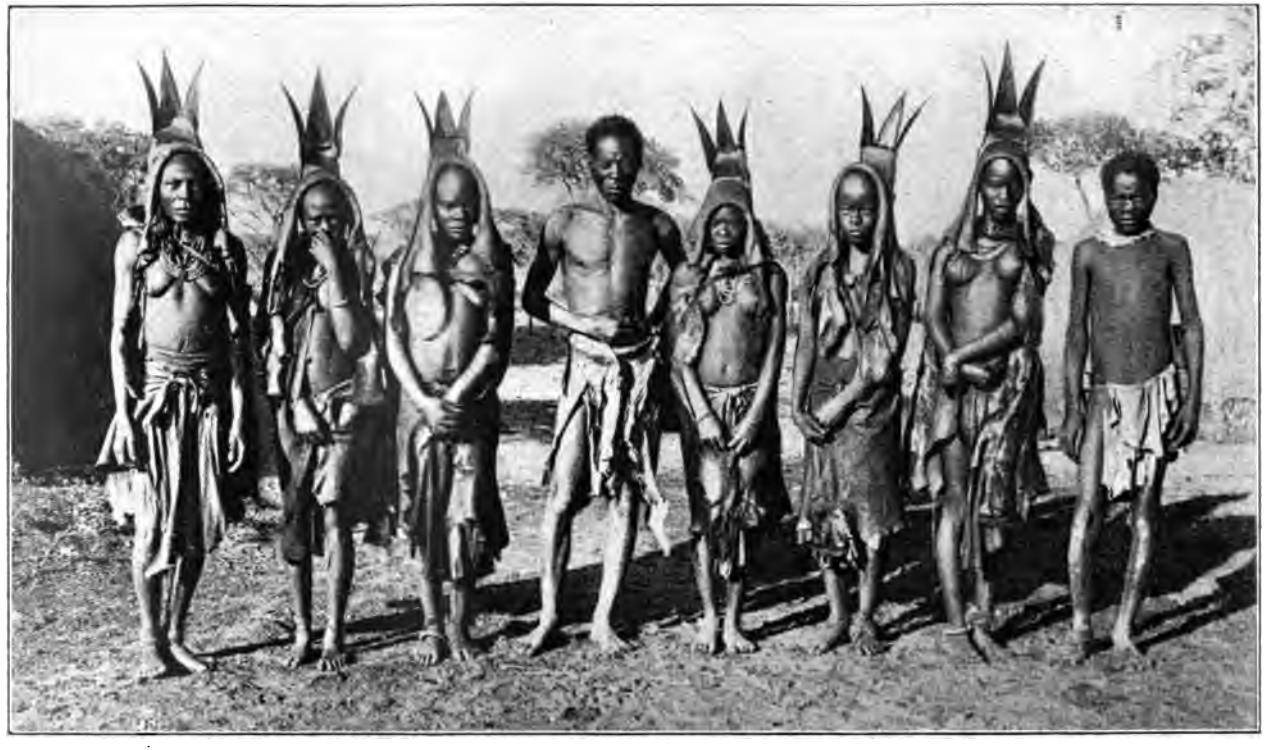
Die Zubereitung des Giftes haben sie mir wohl als erstem Weißen verraten. (Kostenpunkt: ein alter Hut, eine Schachtel Streichhölzer, eine Talgkerze und ein Elefantenrüssel). Es ist rein pflanzlich und leicht zu gewinnen, verträgt keinen Regen, ist aber an der Pfeilspitze doch zu wiederholten Malen zu gebrauchen. Die getroffene Stelle schneidet der Jäger sofort heraus, obwohl das Gift im Blute sich schnell zersetzt und harmlos

wird — das Ausschneiden soll verhüten, daß sich der gallbittere Geschmack dem Wildpret mitteilt. Ein liegender Mensch, der mit frisch gesalbtem Pfeile getroffen wird, hat keine Zeit mehr aufzustehen.

— — Einen gefundenen Nagel oder Ende Draht zur rohen Pfeilspitze auszuhämmern; aus weichem Holze Gefäße zu schnitzen und Felle zum Lendenschurz oder ponchoartigen Rückenmantel mit Fett und Rinde zu gerben; schließlich einen dünnen Riemen aus Rohhaut zur Bogensehne zu drehen und die lederne Weiberhaube zu nähen — das ist alles, was die Ovatjimba an Kultur hervorbringen. Ihre Messer, Beile, Eisenperlen,



die einfachen Eisenringe um Hals, Hand- und Knöchelgelenk, die schweren Arm- und Beinspiralen der Weiber, Lanzen und sonstigen Geräte, die beziehen sie von den benachbarten Ovambo. Ausgemachte Stutzer wissen auch noch einen Riemen auszufransen, den sie unter dem Knie befestigen, und lange, lange Riemen zu nähen, die sie sich in vielen Bogen um die Hüften baumeln lassen, damit aber auch den Gipfel vornehmster Unwiderstehlichkeit erreichend. Die Weiber protzen mit einer Kette aus rund geschliffenen Stücken zerschlagener Straußeneierschalen und Muscheln, die ihnen ein galanter Omuambo zur Erinnerung geschenkt. Die Kette ist,



Herero aus dem nördlichen Kaokofelde

wie alles, Gemeingut der Sippe — heute trägt sie der Werft-Älteste, um zu blenden und für den gewünschten Schlachthammel einen höheren Preis herauszuschlagen; morgen prangt sie an einem Weibe und übermorgen an einem andern mit ebenso schmutzigem Halse; will ich sie kaufen, so verschwindet sie auf eine andere Werft; endlich werden zwei Kühe mit Kälbern dafür gefordert, und schließlich bekomme ich sie für eine Hand voll grellbunter Glasperlen.

Wer liefert wohl den Ovambo die Kaurimuscheln, die als wertvolle Seltenheit ihren Weg in's Kaokofeld und an die Weiberhauben finden? —

— Die den übrigen Herero mit der Muttermilch überkommene Kunst, aus Stöcken, Reisern und mit Kinderdung verknetetem Lehm feste, wohnliche Pontoks zu bauen, üben auch die Ovatjimba nur ausnahmsweise, die zahlreiche Rinder besitzen. Der Grund dafür ist wohl in dem unsteten Wanderleben zu suchen, zu dem sie der unregelmäßige Regen zwingt. Meist begnügen sie sich mit einfachsten Windschirmen, höchstens decken sie das Gerüst der Pontoks lose mit Gras ab. Ein vor den Einschlupf gelehnter Knüppel zeigt an, daß der Hausherr auf Reisen gegangen, und wirkt wie ein Kunstschloß; es sei denn, daß ein sippenfremder Strolch die Gelegenheit nutzt, sich unbeliebt zu machen. Dann wird der ongonga, der Zauberer, gerufen, der sich erst mal mit einem fetten Hammel bespaßen läßt, ehe er dazu schreitet, drei Eisenperlen in der Hand auf und nieder tanzen zu lassen. Seine Finger stellen die in Betracht kommenden Leute dar, und auf welchem Finger die Perlen schließlich liegen bleiben, der ist der Dieb, der Herr zahlt zur Kasse, ob er getanzt hat oder nicht.

In trostlosem Aberglauben ist das ganze Volk befangen. In Ombombo-Ost sah ich ein Kind mit unnatürlich großer Nase — was die Mutter, die der erzürnte Vater kurzerhand totgeschlagen, mit einem Elefanten gemacht haben sollte, kann ich garnicht wiedergeben. Unzählige Speiseverbote verekeln der schwangeren Frau das Leben, ganz besonders hat sie Schildkröten und das Wildpret vom Warzenschwein zu meiden.*) Genuß von Straußen-Wildpret oder -Eiern macht die Frau unfruchtbar. Trat im Lager Fleischmangel ein, wurde mir stets geraten, irgend ein Weib zu verhauen; ging ich auf Jagd, dann umwand sich der gesamte Troß die

*) Den übrigen Herero gilt das Schwein als unrein, ebenso unseren sonstigen Stämmen. Die Kaoko-Herero, Allesfresser in des Wortes verwegenster Bedeutung, werden wohl durch gelegentliche Hungersnöte hinter den köstlichen Geschmack des Warzenschweines gekommen sein. Oder ist das Fallenlassen solchen Volksbrauches ein Zeichen der Entartung? Die Ovatjimba haben sich von jedem Ekel und Speiseverbote, die den übrigen Herero eigen sind, frei gemacht, und kennen keine „unreine" Speise mehr. — Meine Kultur-Herero schütteln sich, wenn ich Schweinebraten esse, lecken sich aber alle zehn Finger, wenn sie die Reste heimlich verschlingen.

Stirn mit Riemen: nun war ich gegen jeden Angriff von Elefanten und Löwen gefeit. Im Patronengurte fand ich einen kleinen Riemen, das glatte Ende durch eine Schlinge am anderen Ende gesteckt: Totsichere Medizin gegen Elefanten — die Schlinge sei sein Maul, das glatte Ende der Rüssel; wollte ein Elefant mich beißen (!), so konnte er das nicht, sondern mußte sich den Rüssel zermalmen.

Eine Knolle der nicht eßbaren Otjinákui*) heilt Brandwunden, Mandelentzündung, Geschwüre; ferner alle Wunden, soweit sie von Keilereien oder Shambok-Hieben herrühren, Kopfschmerzen und Reißen in den Waden. Legt man die Knolle nachts neben das Lagerfeuer, dann kann der hungrigste Löwe die frei weidenden Ochsen und Pferde nicht finden. Wer sich vor hochnotpeinlichem Gerichte freilügen will, der reibe sich mit der Knolle die Stirn; regelmäßiges Stirnreiben verleiht Klugheit, d. h. Meisterschaft im Lügen. Sieht aber ein böswilliges Auge die Knolle nur ein einziges Mal schief an, dann sind ihre Kräfte wie weggeblasen und kommen erst nach Anwendung sehr geheimnisvoller Zaubermittel wieder zum Vorschein.

Je bitterer eine Frucht oder Baumrinde, desto größere Heilkraft wohnt ihr inne. Fast allè unsere Bäume und Sträucher leisten, nebenbei bemerkt, recht Anerkennenswertes darin, sich außer mit Dornen jeglicher Form und Größe auch noch mit gallbitterem Safte zu schützen.

Gegen das, was wir in internationaler Höflichkeit Franzosenkrankheit nennen, gegen die „omufjís' u' ovátua", die „Kaffernkrankheit" der Herero, hilft eigentlich alles, was bitter schmeckt und unter der Rinde roten Bast trägt. Und das ist gut, denn die Nachfrage ist groß, doch erkrankt der Eingeborene an dieser Krankheit meist nur leicht und wird auch von selbst wieder mehr oder weniger gesund.

Aus gewissen Gründen werden die Weiber von dem Festmahle ausgeschlossen, das die heranwachsende männliche Jugend der Werft sich leistet. Von einem erlegten Löwen dürfen nur die Männer essen, die mit dem glücklichen Schützen im gleichen Jahre geboren sind, sonst verliert das Wildpret die schätzenswerte Eigenschaft, des Löwen Mut und Stärke auf den zu übertragen, der ihn umgebracht. — Eine Hand voll Salz in's Lagerfeuer gestreut, vertreibt den Regen oder zieht ihn an, je nach Wunsch des Zaubernden, dem aber beileibe kein böswilliges Auge zusehen darf. Und ferner — doch genug des Unsinns. Es ist auch über die Herero so viel geschrieben worden, daß niemand an Quellwerken Mangel haben wird, der mehr zu hören verlangt. Und was für die Herero zutrifft, das gilt eben auch für die Kaoko-Herero, die Ovatjimba.

*) Es gibt auch eine eßbare Knolle dieses Namens, cyanella amboensis

— Die Frau ist reines Arbeitstier. Und bekommt in dieser Stellung soviel Prügel, wie sie unbedingt braucht, sich durchaus wohl zu fühlen. Alle Männer sind rund und feist, die Weiber mit wenigen Ausnahmen unterernährt, ebenso die Kinder ihres Geschlechtes. Junge Weiber sind im östlichen Kaokofelde seltene Vögel; die wandern, wenn sie nach den Begriffen der Eingeborenen erwachsen sind, zu den Ovambo, denen die östlichen Ovatjimba unterstehen. Sie scheinen diese Reise nicht so ganz freiwillig anzutreten. Aber man denke nur nicht, daß solch reicher Ovambo-Fürst sich lumpen ließe, ganz im Gegenteile: Freudestrahlend wies mir ein zurückkehrendes verbrauchtes Weib ein Armband vor, mit dem der schwarze Gesalbte des Herrn ihre langjährigen Dienste als — sagen wir: Kammerfrau ihrer Ansicht nach geradezu königlich zu belohnen in Gnaden geruht: ein Armband, in dem ich den stark verschmutzten Nasenring meines Bullen wiedererkannte, den seine schwarze Majestät im Hinblick auf die schlechten Zeiten mir mitsamt dem Bullen hatte stehlen lassen.

Die Macht der Ovambo erstreckt sich ungefähr bis zum 14. Längengrade: westlich davon dehnt sich der Machtbereich des ziemlich sagenhaften Omutjimba-Häuptlings Kasupi („Kleiner"), der seinerseits wieder dem Herero-Häuptling „Kahlkopf" in Südwest-Angola untersteht. Daß er diesem alljährlich viele schöne Rinder als Tribut zahlen muß, weiß Kasupi geschickt geheim zu halten. Verschiedentlich sandte er, Tabak und allerlei Gebrauchsgegenstände einzutauschen, seine prächtigen, zwei Meter langen Riesen zu mir, beritten auf Reitochsen und Eseln und begleitet von einer Schar willenloser Sklaven; vornehme Erscheinungen voll natürlichen Anstandes. — Kasupi selbst ist unsichtbar, er mag mit Weißen nicht zusammentreffen. Anders sein Bruder, der in Ondoto-Epako*) haust. Ihm ließ ich einst einen wertlosen Schinder vorführen, der mich in der mir wertvollen Gunst des Kasupi befestigen sollte; ein Pferd ist für die Eingeborenen der Inbegriff irdischer Macht und Herrlichkeit. Aber der schlaue Schwarze schielte nach meiner 9,3: „Was nutzt meinem Bruder ein Pferd, wenn er keine Mehrladebüchse hat?" Ich habe ihm empfohlen, sich deswegen lieber mit dem „Groß-Kapitain" in Windhuk in Verbindung zu setzen, und habe für das Pferd fünf prächtige Elefantenzähne bekommen.

Die südlichen Ovatjimba, soweit sie südlich des 18,45 Breitengrades leben, hausen ohne Stammesverband hordenweise im Busch. Jeder einzelne

*) Zu deutsch: Zibetkatzen-Trichter. Unter Trichter — epako, gebräuchlicher ombako — versteht das Otjiherero bei Ortsnamen eine Verengung in einer Schlucht, einem Flußbette oder auch den Punkt, da mehrere Schluchten sich vereinigen. — Der Trichter ist dem Herero von Alters her bekannt; sie schnitzen ihn aus Holz und brauchen ihn täglich, die Milch zum Säuern in die Kalabaß (ausgehöhlter Kürbis) zu füllen.

stellt sich als Kapitain vor, wenn man nach ihrem Oberhaupte fragt; es gibt eben keinen Herero, der so tief stünde, daß er Lüge und Prahlerei von sich ließe. Sie sind verkommene Strauchdiebe, vielfach mit Ovambo verbastardiert, und schlechte Jäger. Der Ausbruch des Krieges gab einem von ihnen die lang ersehnte Gelegenheit, zu versuchen, diese Horden zu festem Stammesverbande zusammenzuschweißen. Großmütig gab er panem et circenses, deren erste Runde ich ganz gegen meinen Willen bezahlen mußte: Er ließ meine Farm plündern und verwüsten, unmittelbar nachdem ich zur Gestellung abgeritten war. Er hatte kein Glück: Die geraubten Sachen nahm ihm ein Ovambo-Häuptling ziemlich restlos ab — „zur Aufbewahrung", wie der mir auf meine entrüstete Botschaft sagen ließ, — und das verwirkte Leben nahm ich ihm kurz darauf. —

Selbstverständlich herrscht im ganzen Volke Vielweiberei. Das Land ernährt die dünne Bevölkerung auch in schlechten Jahren; dem anspruchslosen Völkchen wird der Kampf um's Dasein so leicht gemacht, daß die Sorge um die Kinder noch keine Sitten zu zeitigen brauchte, die die Einzelehe auf den Schild erheben. Und ebenso fehlt ihnen ein so scharf umgrenzter Eigentumsbegriff, der, die Frau als Sondereigentum hinstellend, zur festen Ehe führen könnte. Daß die Frau aber doch schon in gewissem Sinne als Sondereigentum des Mannes angesehen wird, lehrt die Sprache: Ehebrechen und Stehlen wird durch dasselbe Wort — okuvaka — ausgedrückt; vom selben Stamme leitet sich sowohl Dieb, als auch Ehebrecher, Schatz, Geliebter, Verhältnis usw. her. — Andrerseits ist das Wort „guter Freund" gleichbedeutend mit unserem „Hausfreund", und „einen Besuch machen" hat ganz offenkundig immer seine anrüchige Nebenbedeutung. Und sagt ein Mann zu einer wildfremden Frau: „Me tua k' omambo k'ove — ich habe Dir etwas mitzuteilen" — dann klingt das ja recht harmlos, hat aber sehr verfängliche und ausnahmslos gern bewilligte Bedeutung.

Hand in Hand mit der Vielweiberei und den geringen Daseinssorgen gehen natürlich die Sitten, die eine Ehetrennung denkbar leicht gestalten, sowie die Anschauungen über den Wert der Jungfräulichkeit und außereheliche Kinder; Kinderlosigkeit ist Schande; das unfruchtbare Weib wird verachtet und verhöhnt.

Einen Ausgleich wiederum bringt der Brauch, alle Kinder in gewissem Sinne als Sippeneigentum zu betrachten, gemeinschaftlich für den Nachwuchs zu sorgen. Und da es jedem Hereroweibe gegeben ist, dauernd zu säugen, so ergibt sich bei der ausgesprochenen Liebe zu den Kindern ganz von selbst eine Fürsorge der Allgemeinheit für das einzelne Kind. Vielfach herrscht die Sitte, die eigenen Kinder wegzugeben, meist zur großmütterlichen Werft, und fremde dafür aufzuziehen — wohl eine Folge-

Rechts:
Ovatjimba-Weiber

Links:
Ovakuangara-Weiber

Aufn.: Verfasser

erscheinung des herrschenden Mutterrechtes, in das aber schon vaterrechtliche Anschauungen hineinspielen. —

Ohne Murren bescheidet sich die Frau, die einer jüngeren den Platz räumen muß. Der gute Ton erfordert es aber, daß die alte Frau nicht weggejagt wird, sondern einen abgelegenen Pontok zugewiesen erhält — Scheidung also nur vom Bett, nicht auch vom Tisch.*)

Zu töricht ist die Behauptung, der Eingeborene kenne keine Liebe, weder Eltern- noch Gattenliebe. Unsere südwestafrikanischen Weiber jedenfalls lieben ihre Kinder mit ausgesprochener Affenliebe: engelsgeduldig und gleich sinnlos in Zärtlichkeit und Strafe. Die Weiber machen kein Hehl aus ihren Gefühlen; die weit mehr verschlossenen Männer tauen aber auch auf, wenn sie sich unbeobachtet glauben. Sagt doch selbst das Sprichwort: „Elternliebe ist blind — Ozóngama zomukuate, nde hi óuvi oumuna". — Gattenliebe gibt es auch; nur tritt sie bei der stets zur Schau getragenen Gelassenheit nach außen hin wenig in Erscheinung.

Noch größere Urteilslosigkeit bekundet, wer in vermessenem Bestreben, im Eingeborenen auf Schritt und Tritt den Edelmenschen zu wittern, selbst in die Vielweiberei allerhöchste, vorbildliche Sittlichkeit hineindichtet und behauptet: „Die Frau gehört dem keimenden Leben; der Mann wagt es nicht, das göttliche Wunder durch fleischliche Lust zu entweihen und zu beflecken". Sinnlos! Ich bedauere nur, daß, was ich auf diesem Gebiete beobachtet und am Feuer unbemerkt erlauscht habe, sich geschrieben so schamlos ausnimmt, daß ich es hier nicht wiedergeben kann!

Auffallend strenge Vorschriften verbieten Ehen zwischen Blutsverwandten. Ein großer Kreis weiblicher Angehöriger wird als „Schwestern" und „Mütter" in dem Sinne bezeichnet, daß sie zur Heirat nicht in Betracht kommen. Genaue Grenzen vermag ich nicht mitzuteilen, da die Angaben über Verwandtschaft gar zu unverständlich gehalten und bei Nachfragen aus Mißtrauen und Scham viele Weiber als Schwestern bezeichnet werden, die sicherlich keine Schwestern im obigen Sinne sind.

Scham kennt der Eingeborene sehr genau, nur weicht seine Ansicht über das, was man schamhaft verbergen müsse, von der weißen und christlichen Anschauung erheblich ab. Das mannbare Hereroweib z. B. wird sich nie ihrer drallen Nacktheit schämen, aber sie möchte in den Boden sinken, nimmt man ihr das Kopftuch. Ohne Kopftuch ist sie „nackt", mag sie auch in noch so viele Kleider gehüllt sein. Es ist dies insofern eine der merkwürdigsten Blüten, die das menschliche Schamgefühl getrieben, als die Hereroweiber auch nachts im Pontok das Kopftuch unter keinen

*) Vergl. Anmerkung 15 im Anhang.

Umständen ablegen*) — Schamgefühl also ohne irgend eine Beziehung zum heutigen Liebesleben. Die Haube, die seit dem Aufstande nicht mehr getragen wird, ist allerdings des Nachts abgesetzt worden, aber auch nur allein vor den Augen des Gatten.

Die Weiber der südlichen Ovatjimba laufen meist ohne Kopftuch, Mütze oder Haube herum, sind also auch in dieser Hinsicht dem Volksbrauche entfremdet und entartet. Je weiter man nach Norden kommt, desto strenger achten die Weiber darauf, sich nicht barhäupfig sehen zu lassen, und schämen sich schon, wenn ich nur frage, ob ich eine Haube kaufen könne.

Das von der Mission angekränkelte schwarze Weib und die farbige Dirne in größeren Niederlassungen — trotz der lockeren Sitten ist dem Eingeborenen der Begriff Dirne wohlbekannt — lernt es sehr bald, sich nach weißen Begriffen zu schämen: so scheint es wenigstens. In Wahrheit deckt sie ihre Blöße teils aus Angst vor'm strengen Seelsorger, teils aus Eitelkeit auf die gräßlichen, unschönen Kleider, denen in einzelnen größeren Niederlassungen eine von der Mission für fünfzig Reichspfennige angeheftete „Tugendschleife" in den keuschen Augen der unkeuschen Trägerinnen den höchsten Reiz verleiht. Die fünfzig Pfennig für dies Abzeichen edelster Sittenreinheit sich zu verdienen, ist ihnen kein Weg — sagen wir: zu fleischlich . . .

So weit geht die Sucht der Mission, in Keuschheit zu machen, daß selbst evangelische Missionare — nicht alle — die „Sünden" der Mütter an den Kindern heimsuchen zu müssen glauben und das außereheliche Kind nicht taufen, es also nach ihrem grausamen, finstern Glauben in die Hölle zu verdammen sich anmaßen! Ob das der richtige Weg ist, christliche Sitte Völkern aufzuzwingen, die das Weib nach der Zahl ihrer Kinder werten? Bei denen die Anrede „Omuarikaze — Säugende Frau" als schmeichelhafter Ehrentitel gilt?

— Mißbrauch wirklicher Kinder ist dem Herero verächtlich. Eifersucht kennt er nur in geringem Grade; wie seinen Reitochsen, verleiht er auch seine Frau gegen Entgelt oder bietet sie dem Höherstehenden demütig und in gewinnsüchtiger Absicht an. Ehebruch ohne sein Wissen, bringt der Frau meist eine zünftige Tracht Prügel ein. — —

---

*) Die fortschreitende Kultur ändert diese Anschauungen naturgemäß fortwährend. Man findet auch Weiber, die sich des Kopftuches ohne Scheu entledigen; die älteren aber halten zäh an der Überlieferung fest. — Viel tut auch die Berührung mit Weißen; ihnen wird alles nachgemacht und die geheiligten alten Sitten fliegen über Bord, irgend einer nachgeäfften, unschönen Mode zuliebe.

So garnicht im Einklange mit der sonstigen Kulturlosigkeit der Ovatjimba stehen ihre Leistungen als Viehzüchter. Mit und für und wie ihr Vieh leben sie und haben einen Blick, der jeden weißen Händler beschämt. Recht gute Rinder habe ich gesehen, so z. B. Färsenposten von Kasupi mit 250 Färsen, die jeder Farmer mit Stolz vorweisen würde, nicht allein Ovambovieh, sondern auch aufgekreuzte, ausgeglichene Rassen. Auch die Ziegen sind gut, meist Ovamborasse: niedrig, lang, schwer, fleischig, gute Milchtiere, die jährlich zweimal mindestens je zwei Lämmer werfen und bei spärlichster Weide gedeihen. Durchweg schlecht sind die Schafe, wenigstens waren sie es bis 1914; während des Krieges ist aber so viel Kleinvieh gestohlen worden, daß eine durchgreifende Blutauffrischung der Kaoko-Schafe ganz von selbst eintreten muß. Wollschafe fehlen ganz, es sei denn, daß sich hier und da ein entarteter Abkömmling eines gestohlenen Wollschafes blicken ließe. Die mehr beliebten Fettschwänze sieht man allerorten, nur eben vor dem Kriege in herabgekommenen, durch Inzucht entarteten Tieren, die den Fettschwanz nicht mehr nennenswert entwickeln.

Eigenartig, diese Fettansammlung gerade im Schwanze. Übrigens neigen alle unsere Eingeborenen dazu, an der entsprechenden Körperstelle Fett anzusetzen, besonders die Weiber. Den Vogel schießen die Hottentotten ab, bei denen der Fettsteiß zum Schönheitsideal der Frau gehört. Bei den Herero entwickelt er sich nicht annähernd so stark und gilt mehr als Zeichen von Vornehmheit und Reichtum denn als Schönheit. Die alte Hottentottin kann am ganzen Körper noch so mager sein und sticht doch jedes Tausend-Taler-Pferd aus im Hinblick auf die Gegenden, da der Rücken aufhört, anständig zu sein; wehe aber, wenn sie auch sonst gut im Futter ist — dann türmt sich das Fett zu Bergen. —

— Alle Eingeborenen sind wild auf jegliches Fett, und harte Seelenkämpfe kostet sie die Wahl, ob sie das Fett dem alten Adam von innen oder von außen gutbringen sollen. Auch der Weiße braucht hier erstaunliche Mengen von Fett, weit mehr als im heimischen Klima, und ebenso plagt ihn ein stark entwickelter Zuckerhunger. (Ich schließe hier von mir und meinen Bekannten auf die Allgemeinheit). Also gerade nach den beiden Stoffen verlangt der Körper, die im Kreislauf Wärme erzeugen, während der Hunger auf Säuren fehlt. Auf der Farm kann man ja in Sahne und Butter schwelgen und den Zucker schließlich auch noch erschwingen, aber böse meldet sich der Fetthunger im Busch. Deshalb stehen die Markknochen hoch im Werte, so hoch, daß ich sie persönlich verteilen muß, soweit ich sie nicht selbst behalte, sonst ist bald die schönste Keilerei im Gange.

— Wildpret zu stehlen halten die Ovatjimba für erlaubt und wundern sich stets von neuem, daß ich anderer Ansicht bin und diese Ansicht auch

zu vertreten weiß. „Das Wild gehört doch allen Menschen, hat keinen Herrn — wirst Du etwa der Besitzer, nur weil Du es erlegst hast?“ Da sie aber mein Eigentumsrecht an Elfenbein, Gehörn und Decke nie in Zweifel zogen, so möchte ich beinahe glauben, sie haben sich diesen Rechtsstandpunkt nur ausgedacht in der freilich immer trügerischen Hoffnung, möglichst viel Fleisch zu ergattern. — Besitz von Lebensmitteln gilt ihnen beinahe als Diebstahl, Lebensmittel gehören der Allgemeinheit. Auch sonst geht die Gütergemeinschaft reichlich weit, und um die Grenzen ziehen zu können zwischen Diebstahl und erlaubter, leihweiser Entnahme eines Gegenstandes o h n e Vorwissen und Genehmigung des Besitzers, muß man schon ein schwarzer Zauberer sein und das Geheimnis der drei Eisenperlen von Grund auf erforscht haben. —

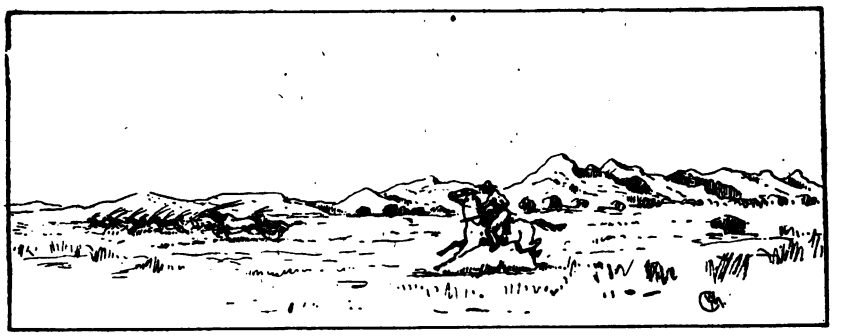
Viehzüchter sind alle Ovatjimba in gleicher Weise; Anfänge von Ackerbau findet man im Norden des Kaokofeldes. Dort werden Felder gerodet, gehackt und mit Mais oder Hirse bestellt; die Frucht wird in mannshohen, geflochtenen Spitzurnen aufbewahrt, die, vor Regen durch ein Dach geschützt, auf hölzernem Dreibeine ruhen, in dessen Rund der Spitzfuß paßt.

In Troja, Ägypten, Pompeji und im Kaokofelde die gleiche unpraktische Spitzform — welche Hemmungen im Menschengeiste mögen wohl die Erfindung des Gefäßes, das ohne Unterstützung auf breiter Bodenfläche steht, so weit hinausgeschoben haben? —

— Unverkennbar ist bei diesen Anfängen von Ackerbau der Einfluß der Ovambo, die Saatgut und Hacken liefern. Im äußersten Nordosten findet man auch Nachahmungen des Ovambo-Kraales: ein mehr denn mannshohes Palisadenrund, das Mensch und Vieh aufnimmt, jeder Kraal eine kleine Festung.

Diese, wenn auch nur geringen Vorkenntnisse im Ackerbau sind von sehr großer Bedeutung für die Besiedelung des Kaokofeldes. Sehen wir doch täglich, wie gut die Ackerbau treibenden Ovambo, die auf Arbeitsuche nach Süden wandern, im Grootfonteiner Bezirke den Ackerfarmern an die Hand gehen. So faul jeder Eingeborene auch ist, eine so brauchbare Kraft gibt er bei richtiger Behandlung in dem Dienstzweige ab, dessen Sinn und augenfälligen Nutzen er am eigenen Leibe erfahren und begriffen hat. Daher die treffliche Brauchbarkeit des Herero als Viehwächter, die Anstelligkeit einzelner, zum Handwerk ausgebildeter Leute.

Erstaunlich ist der Blick des Herero in allen Viehangelegenheiten. Auf meiner Farm saß eine Ovatjimbasippe mit zahlreichem Kleinvieh; verirrte sich eins meiner Lämmer unter die 400 der Eingeborenen, so war ich ratlos, während ein einziger Blick des Schwarzen genügte, das mir



gehörige Tier zu finden und mit raschem Griffe zu fassen. Ich machte dann ein überlegenes Gesicht und versicherte ihm, er sei ein Pavian, weil er so lange Zeit gebrauche, mein Lamm herauszusuchen . . .

Kein Eingeborener zählt sein Vieh: er richtet sich lediglich nach dem Auge und sieht, daß z. B. von den 120 Kühen, die er eintreibt, eine schwarz-bunte fehlt. Wie wir die Tiere numerieren durch Horn- oder Keulenbrand, so gibt er ihnen Namen, die meist auf irgend eine Äußerlichkeit Bezug nehmen, wie die Kurzhalsige, Gesprenkelte, die Rote, die Beere, das Springböckchen, die Verrückte. Oder gar er tauft eine Kuh „Kamuhona-ma-hungira — der Herr hat befohlen", weil ich ihretwegen einmal eine Anordnung durchgedrückt, die ihm nicht paßte.

Überhaupt die Hereronamen! Meine Viehwächter hießen „Der Vater ist auf der Jagd" und „Bringe mir die Sandalen" — Namen, die auf irgendwelche, die Geburt begleitenden Zufälligkeiten Bezug nehmen. Ich kenne einen „Kanduezohoni — Schwarzbrauner Bulle", (die oft gehörte Deutung „Der Bulle schämt sich" ist falsch) und einen „Was ist das für ein Mensch?" Andere heißen kurz Kleinohr, Langmann, Riesenbein, der Schwesternlose, oder führen Namen, deren Deutung vergessen ist.

Dem Weißen wird sofort ein Name angehängt, der vielfach unbewußt kleine Schwächen geißelt und Eigentümlichkeiten hervorhebt, für die der Herero einen scharfen Blick hat. Ich bin ihnen Kahe, d. h. Jäger, und Komupunde, hier in der Bedeutung Schnellläufer (eigentlich Tänzer oder ein Mensch, der sich nervös und hastig bewegt), während mich Fremde meist mit Komehomazerondu, Schwarzauge, anreden im Hinblick auf die schwarze Brille, die ich vielfach trage.

Für ihm neue Dinge weiß der Herero schnell einen Namen zu finden, dabei oftmals kühn das Fremdwort zu Otjiherero umprägend oder Äußerlichkeiten des Gegenstandes hervorhebend. Das Truppenkochgeschirr, das ob seiner unerreichten Brauchbarkeit hoch im Werte steht, ist ihm „okatónua — das kleine (flach) Geschlagene" oder aber — Verzeihung! —

„onus' u' ongéama — Löwenaster". Den Fahrschein nennt er unter Benutzung des Wortes ticket Okatékete; die Kamera ist ihm otjiperende, entstanden wohl aus Blende. (Das Otjiherero kennt kein l). Einige sonst allerliebste Ausprägungen eignen sich wegen ihrer Anrüchsigkeit leider nicht zur Wiedergabe. — Worte wie okásino, Esel, und otjisarute (statt otjisalute, Begrüßungsding) = Zigarre, sind von Missionaren erfunden worden. —

Am Kunene war ich wochenlang mit ein paar Kerlen herumgezogen. Als ich sie im folgenden Jahre wiedertraf, taten sie ganz dumm, behaupteten, mich nie gesehen zu haben und zogen schließlich brummend ab. Zufällig drehte sich einer von ihnen um, als ich gerade die Brille aufsetzte, denn die Sonne blendete wieder einmal gar zu sehr — schon stürzten sie auf mich zu: „Jetzt kennen wir Dich; natürlich, Du bist Kahe, der Jäger. Aber wie soll Dich ein Mensch auch erkennen können, wenn Du Deine Augen in der Tasche trägst?" Und das gute Einvernehmen war wieder hergestellt.

Andern Tages lockten sie mich über den Fluß in ein breites, langes Tal, wo sie Giraffen gespürt hatten. Bald teilte sich meine Erregung dem Pferde mit, das kaum zu halten war, als ihm ein Windstoß die Witterung des Wildes in die geblähten Nüstern trieb; hat doch das Jagdpferd auch seine Freude an dem wilden verwegenen Dahinstürmen, zumal nach Wochen ruhigen Marschierens.

Verwundert äugen die riesigen Tiere zu mir herüber und setzen sich in langsam wiegende Bewegung, weit vorgreifend mit den Hinterläufen über die vorderen Schalen. Unter den schwankenden, gekrümmten Hälsen bemerke ich den eines Bullen, kenntlich an seiner massigen Dicke: Der Bulle sei das Ziel des heutigen Rennens. Vorläufig folge ich ihnen ein paar Kilometer im langen Jagdsprunge; hier hindern noch Akaziengruppen und Dornen die volle Entfaltung meiner Schnelligkeit. Und das edle Wild soll meinen, ich sei ihm ungefährlich, soll nachher keinen Atem mehr haben, mir zu entkommen.

Lichter wird der Bestand, langsam rücke ich etwas auf, sodaß uns nur noch 300 Meter trennen, als sich die Steppe frei und offen vor mir breitet. Und nun gezeigt, was Du kannst, „Derwisch", mach' Deinem Namensbruder Ehre, den ich in Deutschland ritt — und nach kurzem rasenden Vorstoße bin ich dem Edelwilde auf den Fersen, schwinge mich aus dem Sattel, — verdammt, das weiterstürmende Pferd verdeckt mir den Bullen, und wenige Augenblicke darauf ist es zu spät, einen Schuß anzubringen. Ich hinke hinter dem Pferde her, das sich bald greifen läßt, und trabe

noch ein Stündchen auf der Giraffenfährte, ohne die Tiere zu Gesicht zu bekommen — na, dann nicht.

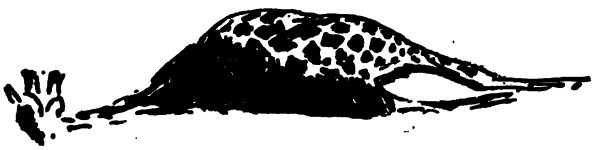
Ich bin es ja schon gewohnt, auf Giraffen erfolglos zu jagen. So hatte ich mich einst in glühender Mittagshitze an drei Stück herangeschoben, die unter einer Schirmakazie ruhten. Der Schuß hat keine Eile, die Beute ist mir sicher; erst will ich mir die Tiere in Ruhe betrachten und warten, bis mir der Bulle die Breitseite zukehrt: dann haben wir Fleisch, können weiterziehen zur Elefantenquelle, brauchen nicht in's Lager zurück zu kehren; im Gegenteile, ich werde einen Boten hinschicken: Saugt doch mein treues Volk schon seit zehn Tagen Hungerpfoten, da ferne Regen alles Wild haben abwandern lassen. Dreimal 24 Stunden wird es dauern, bis die Träger vom Lager hier eintreffen; während der beiden Tage, die meine Begleiter damit zu tun haben, das Wildpret zum Dörren in Streifen zu schneiden und aufzuhängen, werde ich die Spitze jenes Berges erklettern, die mich schon so lange lockte; den dritten Tag wird nur geschlafen, geschlafen und gegessen — O, welche Leckerbissen werde ich mir zubereiten, wie werde ich den Tag auskosten und mit Bewußtsein faulenzen; hab' mir ja einen Ruhetag durch die anstrengenden Wochen redlich verdient. Bis zum Wasser sind es höchstens fünfzehn Kilometer — alles in allem doch eine herrliche Gottesgabe, so ein feister Giraffenbulle!

Herz und Lungen haben sich beruhigt, niedergekämpft ist das Giraffenfieber, leise greife ich zur Büchse — da stieben die drei Riesen davon, noch ehe der Sicherungsflügel geklirrt, und verschwinden polternd im Busch. Wütend springe ich auf — durch die Dornen gerannt kommt ein Omutjimba und überreicht mir grinsend einen Brief meines Wagenführers: die dringende Bitte um Fleisch! Und grinsend weist der Läufer nach dem Baume: „Herr, hast Du die drei Giraffen nicht gesehen? Die hättest Du gut schießen können mit Deinem großen Gewehre". Ich knurre einige Worte, die freundlich klingen sollen, lege mich in den Schatten des

Baumes, unter dem die Giraffen standen, und markiere fröhliches Lagerleben. Jetzt noch einmal stundenlang und in's Ungewisse den Fährten zu folgen, das geht doch über meine Kraft. Und trete gegen Abend den Rückmarsch an, der weder im Zeichen des Elfenbeins, noch in dem frischen Wildprets steht, sondern im Zeichen einer ungenießbaren, in ihrer Wiederholung geradezu schauderhaften Maismehlsuppe. Und wie vorwurfsvoll mich mein Hund ansieht!

Im Morgengrauen weckt mich das Brummen eines Springbockes. Aus den Decken heraus lege ich ihn um, und mein Herzschlag stockt, als im Schusse dicht neben ihm ein Giraffenbulle flüchtig wird, den Büsche verdeckten.

Eine blitzschnell hinterhergeworfene Kugel geht zu hoch, streift ihm nur den Widerrist; und nun fluche ich einen gräßlichen Eid, nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis ich eine Giraffe gestreckt. In der Folge fehlte nicht viel, das ich verdurstet wäre, aber ein Hauptbulle ließ mich alle Mühe schnell vergessen. —



Auf elegantem Halbblutaraber fliege ich hinter fünf Giraffen her, das Herz geweitet im Hochgefühle schrankenloser Freiheit, im Hochgefühle herrlichsten Sportes. Jetzt wäre es an der Zeit, vorzuprellen, da schlagen die Tiere einen Bogen — ach was, den Baumstamm dort will ich noch mitnehmen, spring', „Locki"! Und wie ein Pfeil schnellt sich das brave Pferd vom Boden — — aber hinter dem Stamme gähnt plötzlich ein tiefer Schlund, ein mehr denn fünf Meter tief eingeschnittenes Flußbett! In der Luft überschlagen wir uns, ich stoße mich vom Sattel ab und lande völlig unverletzt im weichen Sande. Und während ich mir den notdürftig aus den Augen wische, sehe ich nach meinem Pferde: Tot liegt es mit gebrochenem Genicke neben mir. Fahr wohl, du mein lieber Kamerad! Und wer nicht selbst in menschenferner Einsamkeit mit einem Tiere Freundschaft geschlossen und Gefahren brüderlich geteilt, der möge die Träne in meinem Auge auf die Rechnung des scharfen Sandes setzen. —

— Mit Sicherheit habe ich zwei verschiedene Giraffenarten im Kaokofelde festgestellt. — Man findet dort wenig Gelegenheit, Großwild zu hetzen; die Flächen sind gar zu zerwühlt von allerhand großen und kleinen Erdbewohnern, zähes Gestrüpp umklammert die Beine des Pferdes, Termitenhaufen und Dornen versperren den Weg. Wo das Gelände aber geeignet, da ist die Hetze ein wahrhaft königliches Vergnügen.

— Die Oryxantilope stellt sich nach einer deutschen Meile; oder früher, falls es gelingt, sie mit beschlagenem Pferde auf steiniges Gelände zu treiben. Für ältere Herren empfiehlt es sich, in ruhigem Pächtergalopp hinter den Antilopen herzuschaukeln; das macht der Oryxherde Spaß, sie nimmt die Sache nicht für Ernst, begnügt sich mit 150 Metern Abstand und verhofft auch wohl auf die Hälfte dieser Entfernung, voller Erstaunen zusehend, wie der wilde Reitersmann alle Hindernisse weise umgeht, jede Rinne sachte durchklettert. Das ist ein harmloses Vergnügen und führt halt auch zum Ziele: Der Gelegenheiten bieten sich genug, gemächlich aus dem Sattel zu steigen und auf das verhoffende Wild ein rasendes Schnellfeuer zu eröffnen.

Auf sehr schnellem Pferde gelingt es auch, in die überraschte Herde zu brechen und vom Sattel aus mit der Pistole ein Stück zu erlegen.

Hottentottenweiber (Schönheitsideal)

Weit ſchneller ſind Kuhantilopen, und am ſchnellſten weiß der Kudu dahinzuſtürmen, zumal in bedecktem Gelände. —

Pferdeantilopen zu hetzen hatte ich nur ein einziges Mal Gelegenheit; zu meinem Bedauern muß ich berichten, daß der Ritt mir trotz großer Patronenverſchwendung lediglich ein lahmes Pferd einbrachte. — Ein Pferdeantilopen-Bulle griff eines Tages meinen Schimmel an, den ich für einen Augenblick allein hatte ſtehen laſſen. Das elegante Wild umkreiſte den Wallach zuerſt voller Neugier, dann ſichtlich raufluſtig, verhoffte fünfzig Meter von dem Pferde entfernt, fuchtelte ärgerlich mit den krummen Hörnern und warf ſich nach Art eines böſen Bullen mit den Vorderſchalen Sand gegen den Leib. Leider war ich auf das Pferd angewieſen und konnte es nicht auf einen ſchlimmen Ausgang des Kampfes ankommen laſſen, ſondern mußte mit der Büchſe eingreifen, als die Antilope mit geſenktem Gehörne in voller Fahrt das Pferd annahm, das ſtumpfſinnig weiter graſte, ohne den Angreifer im geringſten zu beobachten. — Ein Kudubulle hat mich mitſamt meinem Pferde in den Sand geworfen; ich glaube aber, nicht in feindlicher Abſicht, ſondern nur aus Schrecken. —

Die Palaantilope habe ich nur im Berglande getroffen, nie auf freier Fläche oder in der Ebene, konnte ſie alſo zu Pferde nicht jagen. Vor nicht gar zu langer Zeit erſt mag ſie ſo weit nach Norden zurückgedrängt worden ſein; heute trifft man ſie früheſtens in der Gegend von Ombazu, während im Mittellande verſchiedene Ortsnamen auf ihr früheres Vorkommen deuten, ſo Palafontein bei Outjo, Okozongotu in der Nähe des Omatako.

Durchaus zweifelhaft ſind die Nachrichten, nach denen auf der Höhe des Etjo-Tafelberges noch heute ein kleines Rudel ſeinen Stand habe. Geſtreckt iſt dort wenigſtens noch niemals eine einzige; wahrſcheinlich liegen Verwechſlungen mit Springböcken vor, von denen ſie ſich für den oberflächlichen Blick nur durch ihre Stärke und das ſchöne, elegante Gehörn unterſcheiden. Wohl aber ſind 1913 zwei Palas von Norden her bis nach Tutara bei Franzfontein gewandert und dort zum Glück umgehend der wohlverdienten Kugel zum Opfer gefallen. . . .

Ein wunderschönes Wild ist die Pala. In seiner Art ist überhaupt jedes Wild schön, aber man muß die Tiere im Busch sehen, in freier Wildbahn, nicht im Tiergarten. Im Busch ist selbst die Hyäne nicht immer häßlich: Ich entsinne mich eines alten braunen Rüden, der bei Vollmond das ausgelegte Luder annahm und im Kampfe mit meinem Hunde recht nachdrücklich mein Vorurteil umwarf. Im Busch fällt es nicht auf, wie unglücklich dem Elefanten die Säulen an den Rumpf geschraubt sind, was im Tierpark jedem Besucher in die Augen sticht; im Busch fällt selbst die Giraffe nicht aus dem Rahmen, die trotz Roosevelt oft genug als Termitenhaufen oder toter Baum angesprochen und übersehen wird. Schön ist die Elenantilope, schön ist das zwerghafte Blauböckchen, schön ist eigentlich jedes Wild — schön und edel ist der Kudu. Weniger die Kuh, die mit ihrem hohen Widerrist, dem langen Halse und ihrer ganzen Haltung zu sehr dem Kamele ähnelt; desto prächtiger aber trägt sich der Bulle mit dem gewaltigen Schraubengehörne. Als Bauern unter dem Großwild betrachte ich die Kuhantilope, unter dem Kleinwild den Ducker. Pferde- und Oryxantilope gehören zu den Fürsten der Steppe. —

Sicherlich haben sich die Formen unserer Tierwelt, ihre Gesamterscheinung den Formen des afrikanischen Busches angepaßt. Und ich möchte glauben, daß diese Formen auch das krause, ewig unergründliche Gedankenleben des Eingeborenen beeinflußt und entwickelt haben.

Doch schnell zurück auf festen Boden! Unsere Eingeborenen sehen in Busch und Steppe nirgends eine gerade Linie. Was könnte man in Südwest den deutschen, kerzengerade gen Himmel strebenden Buchen, Tannen, Kiefern zur Seite stellen, an denen sich das Germanenauge geschult? Wohl nur die Fächerpalme und vereinzelte Tamboki-Bestände, aber die sind so selten, daß sie den Blick und das Gehirn des Schwarzen nicht erziehen konnten. Knorrig verwachsene, verzerrte Formen sind Trumpf in seiner Umgebung — ob sich sein völlig fehlender Sinn und Blick für die gerade Linie nicht daher ableiten läßt? Einen Tisch ordentlich in's Zimmer, einen Koffer gerade an die Wand zu stellen, einen Zügel nicht ein halb Dutzend mal verdreht einzuschnallen: das sind Künste, die selbst der bei Weißen aufgewachsene und erzogene Bambuse nur in den seltensten Fällen beherrscht, auch wenn wir von seiner angeborenen Gleichgültigkeit ganz absehen.

Eigentlich nur beim Glätten seines Pfeiles betätigt der Eingeborene aus Südwest Sinn für die gerade Linie. Und das fällt ihm schwer genug lange, lange schnitzelt er daran herum und muß die letzte Feile durch Einsetzen des Geschosses und Bogens ersetzen.

Um so bewunderungswürdiger arbeitet sein Auge im Busch. Ihm entgeht kein Stück Wild, zumal wenn ich seine Aufmerksamkeit durch einen gelegentlichen Rippenstoß wach halte und ihm von der Beute nichts abgebe, die ich zuerst erspäht. Leicht ist es nicht, die im Sonnenglast in Busch und Steppe verschwimmenden Formen der Tierwelt auszumachen!

— Mancher Naturkundige, Laie und Gelehrter, zuckt heute bei dem Worte „Schutzfärbung" ebenso schmerzhaft zusammen wie ein moderner Maler, von dem ich Porträtähnlichkeit verlange. Ich möchte mein Scherflein beitragen in Sachen der Schutzfärbung und meine im Busch erworbenen Eindrücke hier niederlegen. Ob ich Neues bringen werde, entzieht sich meiner Beurteilung, da ich mich zehn lange Jahre gar zu fern vom Büchermarkte umgetrieben habe.

Also: Das Haustier wird im Laufe der Geschlechter weiß, ohne daß diese Weißfärbung ein Entartungsmerkmal zu sein braucht; und ebenso ist Weiß die Endfarbe aller entarteten Haus- und freien Tiere. Mit anderen Worten: Wer die von den Ahnen überkommene Farbe nicht mehr notwendig braucht, bei dem spart sich die Natur die Ausgabe für Haarfärbemittel; und den Entarteten, dessen Fortbestand für die Arterhaltung nicht wünschenswert ist, den zeichnet sie mit blendendem Weiß, auf daß er so schnell wie möglich dem Raubtiere zum Opfer falle.

Demnach denkt sich die Natur also etwas dabei, (falls man so sagen darf), wenn sie jedem Tiere eine besondere Färbung schenkt. Sie ist eine gute Mutter, die für die Gesamtheit ihrer Kinder nur das Beste will; was kann sie anders beabsichtigen, als sie zu schützen, wenn sie sie bunt bemalt in den Kampf um's Dasein schickt? Wenn sie voller Absicht dem Haustiere und dem Entarteten diese Farbe vorenthält?

Die Gegner meiner Ansicht, und besonders diejenigen, die ihre Eindrücke am grünen Tische oder auf kurzer Reklame-Jagdfahrt gesammelt, fahren schweres Geschütz auf und sagen: Wenn die graue Oryx im Busch verschwindet, dann muß das grellbunte Zebra daneben und die Giraffe, der braune Kudu und der Rotbock desto auffallender aus dem Busche leuchten und dem Raubtiere in's Auge fallen. Roosevelt, dessen durchaus irrige Ausführungen den Schilling'schen Ansichten und Lichtbildern geradezu Hohn sprechen, haut kraftvoll in dieselbe Kerbe und fügt triumphierend hinzu, nie sei ihm die grelle Färbung des Zebras aufdringlicher in's Auge gefallen, als da er es an der Tränke erschreckt hin und herprellen sah.

Als ob die Natur so dumm wäre, Bewegung durch Schutzfärbung verdecken zu wollen! Nein, das versucht sie garnicht erst — Bewegung ist immer auf die weitesten Entfernungen zu erkennen, mag das Tier auch

noch so gut mit seiner Umgebung übereinstimmen. Wie oft habe ich auf viele, viele Kilometer Bewegung grau in grau ausgemacht, wie weit habe ich marschieren müssen, ehe ich an dem Gesamtbilde der Bewegung erkannte, welche Wildart ich vor mir hatte, und wie lange dauerte es dann noch, bis ich die Färbung zu erkennen vermochte! Geschützt soll nur das ruhende, das schlafende Tier sein und das ganz langsam schleichende: Raubtier, Schlange. Das wache, das äsende Wild schützt sich mit Lauscher, Licht, Windfang und der Schnelligkeit der Läufe.

Und die vielfarbige, angeblich so auffällige Buntheit des Tieres im angeblich einfarbigen Busch? Nun, der Farben sind in Wahrheit ja so unendlich viele, die erst in ihrem Zusammenklange die scheinbar eintönige Stimmung der Steppe hervorbringen*). Man suche nur, sehe nur richtig hin, und die scheinbar so völlig einfarbige Grassavanne entpuppt sich als grellbunt; man sehe nur die Großtrappe, die von Weiß über Rot bis Schwarzbraun alle nur denkbaren Farben trägt, auf jedem Untergrunde verschwinden — in leuchtend grünem Busch, auf rotem Lehm, auf gelbem oder grünem Grase fällt sie auch nicht im mindesten aus der allgemeinen Farbstimmung heraus.

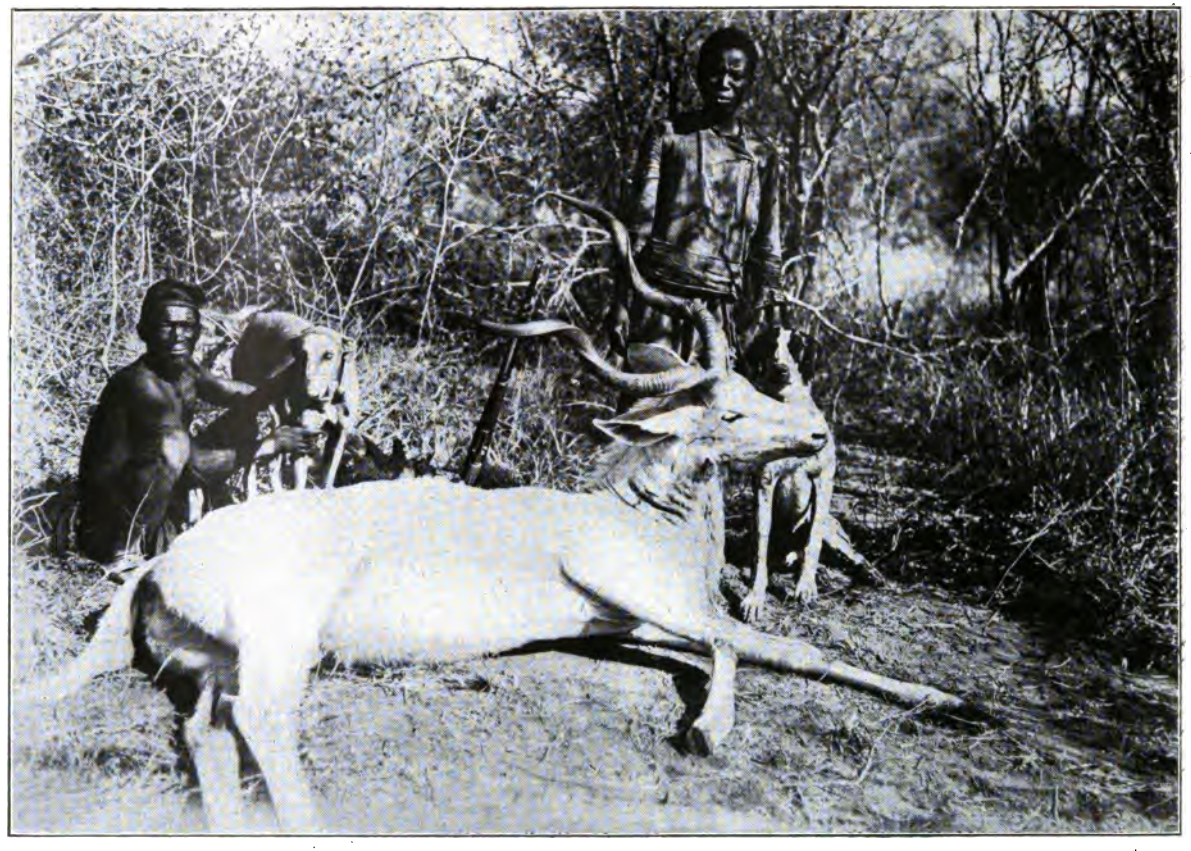
T. v. Held beschreibt (in anderem Zusammenhange) die angeblich so eintönige südafrikanische Steppe mit folgenden Worten:

„... Das ist ein Flimmern, ein Glitzern, ein Blenden von Baum und Strauch, von Blatt und Blüte, wie keine Phantasie es sich ausmalen kann. Grün, gelb, dunkel- und hellrot, braun und rosa, violett und silbern in hundert Tönungen, die schwer zu bestimmen sind, liegt das weite Feld vor uns."

Dies vertraute, scheinbar einfarbige Bild unserer Umgebung zergliedern wir deshalb nicht, weil es uns unwichtig erscheint, und weil es im wildesten Durcheinander aller Farben unsere Netzhaut trifft, die ihre Kräfte nicht verschwendet, sondern nur dann bewußt unterscheidet, wenn wir Nutzen davon haben, zumal eben solch Zergliedern in diesem Durcheinander für das Auge eine ausgesprochene Arbeit bedeuten würde.

*) Ein mir bekannter Maler sagte mir wörtlich: „So viel verschiedene Farben gibt es garnicht, wie ich brauche, eine einfarbig gelbe Grassteppe zu malen."

Weißer
Kudubulle
Schütze:
P.-S. Friedrich



noch so gut mit seiner Umgebung übereinstimmen. Wie oft habe ich auf viele, viele Kilometer Bewegung grau in grau ausgemacht, wie weit habe ich marschieren müssen, ehe ich an dem Gesamtbilde der Bewegung erkannte, welche Wildart ich vor mir hatte, und wie lange dauerte es dann noch, bis ich die Färbung zu erkennen vermochte! Geschützt soll nur das ruhende, das schlafende Tier sein und das ganz langsam schleichende: Raubtier, Schlange. Das wache, das äsende Wild schützt sich mit Lauscher, Licht, Windfang und der Schnelligkeit der Läufe.

Und die vielfarbige, angeblich so auffällige Buntheit des Tieres im angeblich einfarbigen Busch? Nun, der Farben sind in Wahrheit ja so unendlich viele, die erst in ihrem Zusammenklange die scheinbar eintönige Stimmung der Steppe hervorbringen*). Man suche nur, sehe nur richtig hin, und die scheinbar so völlig einfarbige Grassavanne entpuppt sich als grellbunt; man sehe nur die Großtrappe, die von Weiß über Rot bis Schwarzbraun alle nur denkbaren Farben trägt, auf jedem Untergrunde verschwinden — in leuchtend grünem Busch, auf rotem Lehm, auf gelbem oder grünem Grase fällt sie auch nicht im mindesten aus der allgemeinen Farbstimmung heraus.

T. v. Held beschreibt (in anderem Zusammenhange) die angeblich so eintönige südafrikanische Steppe mit folgenden Worten:

„... Das ist ein Flimmern, ein Glitzern, ein Blenden von Baum und Strauch, von Blatt und Blüte, wie keine Phantasie es sich ausmalen kann. Grün, gelb, dunkel- und hellrot, braun und rosa, violett und silbern in hundert Tönungen, die schwer zu bestimmen sind, liegt das weite Feld vor uns.“

Dies vertraute, scheinbar einfarbige Bild unserer Umgebung zergliedern wir deshalb nicht, weil es uns unwichtig erscheint, und weil es im wildesten Durcheinander aller Farben unsere Netzhaut trifft, die ihre Kräfte nicht verschwendet, sondern nur d[illegible] bewußt unterscheidet, wenn wir Nutzen davon haben, zumal eben [illegible]rgliedern in diesem Durcheinander für das Auge eine ausges[illegible]rbeit bedeuten würde.

*) Ein mir bekannter Male[illegible]rtlich: „So viel [illegible]erschiedene Farben gibt es garnicht, wie ich [illegible]ig gelbe Gra[illegible] malen.“

Weißer
Kudubulle
Schütze:
P.-S. Friedrich

Dasselbe ist es mit unserem Ohre und den Stimmen des Busches: Auch sie zergliedert das Ohr im allgemeinen nicht, sondern begnügt sich mit dem Gesamteindrucke „Rauschen“. Erwarte ich aber bestimmte Geräusche, ist mein Ohr auf gewisse, scharf umgrenzte Töne eingestellt, erwarte ich z. B. meine Leute, dann glaube ich unzählige Male fälschlich ihre Stimmen, den Schall von Trikten zu hören, erkenne also aus dem allgemeinen Rauschen einzelne Klangfarben, die zu unterscheiden für gewöhnlich mein Trommelfell sich sperrt. Oder sind die Ochsen weggelaufen, habe ich Jungen ausgeschickt, sie zu suchen, dann glaube ich — und ebenso meine Eingeborenen — so und so oft fälschlich das Läuten der Glocken zu hören, während in Wahrheit das Ohr aus dem Wirrwarr der verschiedensten Geräusche nur die Töne heraushebt, auf die es eingestellt ist.

Ebenso das Auge. Das vertraute Bild unserer Umgebung zergliedern wir nicht, weil es uns unwichtig erscheint. Und ebenso sehen wir andererseits Farben, oder vielmehr: glauben Farben zu sehen, die garnicht vorhanden sind. Es spielt uns da unser stolzes Gehirn einen Streich, entlastet den Sehnerv und belügt uns aus Rechthaberei und Oberflächlichkeit. Man sehe nur einen pechschwarzen Neger im Sonnenscheine: Wir wissen, daß er schwarz ist, und deshalb sehen wir ihn schwarz. Bis uns ein Lichtbild belehrt, daß im grellen Lichte die tiefschwarze Haut eben helle Strahlen zurückwirft, hell erscheint, oft fast weiß. Nun schauen wir genauer hin — siehe da, was wir bisher immer als schwarz sahen, das erkennen wir jetzt als hell, und zwar in Wirklichkeit, nicht etwa nur auf dem Bilde.

Ähnlich bei'm Streifen durch Busch und Steppe. In dem Durcheinander aller Farben finden wir das Grau der Oryx, das Braun des Kudu, Weiß und Schwarz des Tigerpferdes, Rot, Gelb und die übrigen Farben der sonstigen Bunten nur, wenn wir sie ausdrücklich suchen; für gewöhnlich aber lassen wir uns vom Auge ebenso täuschen wie oben beschrieben vom Ohre.

Die vielbunte Tierwelt verschwindet in der Ruhe vollkommen im Zusammenklange der Farben — wenigstens auf gewisse Entfernungen. Auf meinen Zeiß ist natürlich die Anpassung nicht eingestellt, das wäre zuviel verlangt. Wohl aber ist sie eingestellt auf die Grenze der Entfernungen, auf die ich mich durch unachtsame Geräusche verrate. Wer will denn leugnen, nicht hunderte von Malen das Wild erst dann gesehen zu haben, als es polternd flüchtig wurde? Anders, wenn ich auf der Fährte schleiche: Dann ist mein Auge eingestellt und aufmerksam, dann leistet der Sehnerv sein Bestes und — — erkennt auch jetzt das gesuchte Stück meist weit mehr an der Bewegung als an der Farbe. —

Noch nicht genügend aufgeklärt sind die Gesetze der Rückstrahlung weißen und farbigen Lichtes von farbigen Flächen. Tatsächlich glaubt man in grünem Dorne grüne, in braunem braune, auf rotem Lehm rote Oryxantilopen zu sehen.

Ich möchte einschalten, daß ich ganz besonders scharfe Augen mein eigen nenne; daß mein Auge in mehr denn achtjähriger Schulung im Busch wirklich sehen gelernt hat. Bei der ungeheuren Lichtflut Südwestafrikas bedarf es mindestens zweijährigen Lebens im Busche, um überhaupt erst sehen zu lernen, z. B. den grellweißen Flecken zwischen grellweißem Holze richtig als Widerschein auf einem schwarzen Oryxspieße anzusprechen, auch wenn man diesen Widerschein unvermutet erblickt und sonst von der ganzen Antilope nichts zu erkennen vermag. Wer wie Roosevelt nur ein paar kurze Monate durch Afrika geeilt ist und nur in Gegenden gejagt hat, in denen das Wild den Jäger in „aufdringlichen Scharen gleich zahmen Herden" umgibt, der ist nicht der Mann, Endgültiges über afrikanische Schutzfärbung zu schreiben. Er behauptet z. B. die Giraffe „stets sofort" gesehen zu haben und streitet ihr deshalb kühn jede Schutzfärbung und -Gestaltung ab. Nun ja, wenn sie sich wie ein grotesker Turm über den Horizont erhebt; sonst aber — — ? Schillings, der seine klassischen Beobachtungen in denselben Jagdgründen gesammelt, weist im „Zauber des Elelescho" immer wieder von Neuem darauf hin, wie gerade die Giraffe in Figur und Färbung ein Muster für Schutzanpassung ist! (Seite 364, 370, 375, 381 u. a.) And ein englischer Gewährsmann von Brehm schreibt:

„. . . Oft bin ich über die Anwesenheit von ganzen Trupps von Giraffen im Zweifel gewesen, bis ich zu meinem Fernglase Zuflucht nahm; sogar meine halbwilden Begleiter mußten bekennen, daß ihre scharfen Augen zuweilen getäuscht wurden; denn sie sahen bald jene verwitterten Stämme für Giraffen an und verwechselten wiederum wirkliche Giraffen mit hochbejahrten Bäumen".

Nächst der Giraffe zieht Roosevelt die Oryx heran, deren schwarzweißes Gesicht „stets" zum Verräter wurde: Nach meinen Erfahrungen ist sie niemals schwerer auszumachen, als wenn sie im Busch dem Jäger das Gesicht zukehrt. —

„Sollte die Buntheit des Wildes in seltenen Fällen mit der Umgebung übereinstimmen, so verschwimmt sie ja schon auf kurze Entfernung und muß wirkungslos werden" — sagen meine Gegner und glauben, einen Hauptschlag geführt zu haben. Natürlich verschwimmt sie, mit ihr aber auch gleichzeitig die Strahlung der Einzelfarben in der Umgebung. Kommen wir aber so nahe heran, daß unser mehr auf „Tier" als auf „Busch" eingestelltes Auge die Buntheit des Wildes erkennt, die Bemalung unterscheidet — nun, dann sind wir erstklassige Pürscher und haben gute Menschenaugen, dürfen deshalb aber nicht behaupten, es gäbe keine Schutzfärbung.

Wachtposten

Schließlich, ob denn unser Auge überhaupt geeignet ist, die Frage der Schutzfärbung endgültig zu entscheiden? Es ist doch sicherlich durch Kultur und Kunst umgeschaltet, abgeändert worden, ist auf die Farbenunterschiede der Kultur eingestellt — wie mag es aber mit den Sehern des Raubtieres bestellt sein, des Raubtieres, das keine Mode, keine Kunstpäpste kennt, die der urteilslosen Allgemeinheit ein hysterisches Sehen vorschreiben? Dessen Auge weder durch Sezession, Futurismus, Kubismus und Merzbilder gemartert und verbildet wird?

Sicherlich ist z. B. das Negerauge von unserem verschieden, sieht die Welt anders als wir — vielleicht so plastisch, wie wir durch ein scharfes Glas. Daß sein Sinn für Farbenunterschiede besser entwickelt ist als der unseres Auges, zeigt die Art, wie der Eingeborene seine Herde nicht zählt, sondern nur auf die Farben der einzelnen Tiere hin ansieht und im Kopfe behält. — Im Busch äugt der Schwarze vorzüglich, sofern er weitab von Mission und Truppe aufgewachsen ist, bedarf aber langer Berührung mit Weißen, soll er ein Bild, eine noch so klare Zeichnung seiner vertrauten Umgebung erkennen. Von meinen Kulturherero, die seit fünfzehn Jahren in steter Berührung mit Weißen gestanden, erkannte nicht einer das Lichtbild meines Hauses, in dem sie mich zwei Jahre lang bedient. Nur das an den Giebel genagelte Kudugehörn fiel ihnen auf, und so behaupteten sie denn, das Bild stelle nicht mein Haus, sondern — — einen Kudu dar.

— — Eine natürliche Auslese und damit eine Züchtung von Schutzfarben muß doch stattgehabt haben, es können doch nur unauffällige Farben überdauern! Andernfalls müßte doch das Raubtier eine auffällig gezeichnete Wildart ausrotten und vom Erdboden vertilgen. Unter den großen Bunten ist mir nicht eine einzige Art bekannt, die etwa, wie zu erwarten wäre, durch beschleunigte Vermehrung den Nachteil auffallender Färbung wieder wett machte. —

Durch Auslese und Anpassung wurden Laubfrosch und Baumschlange grün, schwarz der Maulwurf, bunt der Schmetterling im Blütenmeere. Und wem es gegeben war, auf flüchtiger Sohle dahinzueilen, dem wurden in Anpassung an die stets wechselnde Umgebung verschwommene Farben zu Teil oder, was im Erfolg auf dasselbe hinauskommt, vielfarbige Buntheit. Das Beste überdauerte und stellt sich heute als Schutzfärbung dar. — Die Buntheit des Zebras, der Giraffe, ist in ihrer Wirkung dasselbe, wie das Weiß des Polarhasen und -Bären; gesteht man dem Eisbären Schutzanpassung und Schutzfärbung zu, dann muß man für unser buntes Wild die gleichen Gesetze gelten lassen; nur darf man nicht vom grünen

Tisch aus verbreiten, wie man sich die Sache denkt, sondern soll mit offenen Augen durch den Busch streifen, unbeeinflußt von dem amerikanischen Reklamehelden. — Im Gegensatz zu ihm sagt Schillings:

„Ganz erstaunlich ist die Tatsache, daß die so auffallende schwarz-weiß gestreifte Färbung des Zebras ihre Träger in keiner Weise von der sie umgebenden Landschaft abhebt. Je nach der Beleuchtung sehen Zebras ganz verschieden gefärbt, bis zum einfarbigen Grau aus; aber selbst da, wo ihre schwarz-weiße Färbung auf nähere Entfernung zur Geltung kommen könnte, verschwimmt das Tier in ganz außerordentlichem Maße mit der Farbe der Steppe. . . . Zebra, Leopard und Giraffe scheinen so auffallend gefärbt, daß man unwillkürlich erwartet, sie auch in ihrer Heimat mit Leichtigkeit wahrnehmen zu können . . . Sie passen sich so vollkommen ihrer Umgebung an, daß sie vollkommen in ihr verschwinden und mit Leichtigkeit übersehen werden können. . . . Je nach Beleuchtung, je nach der Stellung der Sonne aber verschwinden Zebra, Leopard und Giraffe so harmonisch in ihrer Umgebung, daß selbst auf naheste Entfernung das menschliche Auge getäuscht werden kann."

Woher aber die tatsächlich vorhandene, ganz besonders ausgeprägte Schutzfärbung bei Pflanzenfressern, die gar keinen Feind kennen, bei Elefant und Nashorn? Der Mensch ist wohl erst so spät als Gegner dieser Riesen auf den Plan getreten, daß er ihre Färbung nicht hat beeinflussen können. Und diese Schutzfärbung ist wirklich vorhanden, nicht, wie schon gesagt, äußerlich durch Schlamm aufgetragen; wie könnte denn eine Schlammkruste drei bis vier Tage lang unserer trockenen Luft, den Angriffen von Dornen widerstehen? Und in der Regenzeit? Wie denkt sich der Apostel jener unüberlegten Behauptung da den Schlammpanzer? Er ist von so kurzer Lebensdauer, daß ich ihn immer nur in unmittelbarer Nähe der Regentümpel beobachtet habe; trocken verschwindet er ebenso schnell wie in einem Platzregen. Die von mir gestreckten Elefanten waren alle so sauber, daß ich mich nur eines einzigen Bullen erinnern kann, von dessen Schwarte im Schuß ein kleines Staubwölkchen aufwirbelte. — Woher also die Schutzfärbung bei Elefant und Nashorn? Ich weiß es nicht, mögen Klügere diese Frage entscheiden.

Boelsche gibt den Sauriern schon vielgrelle Buntheit. Im Hinblick auf Krokodil und Haifisch läßt sich über die Frage streiten, möchte ich meinen. Und ist's nicht wunderbar, daß gerade die ältesten Anklänge an verschollene Tiergeschlechter, daß Elefant, Nashorn und Flußpferd so unauffällig gefärbt sind? Vom Schwein, Schnabeltier und anderen uralten Kleinen müssen wir absehen, denn für sie war im Gegensatze zu jenen Großen eine etwaige Umfärbung oder Schutzanpassung vielleicht Daseinsbedingung. — —

Ein schlagender Beweis für das Vorhandensein einer Schutzfärbung liegt in den Jugendfarben vieler Wildkälber. Die liegen in den ersten

Lebenswochen fest im Busch, sind einfarbig und daher so geschützt, daß ich selbst einmal auf ein Oryxkalb treten konnte, das ich für einen abgewaschenen Termitenhügel hielt; allerdings war meine Aufmerksamkeit durch die unweit äsende Herde gefesselt. Wachsen die Kälber heran, stählen sich Läufe und Sinne, dann beginnt die Umfärbung; dann tritt bewußter Selbstschutz an die Stelle hilfloser Anpassung an das Lager.

Andererseits, und das ist nicht weniger bezeichnend, behalten Rotbock und Ducker ihr ganzes Leben lang die ursprüngliche Jugendfarbe, da sie auch als ausgewachsene Tiere bei Gefahr im Vertrauen auf die Schutzfärbung nach Art der Kitze ruhig sitzen bleiben und flach an den Boden gepreßt erwarten, der Feind werde sie übersehen.

Schließlich beweisen doch die Tiere, die gleich dem Chamäleon, Gekko usw. ihre Farbe willkürlich der jeweiligen Umgebung anpassen, einwandfrei das Bestreben der Natur, ihre Kinder durch Schutzfärbung zu sichern.

Der Einwurf, die Mehrzahl der Raubtiere sei nicht Augen- sondern Nasentiere, denen gegenüber die Schutzfarbe keinen Nutzen habe, wiegt nicht sehr schwer, da bei Windstille und ebenso bei unseren regelmäßigen starken Winden die Witterung nur zeitweilig zum Verräter werden kann. Auch ist doch gerade Afrika das Land der Augenraubtiere, der kleinen und großen Katzen. —

An Schreckfarben möchte ich nicht glauben. Ähnlichkeiten mit gift- oder stachelbewährtem Getier mögen durch Auslese aus zufälliger Anlage entstanden sein. Und was sollte dem Raubtiere die Schreckfarbe nützen? Wenn die bunten Katzen nur auf die Beute angewiesen wären, die sich allein durch den bloßen Anblick der Räuber bewegungslos bannen ließe, dann wäre der letzte Leopard mit allen seinen Anverwandten binnen 14 Tagen verhungert. Nein, sein buntes Kleid fällt bei *langsamem* Anschleichen so wenig auf, wie die bunte Haut der Schlange, ist reine, mittelbare *Schutzfarbe*; zum Zugreifen aber müssen sich beide blitzschnell vorwärtsschnellen. Die Buntheit verdeckt allerlangsamste Bewegung nur auf gewisse Entfernung; „das Hypnotisiert-Sein“ des Beutetieres ist wohl weiter nichts als ein Übersehen des mittelbar schutzgefärbten Räubers, und jedes Tier sucht sein Heil in schleunigster Flucht, hat es den in noch so schauerliche Schreckfarben gekleideten Feind eräugt: Die Schreckfarbe soll

Ein wunderschönes Wild ist die Pala. In seiner Art ist überhaupt jedes Wild schön, aber man muß die Tiere im Busch sehen, in freier Wildbahn, nicht im Tiergarten. Im Busch ist selbst die Hyäne nicht immer häßlich: Ich entsinne mich eines alten braunen Rüden, der bei Vollmond das ausgelegte Luder annahm und im Kampfe mit meinem Hunde recht nachdrücklich mein Vorurteil umwarf. Im Busch fällt es nicht auf, wie unglücklich dem Elefanten die Säulen an den Rumpf geschraubt sind, was im Tierpark jedem Besucher in die Augen sticht; im Busch fällt selbst die Giraffe nicht aus dem Rahmen, die trotz Roosevelt oft genug als Termitenhaufen oder toter Baum angesprochen und übersehen wird. Schön ist die Elenantilope, schön ist das zwerghafte Blauböckchen, schön ist eigentlich jedes Wild — schön und edel ist der Kudu. Weniger die Kuh, die mit ihrem hohen Widerrist, dem langen Halse und ihrer ganzen Haltung zu sehr dem Kamele ähnelt; desto prächtiger aber trägt sich der Bulle mit dem gewaltigen Schraubengehörne. Als Bauern unter dem Großwild betrachte ich die Kuhantilope, unter dem Kleinwild den Ducker. Pferde- und Oryxantilope gehören zu den Fürsten der Steppe. —

Sicherlich haben sich die Formen unserer Tierwelt, ihre Gesamterscheinung den Formen des afrikanischen Busches angepaßt. Und ich möchte glauben, daß diese Formen auch das krause, ewig unergründliche Gedankenleben des Eingeborenen beeinflußt und entwickelt haben.

Doch schnell zurück auf festen Boden! Unsere Eingeborenen sehen in Busch und Steppe nirgends eine gerade Linie. Was könnte man in Südwest den deutschen, kerzengerade gen Himmel strebenden Buchen, Tannen, Kiefern zur Seite stellen, an denen sich das Germanenauge geschult? Wohl nur die Fächerpalme und vereinzelte Tamboti-Bestände, aber die sind so selten, daß sie den Blick und das Gehirn des Schwarzen nicht erziehen konnten. Knorrig verwachsene, verzerrte Formen sind Trumpf in seiner Umgebung — ob sich sein völlig fehlender Sinn und Blick für die gerade Linie nicht daher ableiten läßt? Einen Tisch ordentlich in's Zimmer, einen Koffer gerade an die Wand zu stellen, einen Zügel nicht ein halb Dutzend mal verdreht einzuschnallen: das sind Künste, die selbst der bei Weißen aufgewachsene und erzogene Bambuse nur in den seltensten Fällen beherrscht, auch wenn wir von seiner angeborenen Gleichgültigkeit ganz absehen.

Eigentlich nur beim Glätten seines Pfeiles betätigt der Eingeborene aus Südwest Sinn für die gerade Linie. Und das fällt ihm schwer genug lange, lange schnitzelt er daran herum und muß die letzte Feile durch Einsetzen des Geschosses und Bogens ersetzen.

Am so bewunderungswürdiger arbeitet sein Auge im Busch. Ihm entgeht kein Stück Wild, zumal wenn ich seine Aufmerksamkeit durch einen gelegentlichen Rippenstoß wach halte und ihm von der Beute nichts abgebe, die ich zuerst erspäht. Leicht ist es nicht, die im Sonnenglast in Busch und Steppe verschwimmenden Formen der Tierwelt auszumachen!

— Mancher Naturkundige, Laie und Gelehrter, zuckt heute bei dem Worte „Schutzfärbung" ebenso schmerzhaft zusammen wie ein moderner Maler, von dem ich Porträtähnlichkeit verlange. Ich möchte mein Scherflein beitragen in Sachen der Schutzfärbung und meine im Busch erworbenen Eindrücke hier niederlegen. Ob ich Neues bringen werde, entzieht sich meiner Beurteilung, da ich mich zehn lange Jahre gar zu fern vom Büchermarkte umgetrieben habe.

Also: Das Haustier wird im Laufe der Geschlechter weiß, ohne daß diese Weißfärbung ein Entartungsmerkmal zu sein braucht; und ebenso ist Weiß die Endfarbe aller entarteten Haus- und freien Tiere. Mit anderen Worten: Wer die von den Ahnen überkommene Farbe nicht mehr notwendig braucht, bei dem spart sich die Natur die Ausgabe für Haarfärbemittel; und den Entarteten, dessen Fortbestand für die Arterhaltung nicht wünschenswert ist, den zeichnet sie mit blendendem Weiß, auf daß er so schnell wie möglich dem Raubtiere zum Opfer falle.

Demnach denkt sich die Natur also etwas dabei, (falls man so sagen darf), wenn sie jedem Tiere eine besondere Färbung schenkt. Sie ist eine gute Mutter, die für die Gesamtheit ihrer Kinder nur das Beste will; was kann sie anders beabsichtigen, als sie zu schützen, wenn sie sie bunt bemalt in den Kampf um's Dasein schickt? Wenn sie voller Absicht dem Haustiere und dem Entarteten diese Farbe vorenthält?

Die Gegner meiner Ansicht, und besonders diejenigen, die ihre Eindrücke am grünen Tische oder auf kurzer Reklame-Jagdfahrt gesammelt, fahren schweres Geschütz auf und sagen: Wenn die graue Oryx im Busch verschwindet, dann muß das grellbunte Zebra daneben und die Giraffe, der braune Kudu und der Rotbock desto auffallender aus dem Busche leuchten und dem Raubtiere in's Auge fallen. Roosevelt, dessen durchaus irrige Ausführungen den Schilling'schen Ansichten und Lichtbildern geradezu Hohn sprechen, haut kraftvoll in dieselbe Kerbe und fügt triumphierend hinzu, nie sei ihm die grelle Färbung des Zebras aufdringlicher in's Auge gefallen, als da er es an der Tränke erschreckt hin und herprellen sah.

Als ob die Natur so dumm wäre, Bewegung durch Schutzfärbung verdecken zu wollen! Nein, das versucht sie garnicht erst — Bewegung ist immer auf die weitesten Entfernungen zu erkennen, mag das Tier auch

noch so gut mit seiner Umgebung übereinstimmen. Wie oft habe ich auf viele, viele Kilometer Bewegung grau in grau ausgemacht, wie weit habe ich marschieren müssen, ehe ich an dem Gesamtbilde der Bewegung erkannte, welche Wildart ich vor mir hatte, und wie lange dauerte es dann noch, bis ich die Färbung zu erkennen vermochte! Geschützt soll nur das ruhende, das schlafende Tier sein und das ganz langsam schleichende: Raubtier, Schlange. Das wache, das äsende Wild schützt sich mit Lauscher, Licht, Windfang und der Schnelligkeit der Läufe.

Und die vielfarbige, angeblich so auffällige Buntheit des Tieres im angeblich einfarbigen Busch? Nun, der Farben sind in Wahrheit ja so unendlich viele, die erst in ihrem Zusammenklange die scheinbar eintönige Stimmung der Steppe hervorbringen*). Man suche nur, sehe nur richtig hin, und die scheinbar so völlig einfarbige Grassavanne entpuppt sich als grellbunt; man sehe nur die Großtrappe, die von Weiß über Rot bis Schwarzbraun alle nur denkbaren Farben trägt, auf jedem Untergrunde verschwinden — in leuchtend grünem Busch, auf rotem Lehm, auf gelbem oder grünem Grase fällt sie auch nicht im mindesten aus der allgemeinen Farbstimmung heraus.

T. v. Held beschreibt (in anderem Zusammenhange) die angeblich so eintönige südafrikanische Steppe mit folgenden Worten:

„... Das ist ein Flimmern, ein Glitzern, ein Blenden von Baum und Strauch, von Blatt und Blüte, wie keine Phantasie es sich ausmalen kann. Grün, gelb, dunkel- und hellrot, braun und rosa, violett und silbern in hundert Tönungen, die schwer zu bestimmen sind, liegt das weite Feld vor uns."

Dies vertraute, scheinbar einfarbige Bild unserer Umgebung zergliedern wir deshalb nicht, weil es uns unwichtig erscheint, und weil es im wildesten Durcheinander aller Farben unsere Netzhaut trifft, die ihre Kräfte nicht verschwendet, sondern nur dann bewußt unterscheidet, wenn wir Nutzen davon haben, zumal eben solch Zergliedern in diesem Durcheinander für das Auge eine ausgesprochene Arbeit bedeuten würde.

*) Ein mir bekannter Maler sagte mir wörtlich: „So viel verschiedene Farben gibt es garnicht, wie ich brauche, eine einfarbig gelbe Grassteppe zu malen."

Weißer
Kudubulle
Schütze:
P.-S. Friedrich

Dasselbe ist es mit unserem Ohre und den Stimmen des Busches: Auch sie zergliedert das Ohr im allgemeinen nicht, sondern begnügt sich mit dem Gesamteindrucke „Rauschen“. Erwarte ich aber bestimmte Geräusche, ist mein Ohr auf gewisse, scharf umgrenzte Töne eingestellt, erwarte ich z. B. meine Leute, dann glaube ich unzählige Male fälschlich ihre Stimmen, den Schall von Trikten zu hören, erkenne also aus dem allgemeinen Rauschen einzelne Klangfarben, die zu unterscheiden für gewöhnlich mein Trommelfell sich spart. Oder sind die Ochsen weggelaufen, habe ich Jungen ausgeschickt, sie zu suchen, dann glaube ich — und ebenso meine Eingeborenen — so und so oft fälschlich das Läuten der Glocken zu hören, während in Wahrheit das Ohr aus dem Wirrwarr der verschiedensten Geräusche nur die Töne heraushebt, auf die es eingestellt ist.

Ebenso das Auge. Das vertraute Bild unserer Umgebung zergliedern wir nicht, weil es uns unwichtig erscheint. Und ebenso sehen wir andererseits Farben, oder vielmehr: glauben Farben zu sehen, die garnicht vorhanden sind. Es spielt uns da unser stolzes Gehirn einen Streich, entlastet den Sehnerv und belügt uns aus Rechthaberei und Oberflächlichkeit. Man sehe nur einen pechschwarzen Neger im Sonnenscheine: Wir wissen, daß er schwarz ist, und deshalb sehen wir ihn schwarz. Bis uns ein Lichtbild belehrt, daß im grellen Lichte die tiefschwarze Haut eben helle Strahlen zurückwirft, hell erscheint, oft fast weiß. Nun schauen wir genauer hin — siehe da, was wir bisher immer als schwarz sahen, das erkennen wir jetzt als hell, und zwar in Wirklichkeit, nicht etwa nur auf dem Bilde.

Ähnlich bei'm Streifen durch Busch und Steppe. In dem Durcheinander aller Farben finden wir das Grau der Oryx, das Braun des Kudu, Weiß und Schwarz des Tigerpferdes, Rot, Gelb und die übrigen Farben der sonstigen Bunten nur, wenn wir sie ausdrücklich suchen; für gewöhnlich aber lassen wir uns vom Auge ebenso täuschen wie oben beschrieben vom Ohre.

Die vielbunte Tierwelt verschwindet in der Ruhe vollkommen im Zusammenklange der Farben — wenigstens auf gewisse Entfernungen. Auf meinen Zeiß ist natürlich die Anpassung nicht eingestellt, das wäre zuviel verlangt. Wohl aber ist sie eingestellt auf die Grenze der Entfernungen, auf die ich mich durch unachtsame Geräusche verrate. Wer will denn leugnen, nicht hunderte von Malen das Wild erst dann gesehen zu haben, als es polternd flüchtig wurde? Anders, wenn ich auf der Fährte schleiche: Dann ist mein Auge eingestellt und aufmerksam, dann leistet der Sehnerv sein Bestes und — — erkennt auch jetzt das gesuchte Stück meist weit mehr an der Bewegung als an der Farbe. —

Noch nicht genügend aufgeklärt sind die Gesetze der Rückstrahlung weißen und farbigen Lichtes von farbigen Flächen. Tatsächlich glaubt man in grünem Dorne grüne, in braunem braune, auf rotem Lehm rote Oryxantilopen zu sehen.

Ich möchte einschalten, daß ich ganz besonders scharfe Augen mein eigen nenne; daß mein Auge in mehr denn achtjähriger Schulung im Busch wirklich sehen gelernt hat. Bei der ungeheuren Lichtflut Südwestafrikas bedarf es mindestens zweijährigen Lebens im Busche, um überhaupt erst sehen zu lernen, z. B. den grellweißen Flecken zwischen grellweißem Holze richtig als Widerschein auf einem schwarzen Oryxspieße anzusprechen, auch wenn man diesen Widerschein unvermutet erblickt und sonst von der ganzen Antilope nichts zu erkennen vermag. Wer wie Roosevelt nur ein paar kurze Monate durch Afrika geeilt ist und nur in Gegenden gejagt hat, in denen das Wild den Jäger in „aufdringlichen Scharen gleich zahmen Herden" umgibt, der ist nicht der Mann, Endgültiges über afrikanische Schutzfärbung zu schreiben. Er behauptet z. B. die Giraffe „stets sofort" gesehen zu haben und streitet ihr deshalb kühn jede Schutzfärbung und -Gestaltung ab. Nun ja, wenn sie sich wie ein grotesker Turm über den Horizont erhebt; sonst aber — — ? Schillings, der seine klassischen Beobachtungen in denselben Jagdgründen gesammelt, weist im „Zauber des Elelescho" immer wieder von Neuem darauf hin, wie gerade die Giraffe in Figur und Färbung ein Muster für Schutzanpassung ist! (Seite 364, 370, 375, 381 u. a.) Und ein englischer Gewährsmann von Brehm schreibt:

„. . . Oft bin ich über die Anwesenheit von ganzen Trupps von Giraffen im Zweifel gewesen, bis ich zu meinem Fernglase Zuflucht nahm; sogar meine halbwilden Begleiter mußten bekennen, daß ihre scharfen Augen zuweilen getäuscht wurden; denn sie sahen bald jene verwitterten Stämme für Giraffen an und verwechselten wiederum wirkliche Giraffen mit hochbejahrten Bäumen".

Nächst der Giraffe zieht Roosevelt die Oryx heran, deren schwarzweißes Gesicht „stets" zum Verräter wurde: Nach meinen Erfahrungen ist sie niemals schwerer auszumachen, als wenn sie im Busch dem Jäger das Gesicht zukehrt. —

„Sollte die Buntheit des Wildes in seltenen Fällen mit der Umgebung übereinstimmen, so verschwimmt sie ja schon auf kurze Entfernung und muß wirkungslos werden" — sagen meine Gegner und glauben, einen Hauptschlag geführt zu haben. Natürlich verschwimmt sie, mit ihr aber auch gleichzeitig die Strahlung der Einzelfarben in der Umgebung. Kommen wir aber so nahe heran, daß unser mehr auf „Tier" als auf „Busch" eingestelltes Auge die Buntheit des Wildes erkennt, die Bemalung unterscheidet — nun, dann sind wir erstklassige Pürscher und haben gute Menschenaugen, dürfen deshalb aber nicht behaupten, es gäbe keine Schutzfärbung.

Schließlich, ob denn unser Auge überhaupt geeignet ist, die Frage der Schutzfärbung endgültig zu entscheiden? Es ist doch sicherlich durch Kultur und Kunst umgeschaltet, abgeändert worden, ist auf die Farbenunterschiede der Kultur eingestellt — wie mag es aber mit den Sehern des Raubtieres bestellt sein, des Raubtieres, das keine Mode, keine Kunstpäpste kennt, die der urteilslosen Allgemeinheit ein hysterisches Sehen vorschreiben? Dessen Auge weder durch Sezession, Futurismus, Kubismus und Merzbilder gemartert und verbildet wird?

Sicherlich ist z. B. das Negerauge von unserem verschieden, sieht die Welt anders als wir — vielleicht so plastisch, wie wir durch ein scharfes Glas. Daß sein Sinn für Farbenunterschiede besser entwickelt ist als der unseres Auges, zeigt die Art, wie der Eingeborene seine Herde nicht zählt, sondern nur auf die Farben der einzelnen Tiere hin ansieht und im Kopfe behält. — Im Busch taugt der Schwarze vorzüglich, sofern er weitab von Mission und Truppe aufgewachsen ist, bedarf aber langer Berührung mit Weißen, soll er ein Bild, eine noch so klare Zeichnung seiner vertrauten Umgebung erkennen. Von meinen Kulturherero, die seit fünfzehn Jahren in steter Berührung mit Weißen gestanden, erkannte nicht einer das Lichtbild meines Hauses, in dem sie mich zwei Jahre lang bedient. Nur das an den Giebel genagelte Kudugehörn fiel ihnen auf, und so behaupteten sie denn, das Bild stelle nicht mein Haus, sondern — — einen Kudu dar.

— — Eine natürliche Auslese und damit eine Züchtung von Schutzfarben muß doch stattgehabt haben, es können doch nur unauffällige Farben überdauern! Andernfalls müßte doch das Raubtier eine auffällig gezeichnete Wildart ausrotten und vom Erdboden vertilgen. Unter den großen Bunten ist mir nicht eine einzige Art bekannt, die etwa, wie zu erwarten wäre, durch beschleunigte Vermehrung den Nachteil auffallender Färbung wieder wett machte. —

Durch Auslese und Anpassung wurden Laubfrosch und Baumschlange grün, schwarz der Maulwurf, bunt der Schmetterling im Blütenmeere. Und wem es gegeben war, auf flüchtiger Sohle dahinzueilen, dem wurden in Anpassung an die stets wechselnde Umgebung verschwommene Farben zu Teil oder, was im Erfolg auf dasselbe hinauskommt, vielfarbige Buntheit. Das Beste überdauerte und stellt sich heute als Schutzfärbung dar. — Die Buntheit des Zebras, der Giraffe, ist in ihrer Wirkung dasselbe, wie das Weiß des Polarhasen und -Bären; gesteht man dem Eisbären Schutzanpassung und Schutzfärbung zu, dann muß man für unser buntes Wild die gleichen Gesetze gelten lassen; nur darf man nicht vom grünen

Tisch aus verbreiten, wie man sich die Sache denkt, sondern soll mit offenen Augen durch den Busch streifen, unbeeinflußt von dem amerikanischen Reklamehelden. — Im Gegensatz zu ihm sagt Schillings:

„Ganz erstaunlich ist die Tatsache, daß die so auffallende schwarz-weiß gestreifte Färbung des Zebras ihre Träger in keiner Weise von der sie umgebenden Landschaft abhebt. Je nach der Beleuchtung sehen Zebras ganz verschieden gefärbt, bis zum einfarbigen Grau aus; aber selbst da, wo ihre schwarz-weiße Färbung auf nähere Entfernung zur Geltung kommen könnte, verschwimmt das Tier in ganz außerordentlichem Maße mit der Farbe der Steppe. . . . Zebra, Leopard und Giraffe scheinen so auffallend gefärbt, daß man unwillkürlich erwartet, sie auch in ihrer Heimat mit Leichtigkeit wahrnehmen zu können . . . Sie passen sich so vollkommen ihrer Umgebung an, daß sie vollkommen in ihr verschwinden und mit Leichtigkeit übersehen werden können. . . . Je nach Beleuchtung, je nach der Stellung der Sonne aber verschwinden Zebra, Leopard und Giraffe so harmonisch in ihrer Umgebung, daß selbst auf naheste Entfernung das menschliche Auge getäuscht werden kann."

Woher aber die tatsächlich vorhandene, ganz besonders ausgeprägte Schutzfärbung bei Pflanzenfressern, die gar keinen Feind kennen, bei Elefant und Nashorn? Der Mensch ist wohl erst so spät als Gegner dieser Riesen auf den Plan getreten, daß er ihre Färbung nicht hat beeinflussen können. Und diese Schutzfärbung ist wirklich vorhanden, nicht, wie schon gesagt, äußerlich durch Schlamm aufgetragen; wie könnte denn eine Schlammkruste drei bis vier Tage lang unserer trockenen Luft, den Angriffen von Dornen widerstehen? Und in der Regenzeit? Wie denkt sich der Apostel jener unüberlegten Behauptung da den Schlammpanzer? Er ist von so kurzer Lebensdauer, daß ich ihn immer nur in unmittelbarer Nähe der Regentümpel beobachtet habe; trocken verschwindet er ebenso schnell wie in einem Platzregen. Die von mir gestreckten Elefanten waren alle so sauber, daß ich mich nur eines einzigen Bullen erinnern kann, von dessen Schwarte im Schuß ein kleines Staubwölkchen aufwirbelte. — Woher also die Schutzfärbung bei Elefant und Nashorn? Ich weiß es nicht, mögen Klügere diese Frage entscheiden.

Boelsche gibt den Sauriern schon vielgrelle Buntheit. Im Hinblick auf Krokodil und Haifisch läßt sich über die Frage streiten, möchte ich meinen. Und ist's nicht wunderbar, daß gerade die ältesten Anklänge an verschollene Tiergeschlechter, daß Elefant, Nashorn und Flußpferd so unauffällig gefärbt sind? Vom Schwein, Schnabeltier und anderen uralten Kleinen müssen wir absehen, denn für sie war im Gegensatze zu jenen Großen eine etwaige Umfärbung oder Schutzanpassung vielleicht Daseinsbedingung. — —

Ein schlagender Beweis für das Vorhandensein einer Schutzfärbung liegt in den Jugendfarben vieler Wildkälber. Die liegen in den ersten

Lebenswochen fest im Busch, sind einfarbig und daher so geschützt, daß ich selbst einmal auf ein Oryxkalb treten konnte, das ich für einen abgewaschenen Termitenhügel hielt; allerdings war meine Aufmerksamkeit durch die unweit äsende Herde gefesselt. Wachsen die Kälber heran, stählen sich Läufe und Sinne, dann beginnt die Umfärbung; dann tritt bewußter Selbstschutz an die Stelle hilfloser Anpassung an das Lager.

Andererseits, und das ist nicht weniger bezeichnend, behalten Rotbock und Ducker ihr ganzes Leben lang die ursprüngliche Jugendfarbe, da sie auch als ausgewachsene Tiere bei Gefahr im Vertrauen auf die Schutzfärbung nach Art der Kitze ruhig sitzen bleiben und flach an den Boden gepreßt erwarten, der Feind werde sie übersehen.

Schließlich beweisen doch die Tiere, die gleich dem Chamäleon, Gekko usw. ihre Farbe willkürlich der jeweiligen Umgebung anpassen, einwandfrei das Bestreben der Natur, ihre Kinder durch Schutzfärbung zu sichern.

Der Einwurf, die Mehrzahl der Raubtiere sei nicht Augen- sondern Nasentiere, denen gegenüber die Schutzfarbe keinen Nutzen habe, wiegt nicht sehr schwer, da bei Windstille und ebenso bei unseren regelmäßigen starken Winden die Witterung nur zeitweilig zum Verräter werden kann. Auch ist doch gerade Afrika das Land der Augenraubtiere, der kleinen und großen Katzen. —

An Schreckfarben möchte ich nicht glauben. Ähnlichkeiten mit gift- oder stachelbewährtem Getier mögen durch Auslese aus zufälliger Anlage entstanden sein. Und was sollte dem Raubtiere die Schreckfarbe nützen? Wenn die bunten Katzen nur auf die Beute angewiesen wären, die sich allein durch den bloßen Anblick der Räuber bewegungslos bannen ließe, dann wäre der letzte Leopard mit allen seinen Anverwandten binnen 14 Tagen verhungert. Nein, sein buntes Kleid fällt bei langsamem Anschleichen so wenig auf, wie die bunte Haut der Schlange, ist reine, mittelbare Schutzfarbe; zum Zugreifen aber müssen sich beide blitzschnell vorwärtsschnellen. Die Buntheit verdeckt allerlangsamste Bewegung nur auf gewisse Entfernung; „das Hypnotisiert-Sein“ des Beutetieres ist wohl weiter nichts als ein Übersehen des mittelbar schutzgefärbten Räubers, und jedes Tier sucht sein Heil in schleunigster Flucht, hat es den in noch so schauerliche Schreckfarben gekleideten Feind eräugt: Die Schreckfarbe soll

den Räuber verbergen, nicht das Opfer schrecken. — In seinem „Tierreich“ weist Prof. Heck auf die vorzügliche Anpassung gerade der bunten Katzen besonders hin.

Die erdfarbenen Wildkälber bleiben, wie gesagt, während der ersten Lebenswochen still im Busche liegen, während die Mutter mit der Herde geht. Bis zu 6 km bin ich einzelnen Oryxkühen gefolgt, die sich von der Herde trennten und zum Kalbe zogen, es betreuten und wieder zur Herde eilten. Mit beginnender Umfärbung folgt das Kalb der Mutter, die vorläufig allein geht; später schließen sich beide einer Herde an. Das Oryxkalb wird mit 2 cm langen, nach hinten gebogenen Hörnchen geboren, deren Spitzen durch einen kugeligen Knubbel gesichert sind, der sich erst verliert, wenn das Tier fast ausgewachsen ist. Die äußerste Hornschicht

entspricht dem Baste des Hirschgewichtes und verliert in seinen letzten Resten sich oft erst mit Ablauf des zweiten Lebensjahres — durch Absplittern bei gelegentlichen, mehr oder weniger harmlosen Raufereien. Ein ausgesprochenes Fegen, das ja auch unnötig ist, habe ich nie beobachtet; höchstens, daß in augenscheinlichem Übermute einem Baume ein paar spielerische Hiebe versetzt wurden. — Bei wenige Tage alten Kuhantilopen — und Kudukälbchen habe ich gleichfalls schon kleine Hörnchen gesehen.

— — Einst lockte mich im Morgengrauen das Klagen eines Kitzes aus meiner Deckung in die freie Fläche: In weitem Kreise floh ein Rotkitz vor einem kräftigen Schakale dahin. Noch ehe ich einen Schuß auf den Räuber anbringen konnte, kam die Mutter herangesaust und hieb dem Strauchritter mit dem Vorderlauf eins auf die Nase, blitzschnell zwischen dem verfolgten Kitz und dem Schakal hindurchspringend. Drei-, viermal wiederholte sie den Hieb, bis der Gauch unmittelbar vor mir verhoffte, mit dem Laufe sich die blutige Nase wischend. Und nun ging die mutige Ricke gar zum Angriff vor, und wenn es sich auch wohl nur um ein Scheinmanöver handelte, so zog der Räuber doch einen geordneten Rückzug vor, machte Kehrt und entsprang. Aber ach, nun trat ein neuer Feind an, für den ich mich hier ausdrücklich schäme: „Seelchen“, mein sonst so kreuzbraver Schweißhund, verfiel in längst überwundene Jugendtorheiten zurück und prellte der Ricke entgegen. Wohl ließ er sich abrufen, aber da geschah das Unglaubliche: Die neue Hetze hatte das Kitz erschreckt, das sich irgendwo gedrückt; kopflos stürmte es umher, nahm schließlich die Richtung auf mich zu und sprang dem wieder neben mir liegenden Hunde buchstäblich in den Rachen. Armes Kitzchen, arme, tapfre kleine Mutter!

Von Seelchen habe ich viel, sehr viel gelernt. Wenn man so auf seinen Hund als einzigen Gefährten angewiesen ist, dann verwächst man mit solchem treuen Tiere, und tiefe Einblicke offenbaren sich einem in

sein Geistes- und Seelenleben, auch wenn man selbst den Kopf oben behält und nur das sieht, was wirklich vorhanden ist, nicht etwa allerhand Wunderbares und Überirdisches seinem vierbeinigen Freunde andichtet.

Weitgehend waren die Ausdrucksmöglichkeiten, die ihm im Bellen zur Verfügung standen. Ich hörte mit zuverlässiger Sicherheit, ob er ein Stück Wild totverbellte, oder ob er Wache hielt vor dem Baume, auf dem er einen Leoparden festgemacht; hörte, ob er es ernst meinte mit seiner Drohung, wenn er zum Lager kommende Eingeborene anbellte, oder mir Bekannte meldete; ob er einen neugierigen Ochsen vom Futternapfe wegjagte oder mit den Kälbern spielte. Ein besonderes „Wort" hatte er für Schakal, ein besonderes für Leopard und sonstige Katzen, ein anderes als Sammelbegriff für die Stinker, wieder ein anderes für die Stacheligen. Er kannte den Koch und den Jagdbambusen und holte sie auf Befehl aus dem Kreise der Eingeborenen zu mir, half beim Einspannen die Ochsen zusammentreiben, und blieb, wenn ich abgesattelt hatte, bei den weidenden Pferden — alles, ohne je daraufhin erzogen worden zu sein. Andererseits hatte er seinen Dickkopf: In kalten Nächten mußte ich ihn, der sonst keinen Ungehorsam kannte, stets mit Gewalt von seiner Decke holen und eine Strecke weit führen — „Bei solcher Saukälte marschiert man nicht", das war seine Überzeugung, und für die ließ er sich prügeln.

Schlagend bewies er mir, daß er folgerichtig zu denken verstand: Ich nahm, auf dem fahrenden Wagen sitzend, mein kärgliches Frühstück, hielt mich aber als geborener Genießer nur an die Rinde des Brotes und warf die verschimmelte Krume dem Hunde zu. Der aber mußte wohl irgend welche schlechten Erfahrungen gesammelt haben und glauben, ich würfe mit Steinen nach ihm (!), wich jedesmal aus und ließ die Brocken unbeachtet. Endlich aber merkte er, was los sei, nahm ein Stück auf, machte Kehrt und sammelte über eine Strecke von 1000 m die übrigen Bissen ein.

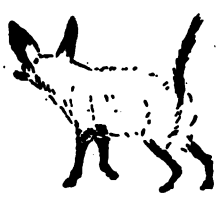
Mit solchem Tiere verwächst man. Ich habe, selbst halb tot, Gewehr und Patronengurt liegen lassen und Seelchen zum Wasser geschleppt; habe dort geruht und den Hund zurückgeschickt, das Gewehr zu bewachen. —

Die Hunde der Eingeborenen im Kaokofelde kann man kaum noch als Haustiere bezeichnen. Seit ungezählten Geschlechtern leiden sie unter sündhaft roher Behandlung und grausamer Unterernährung, haben sich daher wieder zu Raubtieren zurückentwickelt und bleiben in allen Arten — Rassen kann man mit dem besten Willen nicht sagen — unnatürlich klein, so klein, daß ihre Besitzer nach guten Regenjahren gezwungen sind, das Gras abzubrennen: Im hohen Grase würden die Hunde das Wild nicht matt hetzen und stellen können.

Diese Brände wüten oft wochenlang und bieten des Nachts einen schaurig-schönen Anblick. Die Flucht des Wildes vollzieht sich aber so im Stillen, daß ich darüber nie Beobachtungen anzustellen vermochte — allerdings hatte ich auch immer mit mir selbst und meinen Tieren genug zu tun, wenn ein Steppenbrand mich überraschte: Kommt es doch selbst im dicht besiedelten Mittellande vor, daß Wagen und Vieh, sogar Menschen den Flammen zum Opfer fallen. Verbranntes Wild hab ich nie gefunden, wenigstens war in den sehr seltenen Fällen nicht mit Sicherheit nachzuweisen oder anzunehmen, Feuer sei die Todesursache gewesen.

Allen Ernstes nehme ich an, daß nur ihre jämmerliche Magerkeit die Hunde der Ovatjimba davor bewahrt, im Kochtopfe zu enden. Der Hund ist tatsächlich das einzige Wesen, vor dem der Heißhunger des Kaokovolkes Halt macht; und das ist um so verwunderlicher, als die benachbarten Ovambo in dem Rufe stehen, Hundebraten ganz besonders zu schätzen.

Von seinen wilden Verwandten ähnelt wohl der Löffelhund im Charakter am meisten unserem vierbeinigen Freunde. Schakale werden ja auch oberflächlich zahm, verlieren aber niemals ihre gedrückte Scheu und das unehrliche, unstäte Auge, während der Löffelhund seinem Herrn gegenüber ganz das Gebahren eines verwöhnten Schoßtieres annimmt. Diese großohrigen, grauen Duodezfüchschen sind als leidenschaftliche Engerlingjäger außerordentlich nützlich und in allen Lebensaltern das Niedlichste, was man sich denken kann. Gefangene darf man sehr bald frei laufen lassen, sie kommen pünktlich zum Futternapfe heran, betteln um Leckerbissen und nisten sich bei schlechtem Wetter auf dem Sofa ein; aber auch nur bei schlechtem Wetter, sonst sind ihnen nächtliche Streifen weit interessanter.



Zu ausgesprochenen Haustieren werden Zibetkatzen, diese unübertrefflichen Mäusejäger, und ebenso Rotböckchen, denen freier Aus- und Eingang aber weit lieber und bekömmlicher ist. Gleich zahmen Druckern schwärmen sie für Zucker, Schokolade, überhaupt Süßigkeiten (wenigstens

die mir bekannt gewordenen taten das) und werden davon unnatürlich feist, unbeholfen und krank.

Sehr selten gibt sich der Farmer Mühe, eine Oryx aufzuziehen, wie überhaupt gezähmtes Wild hier zu Lande eine große Seltenheit ist. Angeblich werden die Bullen bald böse und gefährliche Gegner der Ochsen, mit denen sie angeblich um die Kühe raufen — gesehen habe ich das nicht, und mag es auch aus verschiedenen Gründen nicht glauben. Die Berichte über Kreuzungen zwischen Rind und Oryx oder Kudu, die auch außerhalb der Sauren-Gurken-Zeit oftmals auftauchen, gehören ins Reich der Fabel.

Zwei zahme Elenbullen, die einzigen, von denen ich hier im Lande je gehört, fielen im Grootfonteiner Bezirk der Schießwut des Nachbarn zur Beute, angeblich in dem Augenblicke, da sie für einen märchenhaften Preis nach Hamburg geschickt werden sollten. Springböcke werden an der Ziegenamme handzahm und gehen mit dem Kleinvieh aus und ein.

Jeder Versuch, Perlhühner zu halten, hat noch stets mit Abschlachten geendet, da diese geborenen Krakehler die Haushühner keinen Augenblick in Ruhe lassen, ihnen das Betreten des Stalles wehren, den Futternapf jähzornig verteidigen und dauernd mit den Hähnen raufen — wie ich mir habe erzählen lassen.

Sehr anhänglich werden die in der Freiheit so scheuen und ängstlichen Klippschliefer; die mir bekannt gewordenen teilten jede Mahlzeit mit ihrem Herrn, bevorzugten Zervelatwurst, Kuchen und Butter, fraßen aber auch in unbewachten Augenblicken gepfefferten Käse, Kerzen, Flaschenkorken und nagten mit Vorliebe die Schicht von Lichtbildplatten ab. So sauber sie sich halten, so verunreinigen sie jeden dunklen Winkel im Hause doch sehr böse. In ungezählten Scharen bevölkern sie jede Geröllhalde, aus deren Spalten ihre, in der Zersetzung weiß werdende Losung verräterisch hervorsickert; ihr Laut ähnelt melodischem Vogelgezwitscher.

Recht zahm werden jung eingefangene Strauße, doch ist ihre Aufzucht ganz außerordentlich schwierig. Wenn sie heranwachsen, gehen sie mit dem Kleinvieh auf die Weide; einzeln gehaltene Hähne verlieren sich zur Balzzeit im Busch, kehren aber reumütig zum Futternapfe zurück. Sie sind in der Balzzeit angriffslustig und können mit einem Tritt den schwersten Ochsen lazarettfähig schlagen. Ein rascher Griff nach ihrem Kopfe macht sie wehrlos; mißlingt der Griff, muß man sich lang auf den Boden legen, — nur so entgeht man den Tritten und der fingerlangen Kralle ihres Fußes.

Vor der Dummheit des großen Vogels und vor seinem Magen muß jedes Jägerlatein die Flagge streichen.

Ernſte Wiſſenſchaftler haben beobachtet, daß der Strauß in freier Wildbahn unbedingt Waſſer braucht. Unſre Südweſtafrikaner machen darin eine Ausnahme, ſofern ſie ſich nicht an bequem gelegener Tränke verwöhnen; ihnen genügt der reichliche Saft ihrer Hauptnahrung: Allerhand wilde Verwandte des Kürbis und der Gurke, gegen deren Bitterkeit Chinin wie Mandelmilch mundet. Die Schale mancher dieſer Gewächſe enthält oxalſaure Kalkkriſtalle — wehe, wenn ſie der verſchmachtende Menſch zerkaut! Dann bohren ſich die kleinen Kriſtalle in die Schleimhäute und erzeugen einen wahren Höllenbrand im Schlunde, wie ich aus eigener, trüber Erfahrung weiß. Der erfahrene Buſchläufer verſchlingt ſie ungekaut im Ganzen. —

— Fände die von den Buſchleuten erfundene Straußenmaske (Überſtülpen einer gegerbten Straußenhaut als Verkleidung) bei Jägern und Schießern allgemein Eingang, dann würde die Ausrottung des afrikaniſchen Wildes in wenigen Jahren beendet ſein.

X.

O herrlicher Ritt durch die Namibwüſte nach Kap Croß! Ausgeſuchte Pferde, ausgeſuchte Begleiter; noch einmal Kochgeſchirre und Freßbeutel gefüllt, und nun vorwärts, 500 km wollen geritten ſein, ehe wir wieder Weide für die Pferde finden. Bis an die Küſte ſind ſchwere Regen herniedergerauſcht, ein ſeltener Glücksfall, der den Ritt überhaupt erſt ermöglicht — vorwärts, wir werden die ſeit Jahren im Sonnenbrande gedörrten Glieder im Meere baden, werden durſtigen Auges den Anblick des unendlichen Waſſers trinken und können hoffen — Gott geb's — ein paar Kugeln mit den verhaßten Engländern zu wechſeln.

O herrlicher Wüſtenritt! Weit, weit dehnt ſich das Sandmeer in unbegrenzte Fernen; höher und höher wächſt die groteske Spitzkuppe aus der Ebene, und von der nächſten Geländewelle erblicken wir zu ihren Füßen in der Ferne unſer heutiges Ziel, die Pontokberge. Trotzige Felspyramiden, zernagt von zitternder Sonnenglut und nächtlicher Kälte. Ganze Gebirgsſtöcke haben ſie überdauert, die zu blinkem Sande zermürbt und neiderfüllt ihren Feinden verbunden, nun die winzigen Geſchoſſe liefern, mit denen der ewige Sturm die trutzigen Hochburgen ſpiegelglatt geſchliffen.

Mächtige Felsplatten ſind von den ſteilen Hängen donnernd zu Tal geſtürzt, haben ſich tief in den Sand gebohrt und lehnen gleich rieſigen Mauern an den glatten Bergwänden — ehemals willkommene Wohnungen bildend für rätſelhafte, längſt verſchollene Zwerge: Buſchleute haben hier gehauſt als unermüdliche Jäger. Fundſtücke ſagen dem Kundigen, daß ſie ſeit Jahrtauſenden dahingefahren ſind, Zeitgenoſſen waren der Höhlen-

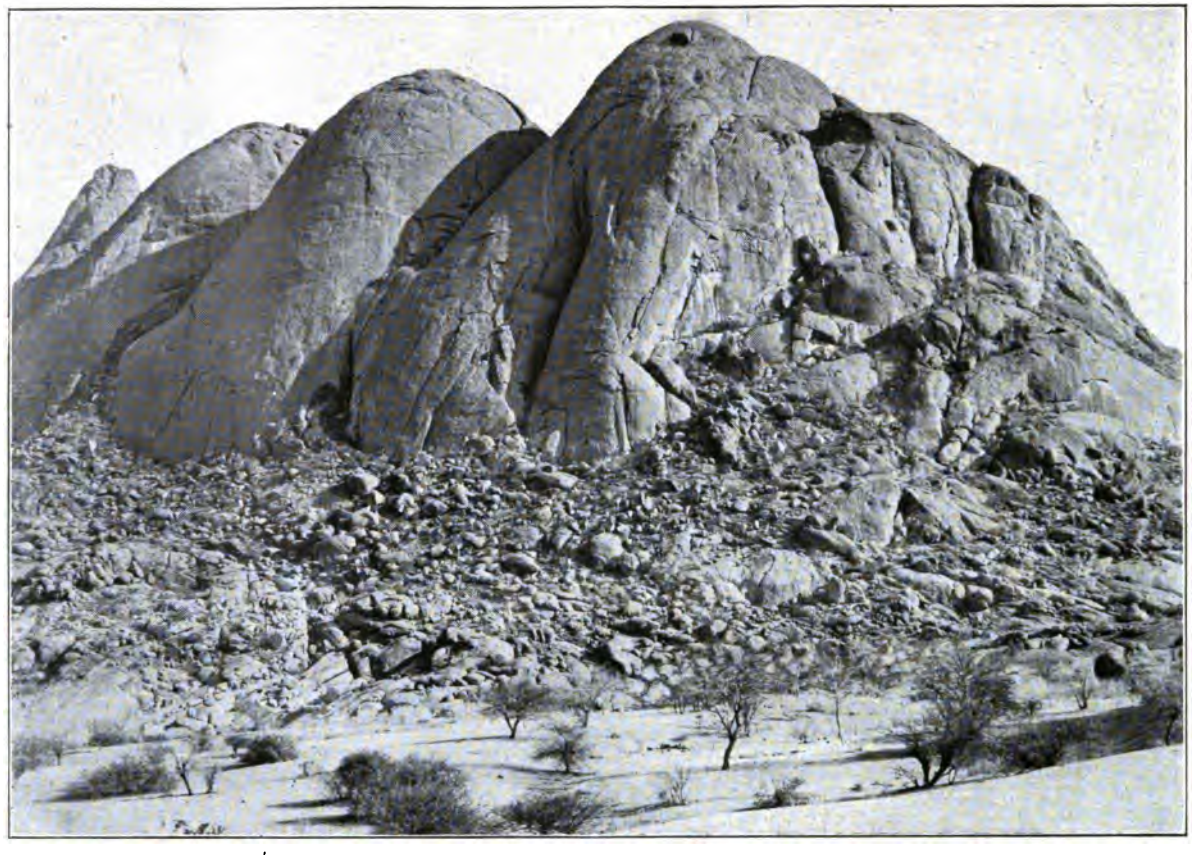
menſchen von La Madelaine. Heute ſind die Buſchleute, in den Oſten und Nordoſten des Schutzgebietes gedrängt, kulturloſe Tiermenſchen; jene aber haben mit Künſtlerhand ihre Jagdbeute abzubilden gewußt, haben Tauſende von Giraffen, Zebras, Straußen, Oryx, Nashörnern und was ſonſt noch ihrem zitternden Pfeile zum Opfer gefallen, allerorten in den ſpröden Fels zu meißeln verſtanden und Tierbilder hinterlaſſen, die in denkbar einfachſter Linienführung Haltung und Bewegung der Tierwelt oft verblüffend lebendig und in unübertrefflicher Beobachtung wiedergeben. *)

Heute deckt Wüſtenſand jene ehemals ſo wildreichen Gegenden, verdrängt ſind jene Zwerge. Iſt ihre Kultur untergegangen, zertrümmert im Anprall ſiegreich einbrechender Mbantuvölker; ſind die ſagenhaften Ruinenfelder der Kalahari etwa letzte Zeugen einſt blühender Buſchmannskultur? Oder wäre es möglich, daß ausgeſprochene Halbtiere den vollendetſten Pfeil, der je auf Erden erzeugt, und jene bildneriſche Künſtlerbegabung inmitten roheſter Unkultur hervorzubringen vermochten?

— Satteln! Und weiter geht es gen Weſten, dem Meere zu. Hinter uns verſinkt die Spitzkuppe, halb rechts grüßen die Schroffen der Brandberge als neuer Wegweiſer über die blendende Ebene. Erſtaunt zügele ich meinen großen Fuchs — In Sonnenglaſt und Glut erzittern vor uns Luftſpiegelungen und zaubern den fernen Ozean in ſcheinbar greifbare

*) Vergl. Anmerkung 16 im Anhang.

Pontokberge



Aufn.: Staebe

Nähe. Aber so wacker die Pferde auch ausgreifen, so schnell entschwinden die falschen Wogenbilder und eilen vor uns her; wehe dem Wanderer, der verschmachtend Rettung von ihnen erhofft! Wasser sucht er und findet die Hölle; Glut, unbarmherzige Glut brennt hernieder vom stahlblauen Himmel; kein schattenspendender Baum, kein Strauch, so weit das Auge reicht; nur spärliche, giftige Milchbüsche unterbrechen mit stumpfem traurigen Graugrün hier und da den Teppich grellweißen Sandes; vereinzelt auch eine Welwitschia, diese Krone aller Anpassung an Dürre und Hitze, zäh eingenistet am wind- und flugsandgeschützten Hange.

Müde ruhen die Pferde nach spärlichem Futter, das sie bisher auf dem Rücken getragen; müde liegen wir im Sande, des Sonnenunterganges harrend, aufatmend in der kühlen Abendbrise. Purpurn-feuerflüssiges Gold flutet über die Wüste, jedes Sandkorn antwortet der Himmelsbotschaft, aufblitzend in farbigem Strahle; jede Bodenwelle, jede Düne erglüht in bunten Tinten. Feuer leuchtet aus den Wänden der Brandberge; höher und höher leckt die Glut hinauf zu den Schroffen und Gipfeln, fliehend vor dem kalten Blau, dem satten Violett, das unaufhaltsam vom Fuße des Gebirges nach der Höhe klimmt, im Siege verlöschend, dahinschmelzend in silbernes Weiß. Und dahinschmelzend erkaltet im Westen das letzte Rot, schwarz gähnt vor uns die Unendlichkeit, verschwimmend mit dem silberweißen Tuche, das der volle Mond über die Wüste gebreitet. Geschüttelt von der eisigen Kälte der sternklaren Nacht traben wir dahin auf eilendem Hufe, stundenlang, bis wir um Mitternacht in tief eingeschnittener Schlucht absatteln. Vergebens suchen wir nach Brennholz am trockenen Flußbette; endlich ist die Zeit verstrichen, die die Pferde zur Ruhe brauchen, und weiter geht es in immer gleichem Trabe in das eisige Morgengrauen hinein. Nur kurz dauert nach Sonnenaufgang das Gefühl wohliger Wärme, dann löscht das glühende Gestirn unbarmherzig die erquickende Erinnerung an die kalte Nacht.

Wir eilen seit Stunden über den Fuß eines längst zermürbten, abgetragenen Schiefergebirges, das nur noch als kaum wahrnehmbare Erhebung über die Ebene lugt. Vor uns wieder weißer Sand, am Horizont in Rot übergehend, der letzte Rest eines ehemaligen Granitbergstockes — Schwarz-Weiß-Rot: Hurra das Vaterland, für das wir reiten, Hurra, du deutsches Afrika! —

Aber Mittag liegen wir unter mächtigen, frisch grünenden Akazien im Tale des Omaruru. Wie erquickt uns das Wasser einer schlammigen Pfütze, nachdem der bitterbrackige Trunk, den ich gestern unverhofft in tiefem Felsriß entdeckt, den Durst unerträglich gesteigert. Bang drängt sich mir die Frage auf, ob wir auf dem Rückwege noch werden Wasser

finden, und statt zu ruhen, verliefen wir das Loch, mit den Händen im Schlamme wühlend.

Und wieder knirscht der Sand unter schnellem Hufe; wir klettern aus dem Flußbette und eilen gen Westen dem Meere zu. Gegen Abend trennen uns noch 40 km vom Kap, 40 km, und doch hören wir gleich ferne grollendem Donner die Wogen brüllen. Vorwärts! Vor uns türmt sich eine Nebelwand, bald durchnäßt uns des Meeres eisiger Gruß, und frostschauernd verbringen wir die letzte Stunde der Nacht in unmittelbarer Nähe unseres Zieles, um im Morgengrauen heranzupirschen — das Nest ist leer!

Böse gehaust haben die Engländer, als sie, erpicht auf einen nach Kapstadt zu meldenden Sieg, unsere Besatzung von 6 Mann vom Schiffe aus mit Granaten ausgeräuchert; haben das Heim des harmlosen Robbenschlächters in Brand geschossen, also daß nur noch verkohlte Trümmer an das sauber-freundliche Häuschen erinnern; haben die zerfallenden Gebäude der längst vergessenen Guano- und Walfänger-Gesellschaft durchsiebt und der alten Lokomotive, die traurig in zermorschtem Schuppen auf zermorschtem Gleise buchstäblich in rostigen Staub zerfällt, ein paar Splitter durch den gelähmten Eisenleib gejagt. Nur die Fahnenstange ragt aus einem Kreise aufgewühlter Granattrichter unbeschädigt ins Blau, ein Wahrzeichen deutscher Art: Die wenigen Reiter mußten der Übermacht weichen, dem deutschen Gedanken vermochte der Eisenhagel nichts anzuhaben.

Und ein paar Sack Hafer sind heil geblieben, die die Besatzung zu meinem Glücke vergessen; Regenwasser steht in den alten Ölfässern, und ich grabe, o köstlicher Fund, aus schlecht verwittertem Versteck eine Kiste mit Dauerkost — — weg die Hungerriemen bei Mann und Pferd! Ruhetag, Ruhetag am Meere, und was das Schönste ist: Völlig unerwarteter Ruhetag bei unvermutet vollen Fleischtöpfen! —

Ist das tropische Küste?! Öde, trostlose Öde, weißer Sand und brüllende See; gebleichtes Walgebein, riesige Kiefer und Wirbel, kleinen Schiffsschrauben vergleichbar; ein schmaler Saum schwarzer Muscheln als Flutmarke, — wie paßt die Trauerfarbe zu dem ganzen Bilde, zu den Tausenden und Abertausenden an Werten, die hier im Sande verkommen: Maschinen, Boote, Häuser, die Trümmer ehemaligen Menschenfleißes; drüben der Kirchhof mit den zehn zerfallenen Hügeln und draußen das brandungsumtoste, zermorschte Wrack — — — hier siegte der Tod über die ewige Fruchtbarkeit des lebengebärenden, ewig unerschöpflichen Meeres.

Aber schnell straft die See mich Lügen: Eine Schule schneller Delphine zieht vorüber in lustigen Sprüngen, ein Schwarm Möven streicht

kreischend zum eigentlichen Kap, das schwarz hineinragt in den tosenden Gischt. Ich folge den Vögeln — siehe da, fleischige Flechten haften an der Rückwand der Dünen, Zwerge, die sich im kleinsten Spalt zu bergen wissen vor Sonnenbrand und wildem Sturm, als Vorposten zäh eingenistet und versteckt. Auch Telegraphentruppen sind dabei, Blinker, die mit winzigem Hohlspiegel die Riesin Sonne in ihren Dienst zu zwingen wissen. Selbst auf die ehemalige Lagune haben sie sich vorgewagt, die jetzt, da die Küste sich gehoben, trocken daliegt gleich winterlichem Sturzacker, zwischen dessen Schollen das Salz wie schwindender Schnee und letztes Eis hervorlugt. Ausgetrocknet ist der Salzsumpf, verlassen der verschollenen Vogelgeschlechter uralte Sumpfburg, deren Trümmer habgierige Menschen abgebaut, ferne, ferne Äcker zu höherem Ertrage zu zwingen. Verschollen gleich den Vögeln die Menschen; über dem Trümmerfelde ein Leichentuch, zusammengeweht von nimmer rastendem Winde. —

Sinnend stehe ich vor dem Kreuze, gesetzt vom Schöpfer unserer Flotte an die Stelle des zeitzermürbten Wahrzeichens, das Kunde gab von Wagemut und welterobernder Kühnheit dahingegangener portugiesischer Seehelden. Ich sehe im Geiste ihre gebrechlichen Fahrzeuge im Kampfe mit der gewaltigen Dünung, sehe, wie sie mit Schwert und Kreuz an der unwirtlichen Küste landen — — und sehe, wie weit, weit im Norden die deutsche Kriegsflagge, beseelt vom Willen meines Kaisers, siegreich über der stählernen Dünung weht, die neiderfüllt dem Deutschtum den Weg zu sperren wagte.

Und wie ich vorwärts schreite, kommt Leben in die granitenen Blöcke: Hunderte von Bärenrobben auf dem Fels, Tausende davor im Wasser. Tief ausgetretene Hyänen- und Schakalwechsel führen hinunter ans Ufer zum hier stets gedeckten Tische. Aber wo finden die Strauchritter Wasser? Hätte ich doch Zeit, den Wechseln in die Wüste zu folgen! Mal bei Gelegenheit einen Engländer fragen: Die kennen ja längst die verborgenen Tränken im Bannkreise der Einfalltore, haben jahrelang unter der Maske friedlicher Schürfer ungestört spioniert und die Eroberung unseres Landes vorbereitet. —

Am Abend zeigt uns die See mit strahlendem Meerleuchten nachdrücklich ihre urgewaltige Lebensfülle. Feuerflüssiges Leben durchglüht die Wogen, feuriges Leben brandet über uns, in der Milchstraße in Welten, in den letzten unfaßbaren Größen zusammenfließend zu demselben Bilde, wie es das Heer der unfaßbar Kleinsten im Wasser vor unser Auge zaubert.

Verträumt sitzen wir Weißen am Ufer. Stumpfsinnig kauen die Jungen an den Bergen tranigen Robbenwildprets, das der von mir ge-

ſtreckte Bulle geliefert; da ich des Abends kein Feuer anzünden laſſen darf, ſo eſſen ſie das widerliche Fleiſch eben roh, ſind ſie doch mit den gekochten Mengen vom Mittag her längſt fertig geworden. Der Schädel des Bullen, der noch heute wie verdorbene Heringslake duftet, iſt mir als Trophäe beſonders wertvoll; ich werde in Südweſt augenblicklich wohl der einzige Jäger ſein, der auf Bärenrobben*) zu Schuß gekommen iſt.

*) Nach liebenswürdiger Mitteilung der die Robben ausbeutenden Deutſchen Kolonialgeſellſchaft handelt es ſich am Kap Croß um Arctocephalus Pusillus und Arctocephalus Antarcticus.

Südliche Namib

XI.

Träge und in herrischer, selbstsicherer Lässigkeit wälzt sich der Kunene durch die innerafrikanische Hochsteppe; meilenweit breiten sich die den Strom begleitenden sumpfigen Ufer, bedeckt mit undurchdringlichem Urwalde. Insel reiht sich an Insel, Schilfdickicht an Schilfdickicht, Sandbank an Sandbank — hier ist das Paradies der Flußpferde, die unbehelligt von der Büchse des Europäers am stets gedeckten Tische ein beschauliches Dasein führen. Aber wehe dem Kolosse, der sich zu nahe an die im Westen blauende Bergkette schwemmen läßt. Angesichts dieser Berge rafft der Fluß sich auf aus seiner bequemen Ruhe und rast dem Abgrund entgegen, Riffe und Felsen mit jugendlicher Kraft überspringend. Brüllend nimmt er den Kampf auf mit dem granitenen Walle, der sich seiner Sehnsucht zum fernen Meere entgegenstemmt, und stürzt sich in zusammenhängendem Falle 100 m tief hinab in den brodelnden Kessel, über dem eine Wolke schneeigen Wasserdampfes als Siegesfahne flattert. Nun gilt es, den Weg zum Meere Schritt für Schritt sich zu erkämpfen, Berg und Hügel zu zermürben, immer neue Schnellen und Fälle zu überhasten. Nur selten gibt ein etwas breiteres Tal dem Flusse Gelegenheit, Atem zu holen und Kraft zu schöpfen zu neuem Anprall und Sieg; hier lagert er die Sandmassen ab, seine Trophäen aus dem Kampfe mit dem feindlichen Granit. Nur zwischen je zwei Hochfluten stellt er sie zur Schau, es sei denn, daß verschwemmte Baumriesen sich darin hilfesuchend festkrallen und schließlich im Bunde mit neuem Sande die Bank zur festgefügten Insel ausbauen. — Diese kurzen Strecken ruhigeren Stromes sind der Tummelplatz für Flußpferde, die Fälle und Schnellen auf vieltausend Schritte langen Wechseln umgehen; hier liegen sie feist und faul in der lauen Flut, beneidet von raufluſtigen Nashörnern und nachdenklichen Elefanten, oder jagen auftauchend die Herden scheuer Zebras und Palaantilopen in kopflose Flucht, auf die das Krokodil im Hinterhalte lauerte. — —

O herrliche, körpergewordene Einsamkeit, o herrlicher Frieden auf meiner stillen Insel! Ich liege im Grase, vor mir die sich dem Fluß entgegenreckende Sandzunge, hinter mir die mit dreimal-mannshohem Schilfe umrauschte Baumgruppe, in der geschwätzige Kakadu's mit kreischenden Meerkatzen zanken. Die Sonne eilt gen Westen, der Mittagswind hat sich gelegt, nur hier und da klingt aus weiter, weiter Ferne das Rauschen des großen Falles an mein Ohr. Die Krokodile, die wie tot vor mir im Sande lagen, kriechen verschlafen in die kühle Flut, gelockt vom Klappern der Zebrahufe dort drüben auf der Geröllhalde, und hoch über mir zieht ein weißköpfiger Fischadler beutegierig seine Kreise.

Ein schneller Griff nach dem Zeiß — richtig, da vorne sind ein paar Flußpferde aufgetaucht, die langsam dahintreiben auf der Suche nach jungem Schilf und bequemem Aufstiege. Sie steuern in die stille Bucht zu meiner Linken, sechs Kühe und drei kleine Kälbchen, deren Versuche zu munterem Spiele kläglich an ihrer Unbeholfenheit scheitern. Das rauhe Grunzen eines auftauchenden Bullen wirkt vorübergehend etwas drückend auf die Stimmung der Kleinen, aber nicht lange, dann kann ich mich wieder in die Betrachtung des selten gebotenen Bildes vertiefen. Da zucke ich zusammen in plötzlichem Schrecken — dicht neben mir ist ein riesiger Bulle an die Oberfläche gekommen und dröhnt mit gewaltiger, den Löwen beschämender Stimme seinen Kampfschrei dem glücklichen Familienvater da drüben zu. Der stürzt dem Ankömmling entgegen, hochauf brandet und gischtet das Wasser um die gewaltigen Kämpfer; bald färben sich die Schaumkämme der aufwirbelnden Wogen vom Schweiße der Kolosse rosenrot. Still liegen die Kühe in der Bucht, still und gleichgültig, nur die Mütter mit den Kälbern tauchen ängstlich weg, wenn die Kämpen sich ihnen nähern. Immer weiter treibt der Angreifer seinen Gegner in das ruhige Wasser — endlich ist keine Gefahr mehr, meine Beute könne abtreiben und mich zu stundenlangem Suchen zwingen — jetzt sind sie schon in der Mitte der kleinen Bucht — — — da reißt der Tod die Gegner auseinander. Hochauf bäumt sich der ins Kleinhirn getroffene Lewiathan und versinkt wie ein Stein, ein paar Wogen branden an das Schilf, — dann liegen Fluß und Bucht in toter Ruhe da; im Knall verschwunden der Gegner des Gefällten, im Knall verschwunden die Kühe und Kälber, verstummt das Vogelgezwitscher, erstarrt das muntere Volk der Affen. Schnell besteige ich mein gebrechliches Fahrzeug und haste von der Insel an's sichere Ufer. Noch bannt der Schreck die Dickhäuter; kommen sie aber zur Besinnung, möchten sie mein Boot umwerfen zur Freude der bösen Krokodile. . . .

Bald treffe ich im Lager ein; mit Freudengeheul begrüßen meine Träger die Nachricht, daß wir morgen in Flußpferdbraten schwelgen werden. Und als am Abend die Lagerfeuer lodern, da zeigt sich die Gesinnung

unserer farbigen Brüder wieder einmal von ihrer glänzendsten Seite: drei Wochen lang haben sich die Kerls gleich mir kümmerlich von Mais genährt, drei Wochen lang haben sie mich gebeten, doch endlich wieder für Fleisch zu sorgen — und nun erklärt mir eine Abordnung:

„Herr, es ist eine schwere Arbeit das onduo, das Flußpferd, ans Land zu ziehen, und wenn wir sie morgen früh bewältigen sollen, dann mußt Du uns unbedingt heute Abend noch eine Sondergabe an Kaffee, Zucker und Tabak austeilen lassen."

Selbstverständlich erweise ich mich als harthörig, und als die Gesellschaft zudringlicher wird, nehme ich mein Zeltrecht nachdrücklich wahr. Daß mir der in besonders hohem Bogen hinausfliegende Dormann laut schimpfend auf's Heiligste versichert, keiner der Träger werde einen Finger rühren und das Flußpferd solle im Wasser verfaulen, macht wenig Eindruck auf mich, denn ich kenne meine Pappenheimer. Und am nächsten Morgen? Tatsächlich wurde das Flußpferd am Morgen nicht aus dem Wasser gezogen, denn meine Herren Träger hatten das bereits noch während der Nacht getan, und als die Sonne aufging, war das gewaltige Tier schon zur Hälfte verspeist.

Was die Trophäe anbelangt, so erwies sich dieser ganz besonders schwere Bulle als rechte Niete, denn seine Zähne waren, was ich sonst bei keinem Flußpferd beobachtet, bis auf allerdings messerscharfe, aber sehr kurze Stümpfe abgenutzt.

So verschiedenartige Trophäen man hier auch erbeutet, so auffallend selten, jedenfalls weit seltener als bei Hirsch und Reh, begegnet man Antilopen mit unregelmäßigem Gehörne. Hier und da bricht sich ein Rotbock oder Ducker eine Stange ab, die dann schief weiter wächst; ich habe einen Ducker gestreckt, dessen eines Horn gebrochen und tief in den Schädel gewachsen war, die Hirnschale in Form der Hornspitze 3/4 cm tief einbuchtend. Dagegen ist mir außer dem von Schomburgk abgebildeten verwachsenen Kudugehörne nur ein einziges ähnliches bekannt geworden, obwohl doch gerade der Kudu oft genug Gelegenheit hätte, die schwere Waffe im Busch zu verletzen. — Ein Bulle mit drei Hörnern ließ sich bei Omaruru leider von einem Buren totschießen. Das dritte, spannenlange Horn wurzelte auf der Stirn zwischen den beiden andern. —

Duckerricken schieben häufig ein geringes Gehörn, die graue Art sogar in der Regel, wenn nicht immer. Im Kaokofelde ist der Ducker nicht allzu zahlreich vertreten, der graue ausgesprochen selten.

Schwache Ansätze von Hornbildung habe ich bei sehr alten Rotricken in einigen wenigen Fällen getroffen, einmal auch beim weiblichen Klipp-

springer. Das sind elegante Tiere, diese unsere afrikanischen Gemsen, die von Fels zu Fels schnellend die steilsten Hänge in weiten Fluchten zu erklimmen wissen. Gleich einer Tänzerin hüpfen sie auf der äußersten Zehenspitze, deren Faltung ihnen auf kaum sichtbaren Unebenheiten glatter Felsplatten Halt gewährt. Sie bevorzugen Schiefergebirge und fallen dem weißen Jäger leicht zur Beute, wenn sie auf einem Vorsprunge verhoffen. Ihre Decke ist kaum zu erhalten; die stachligen Borsten, zu denen sich ihr Haarkleid umgebildet hat, — unter welchem Einflusse wohl? — wurzeln so lose in der Haut, daß das im Schuß zusammenbrechende Tier sich beim Aufschlagen auf den Fels meist handtellergroße kahle Stellen zuzieht. Die Färbung spielt ausgesprochen ins grün-gelbliche.*)

Dem Eingeborenen fallen sie selten in die Hand. Er ist ja viel zu faul, einen Berg zu besteigen, stellt seine Schlingen lieber in der Ebene; und wenn er ausnahmsweise doch einmal klettert, dann lassen ihn die scheuen Tiere doch nicht auf Schußweite heran. Seine Donnerbüchsen brennt er nur auf die allernächste Entfernung ab, und mit dem Pfeile schießt er kaum weiter. Ich habe eine Menge von Schützenfesten abgehalten, aber nie wurde ein auf 45 Schritte aufgehängter Schakal getroffen, obwohl außer dem Schakale noch eine Handvoll Tabak als Preis winkte. Als ich aus reinem Zufallsspiele bei solcher Gelegenheit als einziger den Schakal mit dem Pfeile traf, da war des Staunens und der Bewunderung kein Ende, und der Besitzer des Bogens, mit dem ich geschossen, beanspruchte umgehend Schakal und Tabak als Preis für sich.

Mit gewaltiger Wucht kommt der von mannshohem Bogen geschnellte Pfeil dahergezischt. — Wie nahe sich die Kerls an das scheueste Wild heranzupirschen vermögen, bewies mir ein Omutjimba, der mich bat, sein Gewehr auszubessern: ich möge dem Hahn das Knacken abgewöhnen, denn wenn er den Hahn spanne, dann höre das Wild das Knacken und werde jedesmal flüchtig!

Mächtig knallen die alten Vorderlader, allerhand Hochachtung, aber sonderlich gefährlich sind sie nicht.

— Einst hatte ich nach schwerem zweitägigen Durstmarsche bei der endlich erreichten Wasserstelle ausgespannt und schlief gerade ein, als ein donnerähnlicher Knall die abendliche Stille jäh zerriß. Fort stoben die Pferde, fort die Ochsen; fern und ferner hörte ich sie durch die Büsche brechen, während ich in die Kleider fuhr, dann blieb alles still. Ein Überfall? Kaum anzunehmen. Oder ein plumper Versuch, mir die Tiere abzutreiben? Schon eher möglich.

*) Vergl. Anmerkung 17 im Anhang.

Also eine vorsichtige Streife in Richtung auf den Knall — erfolglos. Ehrenvoller Rückzug in die Decken und erneute Erkundung bei Tagesgrauen. Frische Spuren führen mich zu einer versteckt angelegten Werft, und mit schnellem Griff habe ich zwei Kerle am Genick.

Hochnotpeinliches Verhör: ein Kind sei gestern abend gestorben; der Vater habe seines Kummers nicht anders Herr werden können, als daß er auf eben diesen Kummer einen Schuß losgebrannt — eine prächtige Medizin gegen Seelenschmerz, die er mir für ähnliche Fälle nur empfehlen könne. Und sie schien tatsächlich gut zu sein, diese Medizin, denn der Vater grinste schon wieder bis hinter beide Ohren.

Ich belehrte ihn höflich, aber sehr bestimmt, daß man jeden noch so großen Kummer grundsätzlich unbeschossen lasse, der an den Hinterfesseln der Tiere eines Weißen Schuß gefunden, und stellte den Antrag, er solle meine Tiere suchen — meine eigenen Helden hatten nämlich viel zu viel Angst, sich vom Lager zu entfernen. Nach Eingeborenenart wurde er erst einmal frech, dann erklärte er sich, stark getrieben, bereit, zog aber einen bösen Flunsch, als ich sein Vieh und die ganze Familie in ehrenvolle Haft nahm, bis ich meine Tiere zurück hätte. Das erwies sich als weise Vorsicht: Mein Herr Reitbambuse hatte kaum ein halbes Stündchen bei den zu Tabak, Kaffee und Zucker gebetenen Weibern geschwerenötert, als er mir auch schon melden konnte, der Schuß habe tatsächlich das beabsichtigte Abtreiben meiner Ochsen und Pferde eingeleitet. Und als ich dann nach neun bangen Stunden die Häupter meiner Lieben vollzählig am Wasser versammelt sah, da war des Bettelns kein Ende:

„Herr, Du mußt wenigstens das Pulver bezahlen, das ich gestern abend verknallt! Und meine Beine sind krank, mein Leib, mein Kopf, so bin ich hinter Deinen Tieren hergelaufen — bezahle, bezahle!“

Es ist nur gut, daß der Schwarze sich so leicht mit dem Unabwendlichen abfindet, sonst trauerte jener vielleicht noch heute hinter den nicht erhaltenen Geschenken her. Der Held war übrigens kein Omutjimba, sondern gehörte zu dem kleinen Volke der Ovakuangara, einen Ovambostamme, der zwischen dem Kaokofelde und dem eigentlichen Ovambolande sitzt.*) Er unterstehl, und das ist bemerkenswert, teils den Ozongandjera, teils den Aukualuitsi. —

Die Art, wie man dem Eingeborenen zuerst gegenübertritt, ist ausschlaggebend für sein weiteres Verhalten. „Strenge Herren haben treue Hunde“ sagt der Kenner der Hundeseele — ich wüßte kein Wort, daß knapper die ganze Kunst der Eingeborenenbehandlung zusammenfaßte,

*) Ob dieser Stamm mit den am Okavango sitzenden, 1850 zuerst erwähnten Ovakuangara verwandt ist, konnte ich nicht ergründen.

wobei ich das Wort „Hund“ nicht falsch zu deuten bitte. Ruhige, gerechte Strenge, Blick für die Eigenart des Einzelnen, Verständnis für seine, uns ganz fremde Lebensanschauung und rücksichtsloses Durchgreifen beim allererſten Versuche eines Versuches, aufsässig zu werden oder dem Herrn über den Kopf zu wachsen. Und natürlich nichts Sinnloses verlangen.

— — Vier baumlange Ovakuangara kamen angestelzt, ohne Gruß, ohne mich zu beachten; tranken aus meinem Eimer, zogen ein brennendes Scheit aus meinem Feuer und entflammten dicht neben meinem Wagen von meinem Holze ihr Feuer.

„Warum begrüßt Ihr mich nicht? Ist das Euer Holz, Euer Wasser? Habe ich Euch gerufen?“

Ein unverständliches Brummeln war die Antwort, der Längste zog den Kirri, die Keule, aus dem Hüftriemen.

„Leg' den Kirri weg! Weißt Du nicht, daß man nur unbewaffnet zu einem Weißen geht? Willst Du mich beleidigen?“

Je näher ich kam, desto länger lümmelte sich der Kerl hoch und stand schließlich in seiner ganzen Zweimeter-Größe vor mir:

„„Ich selbst bin ein größerer Herr als Du und Ihr Weißen zusammen, deshalb lege ich meine Waffe nicht ab. Die Weißen sind meine Sklaven.““

Im nächsten Augenblick landete er aufheulend im Feuer, den hochspringenden Nebenmann fällte mein Faustschlag — „Ist noch einer von Euch ein großer Herr?“

Da beeilten sie sich höflich zu verneinen, und zehn Minuten später halfen sie meinen Leuten friedlich und freiwillig einen Kraal zu schlagen und zusammenzuschleppen. Das geringste Zögern meinerseits, mit der Faust durchzugreifen, wäre als Schwäche und Angst ausgelegt worden und hätte mir übel bekommen können.

Es klingen solche Berichte von Schlägen viel, viel roher, als die Hiebe in Wirklichkeit sind. Erstens ist's der Eingeborene von Hause aus gewohnt, daß der Höherstehende rücksichtslos prügelt, und findet eine *verdiente* Tracht durchaus angebracht und in der Ordnung. Gab mir doch ein freier Herero, den ich in meinen Dienst nehmen und damit zu locken versuchte, daß ich ihm versicherte, ich schlüge wenig, die verblüffende Antwort:

„Ich denke, Du bist ein großer Herr — aber das bist Du ja garnicht, denn Du schlägst nicht. Und wenn ich Dich nun bestehle, dann mußt Du mich doch halbtot schlagen, — bist Du ein Weißer oder ein Buschmann?“

Diese freche Frage (nach südwestafrikanischen Begriffen die denkbar schwerste Beleidigung) beantwortete ich ihm so nachdrücklich, daß er hinfort an meiner Schlagfertigkeit nicht mehr den geringsten Zweifel hegte und sich das Stehlen auch verkniff . . .

Es sei ferne von mir, etwa das sinnlose, rüde Prügeln verteidigen zu wollen, das auf mancher Farm an der Tagesordnung ist. So viele Weiße verlieren hier draußen allen inneren Zwang, jede Selbstbeherrschung, lassen ihren vom Klima mitgenommenen Nerven freies Spiel und toben jeden Ärger, jede Laune und jeden Kater an den wehrlosen Untergebenen aus. Das ist natürlich grundfalsch und macht böses Blut, wohingegen eine verdiente Tracht Prügel ruhig hingenommen wird und geradezu Wunder wirkt, selbst wenn ein paar Schläge etwas rüde ausfallen.

— Äußere Schmerzen empfindet der Schwarze überhaupt kaum. Man muß nur einmal sehen, wie er im Laufe mit nacktem Schienbeine gegen einen Stein haut, daß das Blut spritzt und der Weiße liegen bleiben würde — der Eingeborene rennt ruhig weiter, ohne zu schonen oder gar zu lahmen. Und wie eisenhart ist so ein Schädel! Ich hatte einmal mit einem bösartigen Omutjimba wegen meines Gewehres eine Auseinandersetzung über Mein und Dein, in deren Verlaufe er mich mit seinem vergifteten Messer zu überzeugen trachtete. Eine Zeitlang arbeitete ich mit Faustthieben und Fußtritten und ließ ihm schließlich, da es sich für mich um Leben und Tod handelte, seinen eigenen Kirri mit aller Kraft auf den Kopf sausen. Er knickte wie vom Blitz gefällt zusammen, der Schaft der schweren Waffe splitterte und ich hatte so das Gefühl, ihr Kugelende sei ihm durch Scheitel und Hirn mindestens bis in den Hals gefahren. Nach einer halben Stunde genoß ich das immerhin seltene Schauspiel einer waschechten Auferstehung, und hätte der Mann nicht ein gar so verschwollenes Gesicht und die Beule oben auf dem Kopfe gehabt, weiß Gott, niemand hätte ihm angesehen, daß er vor 30 Minuten totgeschlagen worden. Er war übrigens nach der Wiedergeburt außerordentlich friedlich und ist noch wochenlang als Fährtensucher in meinem Trosse marschiert.

Selbst gegen Brandwunden ist der Farbige unempfindlich. Unsereiner bekommt Nerven, wenn er nur zusieht, wie ein schwarzer Professor der Zauberei den unglücklichen Kranken mit Feuer behandelt, ihm Muster auf Brust und und Bauch, Geschwüre mit glühendem Drahte ausbrennt; jener aber saugt unterdessen seelenruhig an seiner Pfeife und guckt voller Interesse zu. — Mit Feuer wird alles behandelt, auf die Heilkraft des Brennens schwört jeder Eingeborene.

Am Lagerfeuer sengen sie sich tiefe Löcher in die Schwarte, ohne richtig aufzuwachen. Mein Bambuse merkte eines Nachts erst, daß er brenne, als bereits sein eines Hosenbein von oben bis unten verkohlt war! Nein, wehe getan habe es nicht, aber er bäte um zweierlei: um eine neue Hose und um Urlaub, seine Frau zu verhauen.

„?!“

„Sie ist mir untreu, sie denkt an fremde Hosen, sonst wäre meine nicht verbrannt. Sie betrügt mich mit einem Kaffern. — Wäre ihr Liebhaber ein Herero, dann wär mein anderes Hosenbein verbrannt“. —

Weiber und Vieh, das sind die Quellen aller Freuden und Leiden der Herero — wenigstens waren es die Gegenstände fast aller Rechtshändel, die die Ovatjimba mir zur Schlichtung vorgelegt. Tiefe Einblicke habe ich da in ihre Anschauungen und ihr Innenleben gewonnen, aber ach, die druckfertige Niederschrift meiner Beobachtungen auf diesem Gebiete ist im Kriege mit meinem Hause verbrannt. Aus dem Gedächtnis kann ich meine Erfahrungen nicht mit der notwendigen Treue wiederholen.

Mein schwierigster Fall war eine Mordsache. Da hatten Mutter und Sohn in herzlich-schönem Einvernehmen den alt und lästig gewordenen Vater so lange mit Knüppeln bearbeitet, bis er langsam angefangen, sein bissel Geist aufzugeben. Zur Eile ermahnt, hatte er Schwierigkeiten gemacht, denn jede Eile ist vom Übel. Aber da war er von der Frau in den Pontok gezerrt worden, der Sohn hatte ein ganz kleines Feuerchen angelegt, und das Familienglück wäre nicht im mindesten zerstört worden, hätte der leibhaftige Gottseibeiuns nicht den Bruder des Ermordeten gerade in dem Augenblicke vorbeigeführt, als der Sohn die haltbareren, aus der Asche geklaubten Knochen seines selig verblichenen alten Herrn kaput schlug und sich durch unziemliche Antworten verdächtig machte.

Zwischenspiel: Der Erbe weigert sich, die Frau des Toten zu übernehmen. Beileibe nicht etwa aus angekränkeltem Gefühle heraus, i Gott bewahre, aber die Frau hat nicht mehr den geringsten Wert, ist alt und halb blind, faul und eine schlimme Megäre. Der mißratene Sohn benutzt die ungeklärte Rechtslage, dem Onkel das Erbe Stück für Stück abzuschlachten, seinen Freundinnen große Festessen gebend. Die hungernde Mutter wird ersucht, sich gefälligst mit dem Dufte der Braten zu begnügen, und bildet darob von Stund an eine Partei für sich, hetzt gegen den Schwager, hetzt gegen den Sohn, wird von beiden gemeinsam verdroschen, weggejagt und kehrt zu ihrer Familie zurück, die in meinem Trosse marschiert.

Dem Sohne wird's langsam unbehaglich zu Mute; er nimmt bei mir Dienste, weiß sich als Fährtensucher und Führer recht beliebt zu machen, fühlt sich unter meinem Schutze sicher und grinst verächtlich, mit der Paßmarke prunkend, als der Onkel racheschnaubend mit großem Vortritt ins Lager kommt.

Zwei fette Hammel bringt er mit und schenkt mir den einen — schon faul! Quidquid id est, timeo Ovatjimba dona ferentes! Ich stehe mich ja viel besser, wenn ich kaufe; Geschenke erfordern ein Gegengeschenk

von höherem Werte; ich darf mich als Weißer nicht lumpen lassen: man erwartet, daß meine Gegengabe wertvoller sei als das, was ich empfangen. Aber heute wird das Unglaubliche Ereignis: der Mann lehnt eine Decke mit großer Gebärde ab und bereitet mich mit einem „Mbi n'omambo — Ich will Dir was erzählen" schonend auf ein längeres Palaver vor. Ach herrjeh!

Und nun legt er los. Jedes einzelne der geschlachteten Tiere beschreibt er vom Horn bis zu den Hinterhufen; rechnet die Stammbäume bis halbwegs zwischen der Arche Noah und dem Paradiese nach und schwört dazu bei so viel Tränen seine Ahnen, daß ich noch heute der unumstößlich festen Überzeugung bin, seine Familie habe von Eva an ausschließlich aus gelernten Klageweibern bestanden. Und nachdem er von dem Vieh auf den nebensächlicheren Teil der Angelegenheit, nämlich auf den Mord übergegangen und so auf mich eingeredet hat, daß ich nur noch von Guillotinen träume, kommt er am sechsten Tage endlich mit der Schlußforderung heraus, ich solle den bösen 'Kohorongo („Kudu") und die noch bösere 'Kaitundu („die Reiche") auf der Stelle totschießen — „Siehst Du, dort stehen sie, schieß' doch, schieß' doch schnell!"

„Bitte ergebenst, nach Ihnen" entgegne ich geschmeidig. Und nun zieht sich das Gerichtspalaver endlos hin; längst bin ich weitermarschiert; längst habe ich durchschaut, daß dem Manne ja gar nicht daran gelegen ist, die Mörder zu beseitigen. Nein, der Fall soll mit Vieh abgemacht werden, dann ist allen geholfen, und nur die alte Hexe stört jedesmal mit bösem Keifen, wenn eine Einigung beinahe zu Stande gekommen ist — bis ich mir nicht mehr anders zu helfen weiß und ihr ein paar überziehen lasse.

Beschluß: Kohorongo ersetzt aus eigenem Besitz die Tiere, die er aus dem Erbe weggeschlachtet, und zahlt zur Sühne für den Mord dreißig Haupt Kleinvieh an den Onkel. Er erhält drei Tage Urlaub, das Vieh zu holen, aber o weh, nun besteht der Onkel wieder auf Todesstrafe, denn anstatt mit einigen sechzig erscheint der Neffe nur mit dreißig Haupt und schwört zerknirscht ein halbes Hundert der wirklich allerheiligsten Eide, das übrige Vieh sei auf dem Wege gestorben. Die Mutter kommt an diesem Tage aus dem Schwören überhaupt nicht heraus.

Endlich treffe ich ins Schwarze: Kohorongo gibt vorläufig mal die dreißig Tiere, verdient sich bei mir einen meiner Fettschwanzramme und liefert auch den noch an den Onkel ab. Der Onkel braucht die Schwägerin nicht zu heiraten, sondern sie muß bei ihrem Sohne bleiben. Stolz wie Salomo nehme ich den zweiten Hammel als Richtersold in Empfang und alles geht hochbefriedigt auseinander.

Kaum aber ist der Onkel abgezogen, da naht sich grinsend Kohorongo und schenkt mir gleichfalls einen Hammel: „Herr, nimm ihn, Du hast gut gerichtet und mir mein wieder lebendig gewordenes Vieh gerettet".

Und eineinhalb Jahre später fiel ihm auch das übrige, dem Onkel gegebene Vieh wieder zu als Judaslohn für Führerdienste auf einer Streife, die jenem das Leben gekostet: Er hatte meine Fettschwänze nicht vergessen können und kurz nach Kriegsbeginn den Überfall auf meine Farm geleitet. — — —

Sonderlich musikalisch sind die Kaoko-Eingeborenen nicht. Die Lieder meiner Kultur-Herero lernen sie ja, doch scheint ihre Begabung weit unter der der Buschleute zu stehen: Ich habe mehrfach gehört, wie wilde Buschmannweiber die ihnen völlig unbekannten Melodieen meiner Leute mehrstimmig mitsummten. Auch zur Begleitung ihrer Tänze leisten die Herero nichts Bemerkenswertes an Musik; im Gegenteile, die Melodieen sind ebenso langweilig und inhaltslos wie die Gesänge: Wenige Worte werden in einer Nacht stundenlang in derselben Tonfolge wiederholt. —

Klein nur ist der Sagenkreis und wenig zahlreich der Fabelschatz der Ovatjimba; er deckt sich mit den bekannten, meist recht anrüchigen Geschichtchen der Herero. Märchenhaft ist nur ihr Aberglaube — ihnen als echten Uber-Animisten ist jedes, aber auch jedes Ding beseelt, der Fingernagel so gut wie das einzelne Haar, der Berg und der Baum, der Regen, das Wasser, der Stein; selbst das gesprochene Wort und das geschriebene erst recht. Besonders kräftig arbeitet ihr Aberglaube in Hinsicht auf den Regen; — doch halt, hierin stehen in Südwest wenig Weiße hinter den Farbigen zurück. Hier ist jeder ein gar gewaltiger Wetterprophet vor dem Herrn, hier hat jeder seine alterprobten, untrüglichen Anzeichen, nach denen er beweist, das kommende Jahr werde dem Lande mit einer geradezu klotzigen Regenzeit aufhelfen. Gibt's im Mai schon ein paar derbe Fröste, dann wird für den nächsten Januar (!) starker Regen vorausgesagt; friert es aber erst im Juni, dann regnet es im Januar noch mehr. Ist der Winter sehr streng, wird es in einem halben Jahre sintflutartig regnen; ist er auffallend milde, dann erst recht. Ist der Frühling warm, ohne Winde: Hei, jetzt kommt aber die Riesen- oder Abgottsregenzeit! Ist der Frühling kalt: Wir bekommen sagenhaften Regen! Ist er normal: Das sage ich Ihnen, so wie es dieses Jahr regnen wird, hat es seit Anno Zwieback nicht mehr gegossen!

Der Hintergrund meines Spottes ist ernst — der Regen ist eben für Südwest das Ein und Alles. Jahrtausendelang ist er in ausreichender Menge gefallen; möge er weiter Segen herniederströmen, das sei der Wunsch, mit dem ich von meinem schönen Südwest scheide, von meinem geliebten Kaokolande, an das ich voller Dankbarkeit zurückdenke. Mit

Ovambo-Weiber (Ozombarantu). Dahinter Kornurnen
Aufn.: Verfasser

Ovakuangara-Weiber
Aufn.: Verfasser

übervollen Händen hat es mir gegeben, was ich gesucht! Und sollte ich der Wissenschaft nichts Neues bringen, so bleibt mir doch der innere Gewinn, den der vertraute Umgang mit der unfaßbar schönen Natur in meinem Herzen verschwenderisch gehäuft, den der trauliche Verkehr mit meiner Tierwelt, der Kampf mit ihren Fürsten in mir angesammelt.

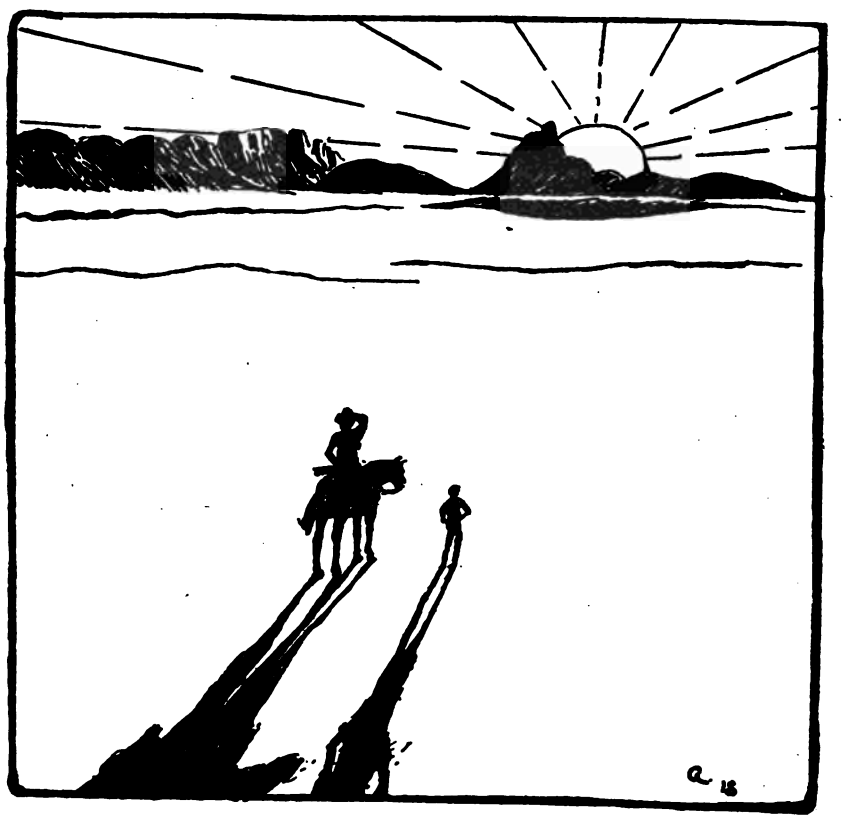
Und sollten in fernem schlimmen Alter jemals die herrlichen Erinnerungen verblassen und trübe werden — zwei Bilder sind für die Ewigkeit hineingemeißelt in mein Hirn gleich wie in funkelndes Erz:

Müde, erschöpft kehre ich von langer Wanderung, von schwerer Bergbesteigung zum Lager heim; abgestumpft sind Nerven und Sinne, mühsam schleppe ich mich vorwärts durch Sonnenglut und Staub. Dicht beim Wasser kreuze ich eine kleine Lichtung — ein Poltern — drüben werden zwei Elefanten flüchtig! Da straffen sich meine Muskeln, da stählen sich alle Nerven wie auf Zauberwort, an die Schulter fliegt die Büchse, und drüben rollt der Bulle mit Blattschuß gleich einem Hasen durch Gras und Dorn. Blitzschnell will ich wieder laden — Herrgott, eine Hemmung! Der Bulle wird scheinbar ganz gesund wieder hoch, ich zerre und reiße am Schloß und blicke mit zusammengebissenen Zähnen hinüber — kalt überläuft's mich — der Tod, das unabwendbare Verhängnis schreitet langsam auf mich zu. Immer näher kommt der Riese heran, den Feind zu suchen, aber der Wind ist günstig, ich verharre bewegungslos — vielleicht läßt er sich täuschen, jede Bewegung wäre sicherer Tod. Im Zickzack sucht er die Lichtung ab, mit dem Rüssel jeden Busch betastend — jetzt — hat er mich eräugt? Geradenwegs kommt er auf mich zu; ich greife nach einem Steine, damit einen Hieb auf das widerspenstige Schloß zu führen — der Elefant sieht die Bewegung, hoch fliegt der Rüssel über die blendend weißen Zähne, gellend schauert mir sein Wutschrei durch's Gebein — mit Gedankenschnelle stürzt er auf mich zu — — — und bricht unmittelbar vor mir tot zusammen. — —

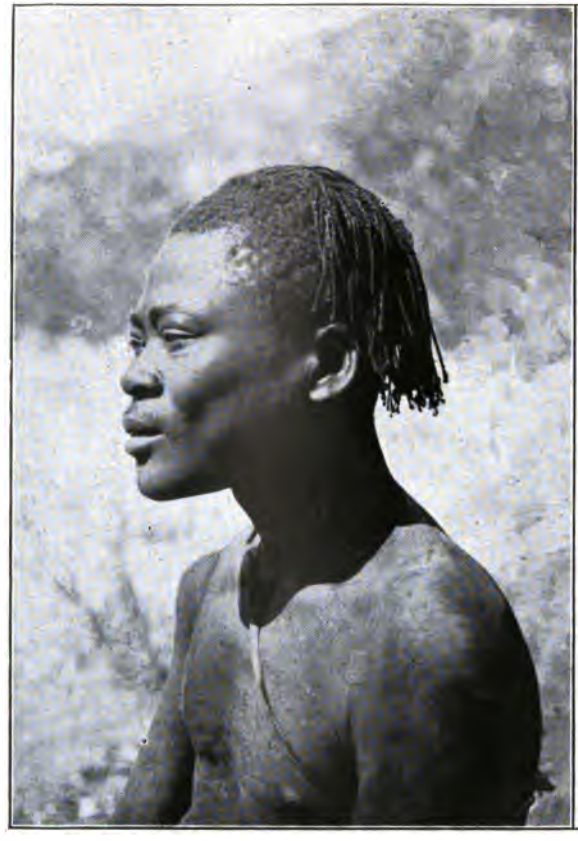
Am selben Abend kauere ich in der Ansitzhütte, gespannt den fernen Elefanten lauschend. Da kommt eine Kuh mit blutjungem Kälbchen an's Wasser; die Alte nervös, kampfeslustig, Kälbchen übermütig und kindlich heiter. Ein Geräusch läßt beide zurückprellen, sichernd fliegt der Rüssel der Alten empor, wichtig ahmt das Kleine die Bewegung nach, dabei das Gleichgewicht verlierend. Beruhigt kehrt die Mutter an's Wasser zurück; sie hat erkannt, daß keine Gefahr droht, nur Kälbchen lauscht noch weiter hinaus in den Dorn — fern schreit ein Elefant — Kälbchen pumpt sich voll Luft, fistelt dünnen Stimmchens eine Antwort in die Nacht und fällt dabei vor Anstrengung mit quietschendem Schrei der Länge nach in den Sand! Sorgsam hilft die Mutter dem strampelnden grauen Klumpen

wieder auf die plumpen Beinchen, und beide ziehen langſam davon in den Frieden des ſtillen Buſches.

Wie in Erz ſind dieſe beiden Bilder in mein Gedächtnis eingemeißelt, unauslöſchlich, was mir weitere Streifen durch Dorn und Steppe auch noch bringen werden. Denn, gilt auch heute mein Sehnen der guten Mutter und den märkiſchen Kiefern, — bald, ſehr bald ziehe ich wieder hinaus in's Reich des wehrhaften Rieſen! —



Ovatjimba



Aufn.: Michatz

Die einzelnen Teile dieses Werkes sind im afrikanischen Busch — am Lagerfeuer, im Zelte, in der Ansitzhütte und auf Märschen entstanden und vielfach unter dem frischen Eindrucke des unmittelbaren Erlebens niedergeschrieben, 1918 und 19 zu vorliegendem Buche zusammengestellt worden.

Möge eine bessere Zukunft den Hoffnungen Erfüllung verleihen, die ich damals für unser schönes Schutzgebiet hegen durfte! — —

Mit der Drucklegung wurde nach meiner Rückkehr aus Afrika begonnen. Dem Alsterverlage bin ich für weitgehendes Entgegenkommen und reibungsloses Zusammenarbeiten zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

Steinhardt.

Anhang.

1) Im Otjihérero liegt der Ton meist auf der ꝛßten Silbe; wo nicht, habe ich die betonte Silbe durch einen Tonstrich kenntlich gemacht.

Z ist immer als stimmhaftes s, ähnlich dem englischen th auszusprechen; s dagegen stimmlos und sehr scharf gleich dem deutschen ß. Bei den häufig vorkommenden uo, ou, ue und eu sind beide Selbstlauter deutlich hörbar auszusprechen. —

Da ich Otjihérero nicht aus Büchern, sondern lediglich mit dem Ohre gelernt habe, so bitte ich um Nachsicht, falls sich in die wenigen Hérerowortе, die ich bringe, Fehler eingeschlichen haben sollten. —

2) Als Deutscher wähle ich in den vorliegenden Blättern stets die deutschen Tiernamen an Stelle der in Südwest gedankenlos eingebürgerten Burenausdrücke und sage:

Statt Kamel	Giraffe, Camelopardalis giraffa
„ Eland	Elenantilope, Buselaphus oreas
„ Gemsbock	Oryxantilope, Oryx gazella
„ Bastardgemsbock	Rappen- (Pferde-) Antilope, Hippotragus
„ Hartebeest	Kuhantilope, Bubalis
„ Bastardhartebeest	Halbmondantilope, Damaliscus lunatus
„ Wildebeest	Gnu, Conochaetes
„ Roibock	Pala- (Schwarzfersen-) Antilope, Aepyceros melampus
„ Duiker (Deuker)	Ducker, Sylvicapra
„ Steinbock	Rotbock, Pediotragus campestris
„ Griesbock	Klippspringer, Oreotragus saltator
„ Quacha (Quagga)	Zebra, Equus
„ Povian	Pavian, Cynocephalus
„ Klippdachs	Klippschliefer, Hyrax
„ Olifant	Elefant
„ Seekuh	Flußpferd, Hippopotamus
„ Rinoster	Nashorn
„ Wolf	Hyäne

Statt	Wilder Hund	Hyänenhund, Lycaon pictus
„	Erdwolf	Zibethyäne, Proteles lalandei
„	Jakal	Schakal
„	Nijakal	Löffelhund, Otocyon megalotis
„	Leo	Löwe
„	Tiger	Leopard
„	Rotkatze	Luchs oder Karakal, Felis caracal
„	Stinkdachs	Honigdachs, Mellivora ratel
„	Berghahn	Gaukler, Helotarsus
„	Unterbeiki	Schwarzer (Abdim-) Storch, Cyconia abdimii
„	Springhahnvogel	Heuschreckenhabicht, Melierax polyconus
„	Pfefferfresser	Glatthornvogel, Lyphoceros erythrorhynchos
„	Pau	Großtrappe
„	Ossenschlange	Riesenschlange, Pyton
„	Leguan	Waraneidechse, Varanus.

Ich schreibe statt Kaokoveldt Kaokofeld
„ Gauko-Otavi Kaoko-Otavi
„ Kameldornbaum Giraffenakazie (Schirmakazie).

Es seien hier, soweit ich sie habe feststellen können, die lateinischen Namen der in diesem Buche erwähnten Pflanzen angegeben:

Omutati (Mopane)	Copaiba mopane
Anabaum	Acacia albida
Omumborombonga	Combretum primigenium
Fächerpalme	Hyphaene ventricosa
Wasserwurzel	eine Asclepiadee
Wildzwiebel	Cyperus edulis
(Hier unter dem Namen Anki sehr bekannt und, in Asche geröstet, sehr beliebte Speise).	
Welwitschia	Welwitschia mirabilis

Die zahllosen Mispeln, die auf fast allen Hölzern des Kaokofeldes schmarotzen, werden einer späteren Nutzung der Bestände vielleicht im Wege stehen. Eine Krähenart (?) baut ihre Nester mit Vorliebe auf Mispel-tragende Äste und ahmt dabei die vertrockneten Schmarotzer täuschend nach. —

3) Ob Buschleute die Affen essen, weiß ich nicht, möchte es aber annehmen, da der Buschmann vom nackten Zaunkönig-Nestjungen bis zum Ochsenfrosche, von der Raupe bis zur Kobra nichts, geschweige denn aber ein saftiges Stück Fleisch verschmäht.

4) Wenn ich schreibe: „Frische Weide stand ihnen in jener Jahreszeit nicht zu Gebote", dann sollen diese Worte keinesfalls im Widerspruche zu Schillings stehen, der — meines Wissens als Erster — darauf hingewiesen hat, daß die Steppentiere dank ihrer scharfen Sinne selbst in den trockensten Monaten doch unter Millionen von verdorrten Grasbüscheln einen zufällig noch grünen zu finden wissen, wie man beim Aufbrechen und Untersuchen des Mageninhaltes oftmals feststellen kann. Im Kaokofelde müssen solche saftigen Leckerbissen in der Trockenzeit aber derartig selten sein, daß ihre Feuchtigkeit dem Einhufer nicht zu genügen vermag.

Antilopen haben in der Regel eine auffallend kleine Blase und nässen sehr wenig, scheiden aber mit der Losung sehr viel Feuchtigkeit aus. Der Feuchtigkeitsverlust durch die Hautatmung kann nur ganz verschwindend gering sein; wissenschaftliche Untersuchungen dieser Frage sind mir nicht bekannt geworden.

5) Ein sehr bekannter moderner Zoologe schreibt in seinem Buche:

„. . . Denn abgesehen davon, daß der Anblick (eines Elefanten, dem die Natur statt eines Rüssels einen Giraffenhals angezüchtet hätte), wenig schön gewesen wäre, hätte die Nase in einer Höhe geschwebt, die für das Wittern der Feinde, also z. B. von Menschen oder großen Katzen, sehr ungünstig war".

Der Herr Verfasser kann niemals einen Elefanten in freier Wildbahn gesehen haben, denn gerade das Wittern mit hoch über den Kopf erhobenem Rüssel fällt dem Neulinge auf der Jagd am ersten auf. Auch wenn dem Riesen keine Gefahr droht, er also den Rüssel nicht um ihn vor Bissen zu schützen hochhebt, prüft er stets nur die oberen Luftschichten — es sei denn, daß er eine Fährte verfolgt.

Was die großen Katzen als Feinde des Elefanten anbetrifft, so scheiden sie nach meinen afrikanischen Beobachtungen als zu fürchtende Feinde des Elefanten vollkommen aus; ja, ich möchte vermuten, daß der Löwe auch einzelne Elefantenkälber nicht angreift, da er eben eine gar zu große Angst vor der Witterung der Riesen an den Tag legt, wie weiter unten beschrieben wird.

6) Wenn ich mich recht erinnere, bringt Roosevelt, allerdings ohne es zu wissen, als Einziger ein Beispiel dieser Feindschaft: Er berichtet, wie ihm einer seiner Jäger eine Stelle zeigt, an der er vor Jahren „ein ganz wunderbares Ereignis" (oder so ähnlich) beobachtet: Ein paar Elefantenkühe hätten sich unter wütendem Geschrei auf ein Gebüsch gestürzt und einen Löwen daraus verjagt. Weder der Berufs- noch der Reklamejäger finden eine Erklärung für dieses Verhalten der Dickhäuter.

7) Otuzemba hat hier mit dem Stamme „vergessen“ wohl nichts zu tun, sondern zielt in Verbindung mit der Wasserstelle auf das fahlbraune, einer gewissen eanda heilige Vieh, das an dieser Wasserstelle gehalten wurde.

Die eanda — Mehrzahl: omaanda — ist etwas ähnliches wie eine Sippe, ein Clan, und besitzt als solche unveräußerliches Sippeneigentum. — Neben den auf dem Mutterrechte aufgebauten omaanda gibt es auch eine auf dem Vaterrechte beruhende Einteilung des Hererovolkes in otuzo. Beide spielen unentwirrbar ineinander über und quälen ihre Angehörigen mit tausenderlei Speiseverboten und Aberglauben.

8) Daß ich von diesen Kämpfen zwischen Ovatjimba, Ovambo und Hottentotten überhaupt etwas erfahren habe, ist der Beweis, von wie großem Glücke ich auf meinen Forschungen begünstigt war. Vergebens habe ich in der einschlägigen Literatur, so weit sie mir zugänglich war, danach gesucht; viele tüchtige Kenner des Landes, selbst alteingesessene Missionare hielten meine Berichte für Hirngespinste, bis das hier im Auszuge wiedergegebene Schreiben des Herrn Missionars Kust meine Angaben bewies:

Keetmanshoop, den 23. November 1917.

Sehr geehrter Herr Steinhardt,

„. . . . Was ich nicht geglaubt habe, — — ich habe eine Bestätigung dessen, was Sie unter den Ovatjimba gehört haben, von meinem Hottentotten-Schulgehilfen Dausab erhalten. Er erzählt, von den Großleuten und Alten des Hottentottenstammes der Gei-ǂKom (auch ǂKomben, die sogenannte „Rote Nation“ auf Hoachanas) in seiner Jugend, als er noch Schuljunge war, von diesen Raubzügen gehört zu haben. Damals waren noch einige von den Leuten am Leben, er nannte mir zwei mit Namen, Gawidab und Gaoëb; sie seien aber damals schon vollständig gealtert gewesen. Da Dausab jetzt etwa 45—50 Jahre alt ist, kann man danach diese Raubzüge etwa um 1830 datieren; vor Jonker Afrikaners Zeiten muß es gewesen sein, sagt Dausab, denn Jonker ist mit Gewehren in's Ovamboland gezogen . . . . . Seien sie mehrmals nach Norden gezogen und hätten reiche Beute an Rindern mitgebracht. . . . . Vor einigen Monaten starb in meiner Gemeinde eine Frau, Omuambo, die in den früheren Kriegen mit den Ovambo hierher verschleppt worden sein muß, und die ganz die Namasprache redete. Es sind mehrere solcher Weiber hier, die aber alle aus der Zeit stammen, wo die Hottentotten bereits mit Gewehren bewaffnet kamen . . . . .“

Ich weiß sehr wohl, daß die Aussagen des hier erwähnten Hottentotten mit großer Vorsicht zu genießen sind; deshalb bleiben sie aber doch ein interessanter Beweis meiner Behauptungen.

9) Unter „Brack“ versteht man in Südwest eine Art natürlicher Salzlecke; nicht etwa Pfannen, in denen reines Salz zutage tritt, wie die weiter unten beschriebene Etoschapfanne, sondern Stellen, deren lehmige Erde salzhaltig ist. Alles Schalenwild nimmt besonders gegen Ende der Trockenzeit diese Brackstellen regelmäßig an, seinen Salzbedarf zu decken.

— — Eine wissenschaftliche Erörterung über die Entstehung der Bracks ist mir nicht bekannt geworden. — Bittere und salzige Wasserstellen gibt es besonders im westlichen Kaokofelde in Mengen; weit im Westen findet man auf dem Sande fast aller Flußläufe salzige und salpetrige Ausblühungen. Was aber die Brackstellen anbelangt, besonders die im östlichen Kaokofelde, so möchte ich sie mit salzhaltigem Untergrunde nicht in Zusammenhang bringen, denn das Brack findet sich mit zuverlässiger Regelmäßigkeit da, wo zur Regenzeit ein Wassertümpel sich bildet. (Zwei oder drei von mir beobachtete Ausnahmen bestätigen diese Regel.) — Alljährlich wüten Steppenbrände. Kaum hat sich das Wild von dem Feuerschrecken erholt, da zieht es in Scharen nach der Brandstätte, die salzige Asche zu lecken und an den frischen Trieben der verbrannten Grasbüschel zu knabbern. — Der erste schwere Regen schwemmt die Aschenreste nach tiefer gelegenen Geländestellen, an denen sich schließlich Tümpel bilden, deren Wasser die Salze aus der Asche laugt. Dies hat sich seit Jahrtausenden wiederholt; das Wasser verdunstet nach wenigen Tagen oder Wochen, die Salze ziehen mit der letzten Feuchtigkeit in den schlammigen Untergrund — und das Brack ist fertig. — Hoffentlich hält diese meine Deutung über die Entstehung der Brackstellen vor fachmännischem Urteile stand. — —

Nicht gar zu weit von Grootfontein entfernt befindet sich im Sandfelde ein Brack, an dem schon so manche Elenantilope ihr Leben hat lassen müssen. Einer der in jener Gegend hausenden Farmer erörterte allen Ernstes die Frage, das 20 Morgen große Brack mit einer Mauer zu umgeben, dann zu warten, bis ein paar hundert Elens durch das Tor in die Falle marschiert seien, das Tor zu schließen und vom nächsten Tage ab Großhandel mit Elenhäuten, -Gehörnen und -Wildpret zu treiben. . . . .

Diese famose Mauer hätte übrigens recht hoch aufgeführt werden müssen, denn die Elens sind gewandte Springer: Ich streifte einem Bullen mit zu hoch gegangener Kugel den Rücken, worauf das schwere Tier sich senkrecht bis gut mannshoch über den Rücken des neben ihm stehenden Bullen in die Luft schnellte, also aus dem Stand vier Meter hoch sprang. — —

10) Auffallend häufig trifft man bei den verschiedenen Ovamboſtämmen Weißlinge. Von mir befragte Miſſionare meinten, Inzucht ſei nicht die Urſache dieſer merkwürdigen Erſcheinung, wußten aber irgendeine Erklärung nicht zu geben. Nach dem naiven Glauben des Volkes entſteht ein Weißling dadurch, daß die Mutter während der Schwangerſchaft im Felde von einem ſchweren Platzregen überraſcht wird, der ihr durch die Haut dringt und von dem Keimling die noch nicht richtig „getrocknete“ Farbe abwäſcht.

Scheußlich ſehen dieſe blaß-rötlichweißen Kerle aus! Die fünf oder ſechs, die näher anzuſehen ich mich überwunden, waren geiſtig augenſcheinlich nicht ganz auf der Höhe, beſonders nicht die beiden, die mir ein Ovambohäuptling als Sklaven ſchenkte, — ſchenkte, wohl weil er ſie als läſtige Volksgenoſſen los ſein wollte, denn daß ich höflich, aber ſehr entſchieden ablehnte, war ihm gar nicht recht. — Unter den Farbigen nehmen dieſe Weißlinge keine irgendwie beſondere Stellung ein, wenigſtens nach meinen, in dieſem Falle allerdings nur oberflächlichen Beobachtungen.

11) Dieſe Zwergbienen gehören alle — es gibt verſchiedene Arten — zur Gattung Trigona. Sie legen Vorrats- und Brutneſter getrennt an: Die mit beſonderer Hülle umgebenen Horizontalwaben enthalten die Brut, während Honig in den vorbeſchriebenen, ſenkrechten Einzeltöpfchen aufbewahrt wird.

12) Die Verfechter dieſer Behauptung ſtützen ſich auch darauf, daß vor einem knappen Menſchenalter das Otjihérero j e d e Katze mit óngue bezeichnete, heute aber óngue lediglich Leopard bedeutet und die Haus- ſowie wilde Kleinkatze okambihi heißt.

Die Wandlung des Wortbegriffes óngue iſt belanglos, denn wie ich weiter unten dartun werde, ändert ſich das Otjihérero wie alle ſchriftlich nicht feſtgelegten Sprachen in ſtändigem Fluſſe und außerordentlich ſchnell. Und okambihi iſt wohl gar kein Otjihérero, ſondern ein Lehnwort aus dem — — Deutſchen! „Mies“ nennen und rufen wir die Katze; der Herero, der dieſes Wort nachſprechen will, muß hinter das M ein b ſetzen, denn ſo iſt er den Zuſammenklang mit dem i gewohnt. Als kleines Tier hat die Katze nach dem Aufbau der Sprache den Anſpruch auf die allen kleinen Dingen und Weſen zuſtehende Vorſilbe oka; s am Ende eines Wortes iſt unmöglich, Verdoppelung des Endſelbſtlauters aber ſehr beliebt: Und aus dem deutſchen „Mies“ wurde gut oder vielmehr ſchlecht Otjihérero „okambihi“.

Im nördlichen Kaokofelde und bei den Herero in Angola ist das Wort okambihi noch nicht bekannt, dort heißt noch heute jede Katze einfach ongue, der Leopard so gut wie die Kleinkatze. Mehrfach konnte ich beobachten, wie das Wort okambihi durch meine Leute verbreitet und von den freien Eingeborenen angenommen wurde.

13) Der Umstand, daß in sehr, sehr seltenen Fällen einmal ein Bulle beobachtet wird, der riesige, weit über mannslange Stoßzähne trägt, stützt meine Ansicht über deren Zweck: Es handelt sich dann, oder vielmehr es könnte sich dann um Tiere handeln, die aus irgendeinem Grunde jede Grabetätigkeit aufgegeben haben. Warum aufgegeben haben? Nun, Krankheit kann die Ursache sein, Magenkrankheit. Oder ein hohler Zahn: An den ausgegrabenen Wurzeln haften Erde und Steine, weshalb soll da bei festem Zubeißen nicht auch einmal ein Elefantenzahn in die Brüche gehen? Oder eine Kugel hat das Kauwerkzeug zerschmettert — genug, der Bulle kann wohl weichere Kost bewältigen, empfindet aber beim Beißen auf Erde und Steinchen heftige Schmerzen. Also gibt er das Graben nach Wurzeln auf, nutzt den weiter wachsenden Stoßzahn nicht ab. Und wenn nun durch einen immerhin möglichen Zufall auch der nächste Backenzahn nicht in Ordnung wäre, dann könnte man schon annehmen, die Stoßzähne seien inzwischen so groß geworden, daß sie als Grabwerkzeug nicht mehr zu gebrauchen wären. Dann wüchsen sie munter weiter und weiter — daß sie aber so groß und schwer würden, daß der Bulle beim Vorwärtsgehen seine Zähne einem andern Elefanten auf den Rücken legen müßte, das glaubt der Jäger wohl selber nicht, der uns in seinem Buche von einem solchen Falle berichtet.

Ich halte es auch für möglich, das seelische Gründe einem Elefanten das Graben nach Wurzeln verleiden könnten. Man braucht dabei noch gar nicht so weit zu gehen, an Gemütskrankheiten oder Geistesstörungen zu denken, die doch sicherlich im Bereiche der Möglichkeit liegen; nein, irgendeine böse, vom Tiere falsch gedeutete Erfahrung könnte die Ursache sein. Bekannt ist, daß man den abgerichteten Elefanten, der ein einziges Mal durch die Schaubühne durchgebrochen ist, weder mit Güte noch mit Gewalt wieder auf die Bretter bekommt; man weiß, wie außerordentlich schreckhaft die Riesen sind: Wie leicht wäre es möglich, daß der Koloß, mehrfach beim Graben nachdrücklich erschreckt, den Wurzeln freiwillig entsagt? Und so ließen sich noch viele Beispiele ausdenken, so viele, daß ich beinahe fürchten muß, ihre Anzahl bewiese die Unrichtigkeit meiner Ansichten, und es sei falsch

von mir gewesen, als Beobachter nur des westafrikanischen Elefanten ein so heikles Thema wie die Stoßzahnfrage überhaupt angeschnitten zu haben. —

Für diejenigen meiner Leser, die den eigenartigen Zahnwechsel des Elefanten nicht kennen, sei zur Erklärung des oben Gesagten berichtet: Der Riese trägt in jeder Kieferhälfte nur je einen Backenzahn. Dieser Zahn wandert langsam im Kiefer nach vorne, die gewaltige Wurzel wird vom Körper aufgesaugt, der Schmelz nutzt sich ab, und schließlich hängt der einst so große, lange Zahn nur noch in Gestalt eines thalergroßen Knochenplättchens vorne am Zahnfleisch, um alsbald ganz abzufallen. Im gleichen Maße, wie der Zahn nach vorne wandert, schiebt sich sein Nachfolger von hinten her ihm nach, und das wiederholt sich angeblich sechsmal; jeder Zahn steht an die 24 Jahre im Dienste der gewaltigen Kaumuskeln.

Die naheliegende Frage nach dem Alter, das der Elefant in freier Wildbahn erreicht, ist noch nicht gelöst. Die Wissenschaft gibt ihm 120 Jahre; ich muß mich ihr beugen, da ich meine Überzeugung nicht beweisen kann, nach der man dem Riesen drei bis vier Jahrhunderte zubilligen müßte.

14) Den Sprachenkenner wird folgende Eigentümlichkeit überraschen: Das ganze Volk nennt sich „Ovatjimba“. Mit dem gegen jede Otjihérero-Regel widersprechenden Worte „Ozondjimba“ aber bezeichnen sich die verstreut und vereinzelt wohnenden Horden im südlichen, weniger dicht besiedelten Teile des Kaokofeldes.

15) Großen Staub wirbelte ein mit allen nur denkbaren Hunden gehetzter Beamten-Bambuse auf, das Urbild des verkommenen Hosenniggers und Kulturkaffern, der eines schönen Tages vor dem Bezirksamtmanne in X. erschien und von seiner Eheliebsten geschieden zu werden verlangte. (Solche Interna erledigen unsre schwarzen Brüder sonst immer unter sich, ja, scheuen das Eingreifen der Weißen außerordentlich).

Scheidung eines Eingeborenen — eine solche Gelegenheit zum Regieren durfte sich der Bezirksamtmann nicht entgehen lassen: Sicherem Vernehmen nach schob er deshalb nicht nur seinen schwer verdienten Heimatsurlaub für sechs Monate hinaus, sondern kam sogar auf den ausgefallenen Gedanken, schleunigst Otjihérero zu lernen, obwohl er doch schon zwölf Jahre lang ohne Kenntnis dieser Sprache die Herero salomonisch weise, d. h. nach Schema F, regiert hatte. . . .

Auch der Missionar geriet in Feuer und predigte, nachdem er das vorgeschriebene Ärgernis genommen, mehrere Sonntage wirklich er-

greifend über das Sakrament der Ehe; auch versäumte er nicht, die Angelegenheit im Missionsberichte eingehend zu beleuchten als glänzenden Beleg für die Gnade, die jede Sendlingsarbeit beschattet.

Nur der mit den notwendigen Erhebungen zu dem „Fall" beauftragte Polizeisergeant soll sich im vertrauten Kreise etwas zu frei über die ganze Geschichte geäußert haben. Na, jedem Einzelnen ist es ja auch nicht gegeben, von hoher Warte aus sich die großen Gesichtspunkte des Kolonisierens zu eigen zu machen. —

Nachdem das Aktenstück „Herero Kafjire contra Hererotweib Maria" genügenden Umfang gewonnen, die verschiedenen Sühnetermine ergebnislos verlaufen waren, wurde die Scheidung der Ehe in feierlicher Sitzung ausgesprochen. Am andern Morgen aber hinterbrachte man dem Bezirksamtmanne, daß die Geschiedenen die Nacht wie gewöhnlich im selben Pontok Arm in Arm verbracht; Amtmann und Missionar ließen sich das Paar kommen und erhielten von dem grinsenden Kafjire die verblüffende Antwort:

„Mit Maria ich nicht schlafen sollen — warum? Maria meine Frau! Schon immer Maria meine Frau! Ich schwarzes Gesicht, aber Missionar sagt, ich weißes Herz. Weiße Männer sich auch von Frau scheiden lassen, — weshalb ich nicht auch von Frau scheiden lassen? Ich doch beinahe weißer Mann, nur schwarzes Gesicht. Und ich weißes Herz, Missionar sagt doch".

Sprach's und schlug sich seitwärts in die Büsche. — —

— Ich habe in diesen Blättern mehrfach über die Mission gespottet und empfinde es deshalb als Ehrenpflicht, ausdrücklich zu betonen, daß ich immer nur die Sache, nie aber die Person gemeint habe. Mit herzlichem Danke erinnere ich mich der Stunden, die ich in Missionshäusern verbracht! Fast ausnahmslos traf ich Herren, die ich wegen ihrer Herzensgüte und abgeklärten Ruhe nur beneiden kann; immer aber selbst für afrikanische Begriffe weitgehende, liebevolle Gastlichkeit — und das bei Männern, die auch von der weißen Bevölkerung so oft geradezu unflätig verdächtigt und beschimpft werden.

Aber die Ziele der Mission? Nein, da halte ich es mit unserm größten Afrikaner, dem meist sehr zu Unrecht angegriffenen Peters, der da riet, aus den Negern ein Volk der Arbeit zu machen, wie wir ein Volk in Waffen sind; erst sollen sie arbeiten, dann beten lernen! Jetzt aber schon diesen extrem gemütlosen Menschen das Evangelium zu predigen, darüber vergl. Mathäus 7, Vers 6. —

16) Natürlich findet man auch Zeichnungen, deren Urheber Stümper waren, aber das ist die Ausnahme. Mit welch' scharfem Blicke die Künstler unter den Buschmannmalern das Wild beobachtet, lehrte mich das Bild eines zum Boden niederstoßenden Raubvogels, das ich eigens als Beleg für schlechte Beobachtung mir von der Felswand abgepaust hatte. Durch Zufall geriet mir wenige Tage darauf ein sich zum Wasser herablassender Adler auf die Lichtbildplatte, und siehe da, die Linse hatte ihn in derselben Haltung gezeichnet wie der Buschmann vor 3000 Jahren!

Auf der beigefügten Abbildung ist der Mann mit dem Schilde besonders bemerkenswert und regt zu — wahrscheinlich fruchtlosem — Nachdenken an: Den Schild führen nämlich unsere westafrikanischen Stämme nicht, weil ihre Waffe der Pfeil ist; den Schild kennen nur Völker, die allein mit der nur eine Hand benötigenden Lanze kämpfen. Gerade aber der abgebildete Buschmann schwingt den Bogen über dem Schildrande.

Die Erlaubnis, dies Bild zu veröffentlichen, danke ich Herrn Hauptmann Weiß, Oufjo; die Aufnahmen und Pausen der von mir gefundenen Bildwerke haben mir die Engländer geraubt.

Der Ansicht, daß alle diese Zeichnungen in Wahrheit Illustrationen zu Fabeln, teilweise auch Landmarken und Grenzweiser seien, kann ich mich nicht anschließen: Dazu bedecken sie mancherorts die Felsen in gar zu großer Anzahl. —

17) Den sinnlosen Namen „Steinzebra" verdankt der Klippspringer einem schlecht unterrichteten Wörterbuche, aus dem unglücklicherweise alle übrigen abgeschrieben zu sein scheinen. Es leitet den Hereronamen des Tieres, ongoromaue (im Sprachgebrauch meist kürzer ongoróue oder auch ongórue) von éue, Mehrzahl omaue, Klippe, und ongoro, Zebra, ab, übersieht aber, daß ongoro auch Knie bedeutet. Ongoromaue ist also wohl weniger das „Steinzebra" als vielmehr „das Tier, das sich mit starkem Knie (Sprunggelenk) über die Klippen schnellt."

Zu den Bildern.

Die gesamte Ausbeute an Lichtbildern, die ich bis zum August 14 aufgenommen, ist mit meinem bei Kriegsausbruch von Eingeborenen niedergebrannten Hause verloren gegangen.

Die Aufnahmen, die ich nach der Übergabe des Landes gemacht, darunter unwiederbringliche, oft mit recht erheblicher Lebensgefahr gewonnene Blitzlichtbilder, haben mir die Engländer und Buren teils gestohlen, teils ohne einen Schein von Recht amtlich abgenommen.

Ich muß daher um Nachsicht bitten, wenn der Leser von den diesem Buche mitgegebenen Aufnahmen enttäuscht ist. —

Die Streubilder stammen von der Hand der Herren C. W. Michaß und H. A. Aschenborn. Beider Zeichnungen geben die einzelnen Vorwürfe durchaus naturgetreu wieder. — Herr Michaß hat seine Studien im Kaokofelde selbst gemacht; leider war es bei den jetzigen Papierpreisen und Herstellungskosten unmöglich, die von ihm geschaffenen Ölbilder in dies Buch aufzunehmen, das andernfalls eine Sammlung von Kunstwerken geworden wäre.

Besonders sei darauf hingewiesen, wie trefflich die beiden Herren es verstanden haben, in einzelnen Skizzen die Anpassung der Formen des Wildes an die Umgebung darzustellen. —

Meine Absicht, auch Abbildungen einiger meiner wissenschaftlich hoch interessanten zoologischen Präparate zu bringen, ist gleichfalls daran gescheitert, daß die Engländer mir meine Sammlungen abgenommen haben.

Verzeichnis der Bildtafeln.

Tafel 1 Regentümpel, Wasserstelle Otjondera
„ 2 Oryxantilope, Abnorme Gehörne
„ 3 Kudubulle im Mundbett
„ 4 Kuhantilope
„ 5 Landschaft
„ 6 Geparden, Oryxantilope
„ 7 Buschmannweib
„ 8 Nebenfälle des Kambele-Kataraktes
„ 9 Welwitschia
„ 10 Reitochsen
„ 11 Steppenlandschaften
„ 12 Gnubulle, Auskriechende Chamäleons
„ 13 Ovambo
„ 14 Strauße
„ 15 Omutjimba
„ 16 Herero und Buschleute
„ 17 Herero
„ 18 Ovatjimba-Weiber, Ovakuangara-Weiber
„ 19 Hottentotten-Weiber
„ 20 Weißer Kudubulle
„ 21 Pontokberge
„ 22 Namib
„ 23 Ozombarantu-Weiber, Ovakuangara-Weiber
„ 24 Ovatjimba

Verzeichnis der Streubilder.

Seite 5 Kóvarebschlucht
„ 6 Kudubulle
„ 7 Omangóngoa-Wespen beim Nestbau
„ 8 Champignon
„ 9 Oryx beim Wurzelgraben
„ 10 Springbock und Rotbock in natürlichem Größenverhältnis
„ 11 Schießpontok an der Wasserstelle Otjotoángoma (Trappenplatz)
„ 12 Ducker und Perlhühner
„ 14 „Erdmännchen", Pillendreher
„ 15 Warzenschwein
„ 16 Schakal
„ 18 Elefant
„ 19 Termitenhaufen
„ 21 Tafelberg
„ 22 Zebrahengst
„ 24 Elefant
„ 26 Kobra in Kampfstellung
„ 29 Gnubulle
„ 34 Flußbett nach dem Regen
„ 36 Ochsenwächter, Joch
„ 37 Durstiger Trunk aus dem Wassersack
„ 38 Ochsenwagen
„ 39 Zur Tränke ziehende Elefantenherde
„ 43 Reiter
„ 49 Elefanten am Wasser
Seite 50 Elefantenkuh
„ 51 Schirmakazie mit Siedlersperlingsnest
„ 52 Löffelhund
„ 54 Windhose
„ 55 Fangkraal
„ 56 Perlhuhn, Steinfalle der Kaffern
„ 57 Leopard
„ 60 Eingeborener
„ 63 Blühende Aloe
„ 65 Perlhühner
„ 66 Werftältester
„ 68 Elefant
„ 69 Hottentott
„ 70 Paviane
„ 71 Paviane
„ 72 Elefantenkuh
„ 76 Elefanten am Wasser
„ 78 Webervogelnester
„ 79 Kambelefall
„ 80 Nashorn
„ 86 Jagdpferd
„ 90 Schildkröte
„ 91 Schildkröte
„ 92 Schildkröte
„ 94 Zusammengebrochener Elefant
„ 95 Elefant
„ 96 Springbock
„ 97 Springbock
„ 98 Chamäleon

Seite 99 Kudubulle
„ 101 Kudubulle
„ 104 Oryxantilopen
„ 105 Springböcke, Strauße
„ 106 Strauß, Springbock
„ 110 Elefanten
„ 114 Elefantenrüsselkäfer
„ 116 Chamäleon
„ 117 Chamäleon, Mauergekko
„ 123 Fächerpalme
„ 125 Elefanten an der Tränke
„ 128 Affenbrotbaum
„ 132 Pavian
„ 136 Am Lagerfeuer
„ 141 Flußpferd
„ 142 Zebra
„ 145 Krokodil
„ 146 Rosenpapageien
„ 147 Rosenpapageien
„ 149 Omutjimba
„ 151 Herero-Häuptlingsgrab
„ 156 Waffen und Geräte der Ovatjimba
Seite 165 Oryxhetze
„ 166 Reiter
„ 167 Giraffenbulle
„ 168 Giraffe
„ 169 Oryxhetze
„ 172 Zebras
„ 175 Pavian
„ 177 Rotbock, Mopanelaub
„ 178 Fünf Monate altes Oryxkalb
„ 180 Steppenbrand, Schakal, Löffelhund
„ 181 Springbock
„ 182 Giraffe
„ 183 Chombo-Gebirge
„ 184 Buschmannzeichnungen
„ 188 Adler
„ 189 Oryx
„ 192 Stachelschwein
„ 200 Motiv aus der Namib

Inhaltsverzeichnis.

Abhängigkeit des Wildes von Klima und Land 21—22
Abnorme Gehörnbildungen 191
  Ducker 191
  Klippspringer 191
  Kudu 191
  Oryx Tafel 2
  Rind 90
  Rotbock 191
  Springbock 106
Affenbrotbaum Abbldg. 128
Aloë Abbldg. 63
Ameisen 8, 115
  als Termitenfeinde 115
Ameisenlöwe 115
Anpassung siehe Schutzfärbung
Ansitz am Wasser 10—19
Apus 148

Balztänze von Strauß u. Trappen 134
Bandwurm 61—62
Bärenrobbe 187—88
Bäume
  Affenbrotbaum 128
  Feige 6
  Omumborombonga 6, 8
  Omutati 5—6
  Ongombati 5—6
Bienen 113—14
  Siehe auch Mörtel- und Zwergbienen
Blaubock 40
  Losung 40
  Vorkommen 29
  Würmer 62
Blutegel 62
„Blutwunder" 62
Brack Anhang Anmerkg. 9
Brandberge 32
Breitmaulnashorn siehe Nashorn
Brunftzeiten 73, 133
Büffel 29, 41
Buschküche 136—37
Buschmänner
  Abbldg. Tafel 7
  Buschmannzeichnungen 183—84, Anhang Anmerkg. 16, Abbldg. 184
  Kindersterblichkeit 144
  Musikalische Begabung 198
  Nahrung Anhang Anmerkg. 3

Chamäleon
  Abbdlg. 98, 116, 117, Tafel 12
  Chamäleon und Gekko 117
  Eierablage 117
  Geruchssinn 116—17
  Nahrung 116
  Zähmung 116—17
Champignon
  Abbdlg. 8
  Wechselbeziehung zu Termiten 8
  Standort 8

Ducker
  Abbdlg. 12
  Abnormes Gehörn 191
  am Wasser 12
  Angebliches Erblinden in Gefangenschaft 160
  Ducker und Hyänenhund 21
  Jagd 12
  Spiel mit Perlhühnern 12
  Vorkommen 29

Würmer 61—62
Zähmung 181

Chombogebirge
Abbdlg. 183

Eidechsen
Waraneidechse 14

Eingeborene
Zu beachten: Seite 22, Ende des obersten Absatzes!
Allgemeines 60—61, 65—66, 86—87, 92—93, 98—99, 151—55, 161—62, 164, 190—91, 193—94, Anhang Anmerkg. 15
Äußere Erscheinung 163
Scharfäugigkeit 171, 175
„Tugendschleife" 162
Umgebung und Gehirnbildung 170
Siehe auch Ovatjimba (Herero), Ovambo, Kaffern, Hottentotten, Buschmänner

Eingeborene des Kaokofeldes
Siehe Ovatjimba

Einhuferpest 62, 85, 89

Elefant
Abbldg. 18, 24, 39, 49, 50, 68, 72, 76, 94, 95, 110, 125
am Wasser 18—19, 48—49, 72, 77—78
Auge 74, 75
Ausstellen von Posten 24
im Bade 49, 76
Begabung 65
Blutegel 62—63
Brunst 73
Zur Charakteristik 24—25, 68, 71, 72, 76, 107, 110, 111, 126
Elefantenammen 49—50
Elefant und Hund 111
Elefant und Feuer 24, 26
Erlebnisse mit Elefanten 24, 25, 46—47, 75—76, 77—78, 106, 107, 109—10, 126, 199—200
Familienbildung 47, 49
Feindschaft mit Löwe 29—31, Anmerkg. 5 u. 6 im Anhang
Geschoßwirkung 95, 132—33
Graben nach Wurzeln u. Wasser 126—27
Herdenbildung 47, 72, 76
Jagd 73, 74, 94—95, 107, 109—10, 125—26, 128, 130—32, 199
Kaokoraffe 26
Krankheiten 61
Losung 39—40
Milch 50
Nase 107
Ohr 74
Saugkälber 39, 46, 48
Schädel 129, 133
Schlammpanzer 176
Schnelligkeit 68—69
Schußarten 95—96
Schutzfärbung u. Anpassung 73—74, 176
Stimme 52, 107—8
Stoßzähne 77, 126—27, 129, Anhang Anmerkg. 13
Tränken 72
Vergesellschaftung mit Giraffen 27
Verhalten toten Artgenossen gegenüber 67—68
Verständigung 67
Vorkommen 41, 71—72, 76
Wanderungen 71, 72
Wechsel und Fährte 68, 73, 146
Weideplätze 69
Wildpret und Feist 129
Wittern 23, 24, 72, Anhang Anmerkg. 5
Würmer 62
Zähmung im 16. Jahrhundert? 125
Zahnwechsel Anhang Anmerkg. 13

Elefanten-(Rüssel-)Käfer Abbldg. 114

Elenantilope
Erkrankung an Rinderpest 61
Fang am Brack Anhang Anmerkg. 9
Kämpfe 100
Losung 40
als Springer Anhang Anmerkg. 9
Vorkommen 28
Zähmung 181

Ente 29, 35

Erdferkel 17

„Erdmännchen" 14, Abbldg. 14, 56

Esel
Begabung 82, 83
Einhuferpest 85
Esel und Ziege 82
Herdentrieb 85
Stärke 82

Europäer
Beeinflussung durch Klima, 53—54, 195
Fett- und Zuckerhunger 163
Krankheiten 53—54
Ortssinn 86—87

Fallenjagd siehe Jagd
Feige 6
Feldkost 8—9, Anmerkg. Seite 7
Flamingo 29
Flußpferd
Abbldg. 141
Jagd 28, 190
Kampf der Bullen 190
Landwechsel 28, 146, 189
Vorkommen 28, 189
Zähne 191

Gackelhuhn (Kleintrappe)
Stimme 51, 135
Betragen 135—136
Gänse 35
Gaukler 13, 52
Abbldg. 13
Gekko
Abbldg. 117
Gekko und Chamäleon 117
Zähmung 117
Gepard
Abbldg. Tafel 6
Vorkommen und Jagd 56
Giraffe
Abbldg. 167, 168, 182
Hetzjagd 166—68
Kaokoarten 168
Losung 40
Schutzfärbung 174, 176
Unabhängigkeit vom Wasser 22
Vergesellschaftung mit Elefanten 27
Vorkommen 28
Würmer 62
Gnu 29, Tafel 12

Halbmondantilope 29
Hase und Schwein 59—60
Hartebeest siehe Kuhantilope

Herero siehe Ovahimba
Beachte Seite 139 Absatz 1
Abbldg. Häuptlingsgrab 151
Hetzjagd
Allgemeines 168
Giraffe 166—68
Oryx 168
Springbock 97—98
Heuschreckenhabicht 14
Honiganzeiger 113
Honigdachs 116
Vorkommen 29
Nahrung 91, 92
Hornbildung
Abnorme Gehörne siehe dort
Nashorn 41
Oryx 178
Springbock ohne Gehörn 106
Hottentotten
Abbldg. 69, Tafel 19
Abstammung 143
Kindersterblichkeit 144
Missionserfolge 143
Raubzüge ins Kaokofeld 69—70, 143, Anhang Anmerkg. 8
Schönheitsideal 163
Zukunft des Volkes 142, 143
Hund
Jagdhund 103
Mein Schweißhund „Seelchen" 178—79
Hunde der Eingeborenen 179, 180
Hund und Elefant 111
Hund und Katze 118, 119
Hyäne 16, 52
Hyänenhund
am Wasser 16
Angriff auf Menschen 16
Hyänenhund und Ducker 121
Räude 61
Stimme 52
Vorkommen 12

Igel 29
Ichneumon 14
als Mäusejäger 147
Vorkommen 29

Jagd
Allgemeines 55
Elefant 73, 74, 94—95, 107, 109—10, 125—26, 128, 130—32, 199
mit Fallen und Schlingen 55—56, 61, 122, Abbldg. 55, 56
Flußpferd 28, 190
Gepard 56
Giraffe 166—68
Klippspringer 192
Koran 136
Kudu 100—101
Leopard 56—57
Löwe 30
Nashorn 80—81
Oryx 102—3, 106, 168
Pavian 70—71
Springbock 55, 96—98, 106
mit Straußenmaske 182
Trappe 134
Jagdhund siehe Hund
Jagdkraal 55

Kaffernsprache 142
Kaliberfragen und -Wirkung 96
Kalte Zeit siehe Trockenzeit
Kambelefall 79, Tafel 8
Kaokofeld
Beschreibung 21—22, 27, 28
Erklärung des Namens 139—40
Fauna 28—29, 135, 146—49
Grenzen und Größe 28
Hottentottenspuren 69—70
Karte: Am Schluß des Buches.
Klima und Temperaturen 54
Niederschläge 27, 34
Kap Croß 186—87
Karakal (Wüstenluchs) 16
Luchs und Kleinkatze 119
Stimme 52
Vorkommen 29
Kasupi (Oberhaupt der Ovatjimba) 159
Katze
Äußere Erscheinung 119
Hauskatze und Herero 123, Anhang Anmerkg. 12
Haus- und Wildkatze 121
Katze und Hund 118, 119
Katze und Luchs 119
Katze und Schlange 119
Ortssinn 122, 123
Sammeln von Vorräten 120
Siehe auch Wildkatze
Käuzchen 52
Kiebitz 51
Klapperlerche 51
Klima
Einfluß auf Europäer 53—54
Kaokofeldtemperaturen 54, 55
Klima und Krankheitserreger 136
Klippschliefer
Vorkommen 29
Zähmung 181
Klippspringer
Abnormes Gehörn 191
Decke 192
Jagd 192
Räude 61
Vorkommen 29, 192
Wanderungen 146
Kobra
Abbldg. 26
Kobra und Leopard 58
Nächtliches Erlebnis 25
Spucken 119
Koran
Stimme 51
Betragen 135
Kóvarebschlucht 36, 70
Abbldg. 5
Krankheiten des Europäers 53—54
Krankheiten des Wildes 61
Blutegel 62
Einhuferpest 62
Rinderpest 61
Würmer 61—62
Zecken 62
Kreuz des Südens 52
Krokodil 28, 145
Kudu
Abbldg. 6, 99, 101, Tafel 3, 20
Abhängigkeit vom Wasser 22
Abnormes Gehörn 191

Äsung 22
Erkrankung an Rinderpest 61
Gehörnbildung 99—100
Geschlechtliche Frühreife 14
Herdenbildung 101
Jagderlebnis 100—101
Kämpfe der Bullen 99
Kudukuh 170
Losung 40
Milch 50
Schnelligkeit 169
Schutzfärbung 173
als Standwild 22
Vorkommen 28
am Wasser 14
Wechsel 146
Würmer 61—62
Kuhantilope
Abbildg. Tafel 4
Krankheiten 61
Losung 40
Schnelligkeit 169
Vorkommen 29
Würmer 61—62
Kunene
Beschreibung 146, 189
Erklärung des Namens 140—41
Fauna 28—29, 189
Flußsystem 141
Siehe auch Kambelefall
Landschildkröte siehe Schildkröte
Leopard
Abbildg. 57
Angriffslust 56, 57
Aufbäumen 57
Charakter 59
Fallenjagd 56
Jagd 56—57
Leopard und Kobra 58
Leopard und Kudu 57
Leopard und Schildkröte 91
Leopard und Springbock 57
Räude 61
Schreckfarbe 177
Schutzfarbe 176
Stimme 52
Vorkommen 29
am Wasser 12, 57—58
Löffelhund 11
Abbildg. 52, 180
Stimme 52
Zähmung 180
Löwe
Feindschaft mit Elefant 29—31, Anmerkg. 6 im Anhang
Jagd 30, 31
Löwe und Zebra 17
Mordlust 30, 31
Stimme 52
Vorkommen 28, 29, 30, 32
am Wasser 44
Losung 39—40
Katze 118—19
Luchs siehe Karakal
Maultier
Begabung 83
Bocken 84
Einhuferpest 85
Fortpflanzung 83
Herdentrieb 85, 86
Leistungsfähigkeit 85
Maultier und Pferdefohlen 85
Maultier und Zebra 89
Meine Packtiere Doris und Dora 85
Isaak 81
Widersetzlichkeit 83
Milch
Antilopen 50
Einhufer 50
Elefant 50
Kudu 50
Oryx 50
Rinder 50
Schafe 50
Ziegen 50
Mispel — Anhang Anmerkg. 2
Missionserfolge 143, 162
Mopane siehe Omutati
Mörtelbienen 114
Nachtwachtel 11, 48
Nachtschwalbe 52
Namib 32, 183—88, Tafel 22
Nashorn
Abbildg. 80

Angriffslust 42—43
Breitmaulnashorn 41
Gewandtheit 42
Haut 41
Hörner 41
Jagd 80—81
Kämpfe und Feinde 42
Kaokoraſſe 26
Kuh mit Kalb im Bade 45
Loſung 40
Schutzfärbung 176
Verhalten am Waſſer 17, 43, 44, 77
Vorkommen 32, 41
Wechſel 41, 68
Würmer 62

Näſſen der Antilopen — Anhang Anmerkg. 4

Ochſe
Ortsſinn 86
Reitochſe 90, Tafel 10
Schnelligkeit im Geſpann 82—83
Überfall durch Löwen 31
Zähmung und Einbrechen 90

Ochſenfroſch
Ochſenfroſch und Zwergente 148
Stimme 52

Omangóngoa (Weſpen) 7, 113

Omaruruſluß 34

Omaruru (Häuptling) 31, 137—38

Omumborombonga 6, 8

Omutati 5, 6, Abbldg. 177

Ongombati 5—6, 22

Oryxantilope
Abbldg. 9, 104, 165, 169, 178 (Kalb), 189, Tafel 2, 6
Abhängigkeit vom Waſſer 21
Betragen bei Nebel 54
Brunſt 133—34
Eigenartiges Verhalten 106
Gehörnbildung 178, Tafel 2
Geſchoßwirkung 96
Jagd 102—3, 106, 168
Krankheiten 61
Loſung 40
Milch 50
Mutter und Kalb 178
Oryx und Rind 59, 181
Oryx und Strauß 105
Schlagen mit den Hörnern 100
Schutzfärbung 173, 174
Schutzſuchen auf Geröllhalden 101
Vergeſellſchaftung mit Springböcken 103, 106
Vorkommen 28
Wanderungen 22
am Waſſer 17
Wedelſprache 102
Würmer 61, 62
beim Wurzelgraben 9
Zähmung 181

Otjihérero — Anhang Anmerkg. 1, 12, 14, 17

Ovambo
Abbldg. 13, 18, 23
Zur Charakteriſtik 194
Einfluß auf Ovatjimba 164
Ovambokraal 164
Stellung zu Ovatjimba 159
Weißlinge, Anhang Anmerkg. 10

Ovatjimba (ſiehe auch Eingeborene)
Abbldg. 60, 149, Tafel 15, 16, 17, 18, 24
Aberglauben 52, 60, 152, 157—58, 198
Abhängigkeit von Ovambo 159
Abſtammung 139—40, 142
Ackerbau 164
Beſchreibung 144—45
Blick für Natur 60
Zur Charakteriſtik 60—61, 66, 108—9, 127—28, 137—39, 144—45, 151—55, 192—93, 194—96, 196—98
Eigentumsbegriff 163—64
Einfluß der Ovambo 164
Ehe und Liebe 160—61, 162, Anhang Anmerkg. 15
Erbrecht 196
Feigheit 138—39
Häuptling Kaſupi 159
Häuptling Omaruru 31, 137—38
Ihre Hunde 179, 180
Kämpfe mit Hottentotten Anhang Anmerkung 8
Lebensweiſe 69
Muſikaliſche Begabung 198
Namenbildung u. Lehnworte 165—66, Anhang Anmerkg. 12
Ovatjimba und Hausplatze 123, Anhang Anmerkg. 12

Ozondjimba Anhang Anmerkg. 14
Parfum 92—93
Paßmarken 65—66
Pfeilgift 155—56
Rauchen und Schnupfen 41
Schamgefühl 161—62
Schießkunst 192
Schmuck und Geräte 156—57
Sippeneinteilung Anhang Anm. 7
Südliche Ovatjimba 159—60
Stellung der Frau 159, 160, 162
Vatermord und seine Folgen 196—198
Verjährung im Hererorecht 128
als Viehzüchter 163, 164—65
Vielweiberei 160
Werftbau 69—70
Ovatjimbavieh 163

Palaantilope 28, 169—70
Paßmarken 65—66
Palmen 8, Abbldg. 123
Pavian
Abbldg. 13, 70, 71, 132, 175
Fabeln 71
Feinde 70
Gebiß 71
Gefährlichkeit 70—71
in der Gefangenschaft 13—14
Jagd 70—71
als Nahrung 13, Anhang Anmerkg. 3
Vorkommen 70
Wachen 70
als Wasserverderber 8
Perlhühner
Abbldg. 12, 56, 65
Jagd mit Schlingen 56
Spiel mit Ducker 12
Stimme 51
am Wasser 12
Würmer 61—62
Zähmung 181
Pferd
Auge 75
Begabung 86—88
Eingemauerter Hengst 88
Einhuferpest 89
Geruchsinn 89
Ortssinn 86
Pferd und Springbock 98
Pferd und Zebra 89
Scharren beim Fressen und Saufen 87
Sicherheit im Gelände 79, 86
Pferdeantilope 29, 169
Pflanzennamen Anhang Anmerkg. 2
Pillendreher 14, 19
Pilze siehe Champignon
Pontokberg 183—84, Tafel 21
Python 29
Raubvögel am Wasser 13 u. 14
Regenzeit
Niederschlagsmengen 27, 34
Patrouillenritt 32—34
Reisen in der Regenzeit 36—37
Tierleben in der Regenzeit
Reisen
mit Eseln 82
mit Ochsen 82—83
in der Regenzeit 36—37
mit Trägern 38
in der Trockenzeit 38
Riesenschlange siehe Python
Rind siehe Ochse
Rinderpest 61
Rohrdommel 35
Rosenpapagei 146—47
Rotbock
Abbldg. 10, 177
Abnormes Gehörn 191
Losung 40
Ricke, Kitz und Schakal 178
Vorkommen 29
Würmer 61, 62
Zähmung 180—81
Säbel-(Schimmel-)Antilope 29, 169
Sandwespen 114
Schakal 11, 12
Abbldg. 16, 180
Schakal, Rotricke und Kitz 178
Stimme 52
am Wasser 14, 16
Zähmung 180
Schießpontok am Wasser
Abbldg. 11

Beschreibung 10—11, 23
Erlebnisse im Schießpontok 11—19, 23, 24—25
Schildkröte
Abbldg. 90, 91, 92
Eier 91, 92
Feinde 91
Größe 92
Knochenfressen 92
Schutzfärbung 91
Stärke 92
Verwertung der Panzer 92
Vorkommen 92
Winterschlaf 92
Würmer 62
Zähigkeit 90—91
Zubereitung 91—92
Siehe auch Wasserschildkröte
Schlangen
Kletterkunst 111
Schlange und Katze 119
Schreckfarbe und „Hypnotisieren" 177
im Wasser 111
Siehe auch Kobra, Python u. Spuckschlange
Schlangengeier 134—35
Schlangenhalsvogel 35
Schlingenjagd siehe Jagd
Schnepfe 35
Schreckfarben 177
Schutzfärbung 73—74, 171—78
Elefant 73, 74, 176
Giraffe 174, 176
Kleinantilopen und Gazellen 177
Kudu 173
Leopard 176
Nashorn 176
Oryx 173, 174
Schildkröte 91
Trappe 134, 172
Wildkälber 176—77
Zebra 176
Sekretär siehe Schlangengeier
Serval 56
Siedelsperlingsnest Abbldg. 51
Skorpion
Stiche 112—13
Vorkommen 113
Siehe auch Tarantelskorpion
Spinnenameise 114
Springbock
Abbldg. 10, 96, 97, 105, 106, 181
Geschoßwirkung 96
Hetzjagd 97—98
Hochsprünge 103—4
Jagd 55, 96—98, 106
Lichter 103—4
Losung 40
Mähne 104
Ruhelosigkeit 55, 97
Springbock ohne Gehörn 106
Stimme 51
Vergesellschaftung mit Oryx 103, 106
Vorkommen 29
Warnungspfiff 106
Würmer 62
Zähmung 181
Spuckschlange siehe Kobra
Stachelschwein 29, Abbldg. 192
Steinadler 13
Steinfalle 56
Steppenbrand 180
Sterbe siehe Einhuferpest
Sternhimmel 52—53
Stimmen der Wildnis 51—52
Strandläufer 35
Strauß
Abbldg. 105, 106, Tafel 14
Abhängigkeit vom Wasser 181—82
Balz 134
Eier 105
Stimme 51
Strauß und Oryx 105
Straußenmaske auf der Jagd 182
Wildpret 105
Würmer 62
Tauben 12, 51
Tarantelskorpion 113
Teichhuhn
als Braten 136
Vorkommen 35
Wanderungen 35
Termiten
Feinde 115

als Nahrung 115
Wechselbeziehung zu Champignon 8
Termitenhaufen Abbldg. 19, Tafel 10
Tierbeobachtung 59
Tierbild und Umgebung 93
Tierleben unter Steinen 113
Tiernamen Anhang Anmerkung 2
Töpferwespe 114—15
Trappe
Balz 134
als Braten 136
Jagd 134
Scheu 134
Schutzfärbung 134, 172
Vorkommen 28
Würmer 61, 62
Siehe auch „Gackelhuhn“ und Koran
Trockenzeit
Reisen in der Trockenzeit 37—38
„Tugendschleife“ 162

Ugab
Durchbruch durch Brandberge 32
Fauna 32
in der Regenzeit 34
Uhu 52

Varaneidechse 14
Vorgeschichtl. Knochenfunde 148—49

Wachtel 12, 15, 51
Wasserschildkröte 91—92
Wasserstelle
Beschreibung 8
Freistatt 17
Wasserstelle Otjondera Abbldg. Taf. 1
Wasserwild 35
Wasserwurzel 8—9
Warzenschwein
Abbldg. 15
am Wasser 15
Wildschwein und Mensch 15
Webervogelnest Abbldg. 78
Wechsel 68
Wedelsprache 102
Weidmannsprache 9—10
Welwitschia 185, Tafel 9
Werftbau 69, 70
Wespen 7, 113
Siehe auch Sandwespen und Töpferwespen
Wildkatze
Fallenjagd 56, 122
Vorkommen 29
Wild- und Hauskatze 120—21
Siehe auch Katze
Windhose 55, Abbldg. 54
Witterung (tierische) 23, 24
Wüstenluchs siehe Karakal
Würmer 61—62

Zähmung
Chamäleon 116—17
Ducker 181
Elefant im 16. Jahrhundert? 125
Elen 181
Gekko 117
Klippschliefer 181
Löffelhund 180
Ochse 90
Oryx 181
Perlhuhn 181
Rotbock 180 - 81
Schakal 180
Springbock 181
Strauß 181
Zebra
Abbldg. 22, 142, 172
Abhängigkeit vom Wasser 22, 23, Anhang Anmerkg. 4
als Bergtier 22, 146
Bergwechsel 168
Betragen am Wasser 18, 21
Schutzfärbung 176
Stimme 52
Vorkommen 28
Würmer 62
Zecken 62
Zibetkatze 180
Zorila 16
Zwergbienen 113—14, Anhang Anmerkung 11

I

Wissenschaftliche Bemerkungen über das Wild des Kaokofeldes

unter Berücksichtigung der Aufzeichnungen und der Sammlung des Herrn Hauptmann a. D. Steinhardt.

Von Ludwig Zukowsky.
Zoologischer Assistent an Carl Hagenbecks Tierpark in Stellingen.

Über die Tierwelt des beiderseits des Kunene gelegenen Kaokogebietes wußte man bisher nur sehr wenig. Zwar sind durch die Mitteilungen einiger Reisender und Schutztruppen-Offiziere, welche das selten besuchte Gebiet flüchtig durchquerten, die dort vorkommenden Wildarten oberflächlich bekannt geworden, jedoch gelangte nur sehr wenig zoologisches Material zur wissenschaftlichen Untersuchung in die Museen, sodaß es unmöglich war, auch nur ein einigermaßen klares Bild über die systematischen und morphologischen Merkmale des dortigen Wildes zu gewinnen. Aber auch über die biologischen Eigenheiten der vielen dort vorkommenden Lebensformen fehlte jede sichere Mitteilung. Wie wertvoll jede Bemerkung über das Aussehen und die Lebensweise der Tiere, selbst für verhältnismäßig kleine Tiergebiete ist, lehren die Aufzeichnungen des Verfassers dieses Buches. Mit Sicherheit vermutete der Zoologe für das, eine mehr oder weniger abgeschlossene Tierinsel bildende Kaokofeld völlig neue, und von den in anderen Kleingebieten auftretenden Tieren abweichende Eigentümlichkeiten des Wildes. Obwohl Herr Hauptmann a. D. Steinhardt nicht als studierter Forschungsreisender hinausging, hat er der Wissenschaft durch seine zehnjährige praktische Erfahrung an der Tierwelt des Kaokofeldes große Dienste geleistet, denn er ist ein Weidmann, der mit offenen Augen sieht und das Geschaute geistig zu verarbeiten versteht. Mit Bedauern erfüllt es den Forscher, daß die

kostbaren, mit vieler Mühe zusammengetragenen zoologischen Sammlungen wie auch das photographische Archiv, die Tagebücher und Aufzeichnungen des Herrn Steinhardt zum größten Teil durch Diebstahl des englischen Eroberers verloren gegangen sind; erfreulicherweise befindet sich unter dem Rest der zusammengeschmolzenen Sammlung noch manches für die Wissenschaft wertvolle Stück. Diese Sammlung ist jetzt von mir gesichtet worden, und das Ergebnis ihrer Untersuchung hat gelehrt, daß die Säugetierwelt des Kaokogebietes ein charakteristisches, von der anderer afrikanischer Tierkleingebiete abweichendes Gepräge aufweist. Wenn Herr Hauptmann Steinhardt die neuerdings gemachte Feststellung von der Rassenbildung kontinuierlich verbreiteter Säugetierarten, deren jede Form ein besonderes Kleingebiet bewohnt, schon bei seinem Aufenthalt in Südwestafrika erkannt hätte, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, uns über wichtige Verhältnisse bestimmter Säugetierformen dieser Kleingebiete durch Aufzeichnungen die erwünschte Aufklärung zu verschaffen. —

Der Verfasser hat uns durch seine gewissenhaften Berichte zum erstenmal mit dem Elefanten des Kaokolandes bekannt gemacht. Rein biologisch betrachtet, steht, wie aus dem „Wehrhaften Riesen“ unzweideutig hervorgeht, dieser Elefant den bisher bekannten ost-, süd- und westafrikanischen Formen durch viele merkwürdige Eigenheiten fern, weshalb wir in dem Kaoko-Elefanten auch einen morphologisch neuen Vertreter der Gattung kennen lernen, der sich in erster Linie durch außergewöhnliche Größe, hohe Säulen und fast kreisrunde Ohren, die nach dem Kinn zu in einem sehr kleinen Zipfel enden, von den anderen bisher bekannten Rassen unterscheidet. Die merkwürdigen kreisrunden Ohren, welche nicht wie bei dem Kamerun-Elefanten, Loxodonta cyclotis Matschie, an ihrer unteren Kante etwa mit der Kinnlinie abschneiden, sondern letztere nur an einer kleinen Stelle berühren, sollen sämtliche von Herrn Steinhardt beobachteten Elefanten, die sicher nach Hunderten zählen, gehabt haben, und dieser Elefant wird deshalb von ihm unbedingt für eine neue Rasse angesehen, deren Beschreibung und Benennung für eine Zeit vorbehalten bleiben muß, in der Material dieses Tieres zur wissenschaftlichen Untersuchung in ein Museum gelangt.

Wertvolle Mitteilungen verdanken wir dem Autor dieses Buches über das Nashorn des Kaokofeldes, eine Art, welche erst vor kurzer Zeit unter dem Namen Opsiceros occidentalis Zukowsky in die Wissenschaft eingeführt wurde; er bestätigte die an dem ersten der

16 Monate altes Nashorn-Bullkalb vom nördlichen Unterlauf des Kunene, Opsiceros occidentalis Zukowsky, in Carl Hagenbeck's Tierpark in Stellingen; erstes, aus dem Westen Afrikas importiertes Exemplar.

Wissenschaft zugänglich gemachten, von Carl Hagenbeck importierten, westafrikanischen Nashorn aus dem Kunene-Gebiet wahrgenommene Tatsache, daß es sich um eine sehr kleine, hochbeinige Form mit kurzen, kegelförmigen Hörnern, stark nach hinten verlagerten Augen und breiter Oberlippe mit kleinem Greiffinger handle. Aus eigener Anschauung sagt der Verfasser, daß der Schädel des Kaoko-Nashorns viel gerader gebaut ist als der anderer Arten, daß also der Winkel zwischen der Schnauze und der Stirn sehr gestreckt ist und sich somit mehr einer Geraden nähert als bei den Ostafrikanern. Die charakteristischen Schädelmerkmale des im Naturhistorischen Museum in Hamburg aufbewahrten Originalstückes lehren zweifellos, daß die Aufstellung der Form berechtigt und fest begründet ist. Dieses Nashorn tritt nur sporadisch im Kaokofelde auf; Hauptmann Steinhardt konnte eine ganze Anzahl dieser Nashorn-Inseln feststellen, die hier kurz erwähnt werden sollen: Merkwürdigerweise hat sich das Nashorn an einer ganzen Anzahl von Plätzen in unmittelbarer Nähe der Küste erhalten und zwar in den Lagunen mehrerer Küstenflüsse; so wurde es in vier Exemplaren am untersten Ugab bei Ugab-Mund, ferner am untersten Huab bei Huab-Mund ebenfalls in vier Exemplaren und am untersten Koichab in fünf Exemplaren festgestellt. Die hier erwähnten Tiere sind den in der Umgegend ihres Verbreitungsgebietes lebenden Eingeborenen gut bekannt, ohne daß sie durch die Unzugänglichkeit des Terrains vor Verfolgung und Abschuß gefährdet wären, zumal sie, wenigstens vor dem Kriege, unter gesetzlichem Schutze standen. Durch Hörensagen weiß der Verfasser, daß auch am unteren Hoanib hinter seiner Verzweigung etwa bis Oas eine Anzahl Nashörner vorkommen soll. Während diese Nashörner mehr oder weniger durch die Schilfdickichte der Lagunen zu einem Festhalten des Standortes gezwungen sind, unternehmen diejenigen des Binnenlandes oft größere Wanderungen und zwar meist zu bestimmten Jahreszeiten; so wechseln die drei bei Orusewa vorkommenden Stücke oft bis in die Gegend von Outjo. Einen Bullen konnte der Verfasser ständig bei Otjikuara beobachten, der indes auch oft größere Wanderungen in nordöstlicher Richtung unternahm. Bei Oruvandji traten zur damaligen Zeit (1915-1918) noch fünf Nashörner auf. Eine größere Anzahl hielt sich in der Gegend von Kaoko-Otavi, von hier in etwa 30 km breitem Streifen bis Okauérua auf. An der Stelle, wo sich die Quellflüsse des Hoarusib vereinigen, bis zu der Stelle, wo er den in südöstlicher Richtung fließenden Nebenfluß aufnimmt, ist wiederum eine Nashorn-Insel vorhanden. Die reichste Nashorn-Insel befindet sich in weiterem Umkreise von Groß- und Klein-Ombasu, von wo die Tiere größere Streifzüge in das Omuhonga-Gebirge (Ovatjimba-Paradies), das

Kopfstudie des ersten von Carl Hagenbeck aus dem Westen Afrikas eingeführten Nashorns, Opsiceros occidentalis Zukowsky, vom nördlichen Unterlauf des Kunene.

bisher nur von den Herren Steinhardt und v. Schmidthals durchreiſte Bergland, unternehmen. Nördlich ſchließt ſich als weitere Nashorn-Enklave das Bett des Kunene an, an deſſen teilweiſe ſehr gebirgigen und ſteinigen Ufern in breitem Streifen noch eine verhältnismäßig große Anzahl Nashörner hauſt. Der Verfaſſer ſagt, daß auf die Länge des Flußlaufes auf alle 12 km durchſchnittlich ein Exemplar käme. Über die Verbreitungsverhältniſſe des Nashorns nördlich des Kunene iſt der Verfaſſer weniger gut orientiert, indes weiß er mit Beſtimmtheit, daß es dort häufiger als im Süden des Kunene auftritt und die Gegend verhältnismäßig wildreicher iſt. — Sehr wichtig iſt die Feſtſtellung des Breitmaul-Nashorns, Ceratotherium simus Burchell, bei Ombombo-Oſt im Oſten des Omuhonga-Gebirges; die Funde von Hörnern am Unterlauf des Ugab, bei Uſakos und im Sande des Omaruru weiſen auf das frühere weite Vorkommen dieſer heute ſehr ſeltenen Form hin.

Nach Herrn Hauptmann Steinhardt gibt es zwei gut zu unterſcheidende Giraffenformen im Kaokolande, ohne daß er jemals Übergänge von der einen zur andern Raſſe beobachtet hätte. Die kleinere Form trägt tiefdunkelbraune Flecke, während die größere auffallend hellbraun gefleckt iſt. Letztere Raſſe hat in jedem größeren Fleck noch eine ſternartige ſchwarzbraune Zeichnung, deren Strahlen meiſt diagonal von der einen Ecke zur andern laufen. Bei beiden Formen ſind die Flecke ſcharf umrandet und fünfeckig. Durch dieſe Merkmale unterſcheiden ſich dieſe beiden Giraffentypen, über deren Vorkommen leider noch nähere Angaben fehlen, deutlich von ihren nächſten Nachbarn, Giraffa capensis Lesson und Giraffa angolensis Lydekker.

Mit Beſtimmtheit glaubt der Verfaſſer, das echte Quagga, Hippotigris quagga Gmelin, dreimal geſehen zu haben und zwar zweimal je fünf Exemplare am Kunene zwiſchen 13° und 14° öſtlicher Länge und einmal 5-7 Stück auf 18° ſüdlicher Breite und 13½° öſtlicher Länge; er ſchoß abſichtlich keines, da er den Tieren nachziehen wollte, woran ihn leider ſein dabei erfolgender geſundheitlicher Zuſammenbruch hinderte.

Über die Syſtematik und die Biologie der Antilopen hat uns Herr Hauptmann Steinhardt wertvolle Aufſchlüſſe verſchafft. Unter dem Material von Sylvicapra (Ducker) können vier verſchiedene Grundtypen unterſchieden werden, von denen eine das Tal des Ugab, eine weitere

das Gebiet des Hoaruſib und Hoamib, eine dritte das Becken des in den Okavango fließenden Omuramba u' Omatako und die letzte das ſüdliche unterſte Kunenetal bis zum Hoaruſib bewohnt. Dieſe vier Duckerformen unterſcheiden ſich beſonders im Schädelbau. Es lagen vollſtändige Schädel von erwachſenen Böcken vor, für die Raſſe des

Agab: von Oruſewa (Zebraſontein) am mittleren Agab, erlegt am 2. 5. 1911, und von Goreis, 45 km weſtlich von Outjo;

unteren Kunene: von Otjonganga, zwiſchen dem Kunene und dem Quellgebiet des Hoaruſib, ſüdlich des Omuhonga-Gebirges;

Hoaruſib und Hoamib: von Ombombo-Weſt, erlegt am 22. 12. 1915, und von Otjikuara;

Omuramba: von Otjomikambo am Omuramba u' Omatako, am 27. 1. 1911 erlegt.

Am langatmige Beſchreibungen zu vermeiden, will ich mich auf einen kurzen Beſtimmungsſchlüſſel nach einigen Merkmalen dieſer Formen beſchränken.

A) Größte Länge der Naſenbeine 6,4 bis 6,5 cm; Breite der Stirnbeine, unmittelbar außen unter den Hörnern gemeſſen 4,3 bis 4,5 cm.
   1. Breite am äußeren knöchernen Gehörgang 6,3 bis 6,35 cm, Agab.
   2. Breite am äußeren knöchernen Gehörgang 6,05 cm, Unterer Kunene.

B) Größte Länge der Naſenbeine 6,6 bis 7,1 cm; Breite der Stirnbeine, unmittelbar außen unter den Hörnern gemeſſen 3,9 bis 4,2 cm.
   1. Breite am äußeren knöchernen Gehörgang 6,1 bis 6,2 cm, Hoaruſib-Hoamib.
   2. Breite am äußeren knöchernen Gehörgang 6,7 cm, Omuramba u' Omatako (öſtlich Grootfontein).

Auch in der Gehörnform weichen die verſchiedenen Vertreter voneinander ab; ſo ſtehen bei der Form des Agab die inneren Wurzelteile des Horns am Schädel viel weiter auseinander als bei der Raſſe des unteren Kunene; beide aber haben ein gemeinſames Merkmal, den kurzen, ungeringelten Spitzenteil, während dieſer bei der Hoaruſib-Hoamibform und der Omurambaraſſe ſehr lang iſt; dafür ſtehen bei der erſteren Form aber die inneren Wurzelteile des Gehörns am Schädel ſehr eng zuſammen, während dieſe bei der Omurambaraſſe breit geſtellt ſind. Bei dieſen Merkmalen darf eine Tatſache nicht außer Acht gelaſſen werden, daß es bei allen Säugetierformen für die Unterſcheidung der einzelnen Spezies

bezeichnende und unbezeichnende Merkmale gibt. Ein wesentliches Merkmal, das z. B. für eine Kuhantilope aus Uganda bezeichnend ist, braucht für eine Kuhantilope vom Tanganyikasee nicht maßgebend zu sein, ebensowenig sind die gleichen Maße für die vielen kleinen spießhörnigen Antilopen der Gattungen **Cephalophus, Sylvicapra, Pediotragus, Madoqua, Ourebia** usw. bezeichnend. Wenn ein Laie auf unwesentliche anatomische oder morphologische Merkmale fußt, so wird er nie zu einem endgültigen positiven Resultat kommen. Oft gelangt der Zoologe erst durch mühselige Winkelmessungen und langes Studieren von gewissen Verhältnissen in der Ausdehnung bestimmter Teile zu den Eigentümlichkeiten in der Geweih- und Gehörnform verschiedener Hirsch- und Hohlhörnerformen. Merkwürdig deformierte Verhältnisse zeigt der Schädel und das Gehörn eines Duckers, der bei Goreis, etwa 45 km westlich von Outjo erlegt wurde. Das linke Horn ist in seinem obersten Drittel nach unten und innen geknickt und auf der Grenze zwischen Scheitel- und Hinterhauptsbein in den Schädel gewachsen, in den es mit der Spitze eine kreisrunde Vertiefung von der Größe einer kleinen Erbse gebohrt hat. Das Tier muß unter dem Druck des nachwachsenden Hornes stark gelitten haben, obwohl das Gehirn nicht pathologisch verändert gewesen zu sein scheint. Bei einem anderen bei Otjomikambo am Omuramba u'Omatako am 27. 1. 1911 erlegten Bock ist das rechte Horn zu einem winzigen Knopf verkümmert.

Vom Rot- oder Steinböckchen, **Pediotragus** der **kelleni**-Gruppe, sind in dem Distrikt des Agab-Omaruru, des unteren Kunene und des Huab mit Sicherheit drei Rassen dieser Gattung festgestellt worden, die sich auffallend im Schädelbau und auch in der Gehörnform voneinander unterscheiden und der Wissenschaft bisher unbekannt waren. Vollständige Schädel von erwachsenen Böcken waren vorhanden von der Rasse des

Agab-Omaruru: von Okuvakuatjivi bei Omaruru und von Goreis, 45 km westlich von Outjo, am 6. 9. 1918 erlegt.

Huab-Quellgebiets: von Cheiros, nördlich Franzfontein, erlegt am 8. 8. 1914.

unteren Kunene: von Ombepera im Omuhongagebirge.

Auch hier sollen der Kürze halber für die Schädel nur einige Merkmale in einer Bestimmungstabelle wiedergegeben werden.

A) Größte Länge des Tränenbeins 2,25 bis 2,3 cm, Agab-Omaruru.

B) Größte Länge des Tränenbeins 2,75 bis 2,9 cm.

1. Basallänge des Schädels, von den Vorderspitzen der Zwischenkieferbeine bis zum Basion, dem untersten vordersten Teil des Hinterhauptsloches 12,7 cm, Quellgebiet des Huab.

2. Basallänge des Schädels, von den Vorderspitzen der Zwischenkieferbeine bis zum Basion 12,1 cm, Unterer Kunene.

Es scheint, als ob die Agab-Omaruru-Form stets längere Hörner trägt als die des Huabtales und des unteren Kunene.

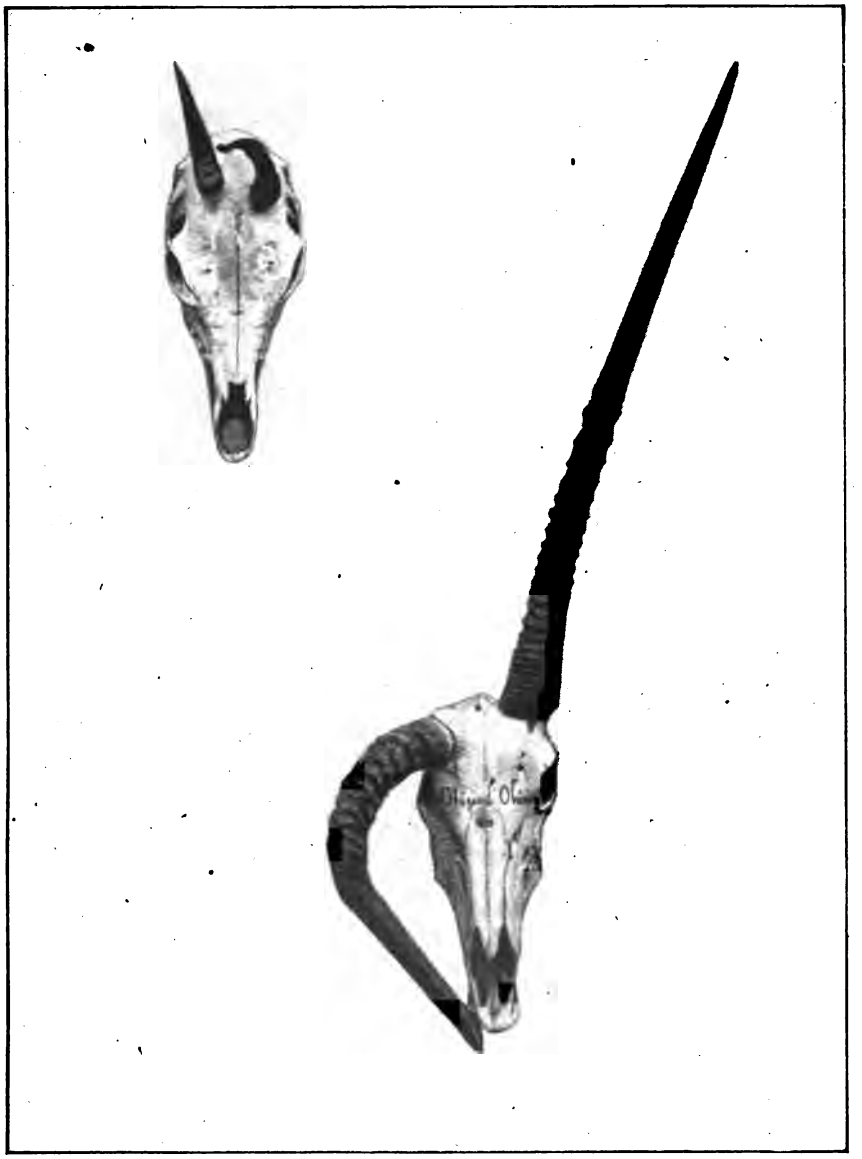
Aus der Sammlung konnte ferner nachgewiesen werden, daß nördlich vom Kunene, (Schädel ♂ ad. Kambelefall, Norduser des Kunene) ein wesentlich anderer Klippspringer, Oreotragus der oreotragus-Gruppe, lebt als am südlichen Ufer (Schädel ♂ ad., Otjongombe, westlich Kaoko-Otavi, südlich des Omuhonga-Gebirges, im Quellgebiet des Hoaruſib, 3. 1. 1912). Ersterer hat kurze, dicke, an der Basis im Querschnitt ovale, in gleichem Abstande nebeneinander herlaufende Hörner, während letzterer sehr lange, schwache, konvergierende, auf dem Querschnitt rundliche Hörner besitzt; außerdem weichen die Schädel von einander ab.

Es seien einige Unterschiede angeführt: Die Entfernung des Nasion, der Stelle, an welcher die Nasen- und Stirnbeine an der Oberseite des Schädels in der Mitte zusammenstoßen, bis zur Hinterwand des Gelenkhöckers des Hinterhauptbeins ist bei dem Kambelestück (8,75 cm) 0,55 cm größer als bei dem Exemplar von Otjongombe (8,2 cm), ebenso ist der Schädel des ersteren Stückes (4,2 cm) am Hirnteil, vom Basion, dem untersten, vordersten Teil des Hinterhauptsloches bis zum Zusammenstoß des Stirnbeins mit dem Scheitelbein auf der Schädelmitte 0,6 cm höher als der Schädel des Otjongombestückes (3,6). An den Augenhöhlen erreicht das Stück vom nördlichen Kunene eine größte Breite von 8,0 cm und das des südlichen Kunene eine solche von 8,3 cm, während ersteres an den Zusammenstoß des Oberkieferbeins und des Jochbeins, an der Außenseite des Schädels gemessen, eine größte Breite von 4,2 cm und letzteres eine solche von 3,6 cm aufweist. Der Schädel des Klippspringers nördlich vom Kunene ist also an den Augenhöhlen schmaler und am Oberkiefer breiter als der des südlichen Kunene. Solche Unterschiede sind nicht zufälliger Natur, sondern sie werden sich im Laufe der Zeit durch gewisse äußere, den biologischen Eigentümlichkeiten der Tiere entsprechende Einflüsse herausgebildet haben und sind artbestimmend. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß sich die Säugetierwelt des nördlichen Kunene-Unterlaufs von der des südlichen in bezeichnenden Merkmalen unterscheidet.

Von der südlichen Kuhantilope, Bubalis der caama-Gruppe, stammen zwei Schädel von erwachsenen Bullen von Aris, nördlich Grootfontein, der Wasserscheide zwischen dem in den Okavango fließenden Omuramba u'Omatako und dem Omuramba u'Owambo, welcher in die Etoschapfanne abwässert. Von den Schädeln weist der eine breite Stirn und großes Gehörn mit langen Spitzen auf, während der andere eine schmale Stirn und ein kleines, kurzspitziges Gehörn besitzt.

Hochinteressant ist die Feststellung, daß bei den Oryxantilopen, Oryx der gazella-Gruppe, von den Backzähnen als erster stets der vorletzte (Molar II) des Oberkiefers stark, oft bis auf Erbsengröße abgenutzt gewesen ist. Alte Tiere sollen oft noch ein fehlerloses Gebiß gehabt haben, nur der Molar II war bis auf Rudimente abgenutzt. Unter ungezählten Oryx, gewiß vielen Hunderten, welche Herr Hauptmann Steinhardt, auch bei Dritten, gesehen hat, konnte er niemals eine Ausnahme von dieser Abnutzungsregel des Molar II finden. — Im Kaokofelde trägt die Kuh grundsätzlich längere Hörner als der Bulle. Je schwerer der Bulle ist, um so kürzer sollen die Hörner sein; sie sind meist mehr oder weniger zangenförmig gebogen, während die der Kuh, von vorn gesehen, gerade, aber nach hinten gebogen sind, sodaß man auch auf große Entfernungen besonders durch die verschiedene Größe der Hörner das Geschlecht sofort ansprechen kann. Oryxantilopen ohne Schenkel- und Flankenstrich gibt es öfter im Kaokolande; diese Tiere sollen stärker gebaut sein als solche mit der schwarzen Zeichnung. Als sicher glaubt der Verfasser, daß die Oryx, bei welcher die schwarze Stirnzeichnung nicht mit der Schwarzzeichnung der Nase in Verbindung steht, wohl nicht als besondere Art angesprochen werden darf, da diese Zeichnung innerhalb der Art individuell variiert; so hat er bei einer Kuh und dem von dieser geführten Kalb verschiedene Gesichtszeichnungen feststellen können. Indes gibt es Südwestafrikaner, welche trotz dieses Befundes anderer Meinung sind und bedarf es in diesem Falle wohl noch der weiteren Aufklärung. Oryx mit und ohne schwarze Verbindung der Stirn- und der Windfangbinde sollen in Deutsch-Südwestafrika von Angras Juntas, südlich Lüderitzbucht, bis nach Angola hinein vorkommen, während die Oryx ohne schwarze Schenkelbinde im äußersten Süden des Schutzgebietes häufig sein und auffallend stark werden soll.

Ein hochinteressanter Oryxbulle wurde vom Autor am 19. 9. 1915 bei Otuzemb' Otunene geschossen. Das linke Horn dieses Tieres ist normal ausgebildet, während das rechte durch das Geäse gewachsen ist. Es läuft



Schädel eines erwachsenen Bullen der Spießhorn-Antilope, Oryx der gazella-Gruppe, von Steinhardt am 19. 9. 1915 bei Otuzemb' Otunene erbeutet, mit verkrüppeltem rechten, durch das Geäse gewachsenen Horn.

Oben:

Schädel eines erwachsenen Duckerbockes, Sylvicapra der grimmia-Gruppe, aus dem Agab-Gebiet, von Steinhardt bei Goreis, ca. 45 km westlich von Outjo erlegt, mit verkrüppeltem, in den Schädel gewachsenem linken Horn.

(Der Schädel des Duckers ist zwecks besserer Erkennung der Einzelheiten in die Größe des Oryxschädels gebracht worden.)

in rundem Bogen nach oben, vorn und außen, dann nach unten und schwach nach innen, um plötzlich mit einem Knick schnurgerade nach vorn und innen und schwach nach unten, unmittelbar in das Geäse zu laufen. Während der gebogene Basalteil bis zum Knick mit 20 Ringen besetzt ist, befindet sich auf dem geraden Teil nur ein schwacher Ringknoten, etwa $3^1/_2$ cm hinter dem Knick, und ist sonst ungeringelt. Die Spitze ist in der Richtung der Mahlebene der Zähne etwas abgeflacht und von dem Tiere anscheinend dauernd abgekaut worden, wovon die abschilfernden Stellen Zeugnis ablegen. Mit seinem inneren Teile stößt das Horn unmittelbar an die Außenseite des Zwischenkiefers; die Spitze steht etwa 2 cm von der vordersten Spitze des Zwischenkiefers entfernt. Die Muffel des Tieres ist zweifellos in schwerwiegender Weise pathologisch verändert gewesen und das deformierte Horn muß ihm bei der Nahrungsaufnahme außerordentlich hinderlich gewesen sein. Das widersinnige Horn ist, der äußeren Rundung entlang gemessen, 53,5 cm lang, während es geradlinig gemessen, eine Länge von 32,5 cm hat. Der ungeringelte gerade Spitzenteil hat eine Länge von 25 cm und der geringelte gebogene eine solche von 28,7 cm. Das Gehörn besitzt an der Basis einen Umfang von 18,3 cm. Die andern beiden deformierten Gehörne von Oryx aus der Sammlung sind in diesem Buche auf Tafel 2 abgebildet.

Ähnliche Verhältnisse wie für die Kuhantilopen scheinen auch für die Springböcke, Antidorcas, obzuwalten. Im Küstengebiet südlich des Kunene kommt eine Rasse mit einem starken und kurzen Gehörn, mit wenig Ringen und langen Spitzen vor, während die Rasse aus dem Omurambabecken ein langes, schwaches, enggeringeltes und kurzspitziges Gehörn besitzt, wie aus den Untersuchungen an den beiden vollständigen Schädeln von erwachsenen Böcken von Grootfontein und einem solchen von Kaoko-Otavi hervorgeht.

Die Elenantilopen, Taurotragus, treten ebenfalls in zwei Formen auf, allerdings innerhalb desselben Gebietes, und zwar in einer größeren, grauen und einer kleineren, roten Form, deren Herden getrennt leben. Mit Sicherheit wurden beide Formen auf dem „Sandfelde“ zwischen dem Omuramba u'Omatako und dem Omuramba Otjosondjou und dem Gebiete zwischen der Etoschapfanne und dem Kunene vom Kambele-Katarakt bis zum Ehombogebirge nachgewiesen.

Bei Kaoko-Otavi, im Quellgebiet des Hoarusib geglückter Doppeltreffer des Hptm. a. D. Steinhardt auf einen Blaubock, Cephalophus (Guevei) anchietae Bocage aff., und einen Wüstenluchs der großen Form, Lynx der caracal-Gruppe.

Interessant ist der Nachweis, daß im Gebiet des oberen Ugab eine Warzenschweinrasse, Phacochoerus, mit flach gebogenen Eckzähnen und im Küstengebiet des Hoarusib eine Rasse mit stark geschweiften Eckzähnen auftritt, was an einigen Schädeln von erwachsenen Keilern von Outjo und Otuzemb' Otunene östlich Ombombo-West festgestellt wurde.

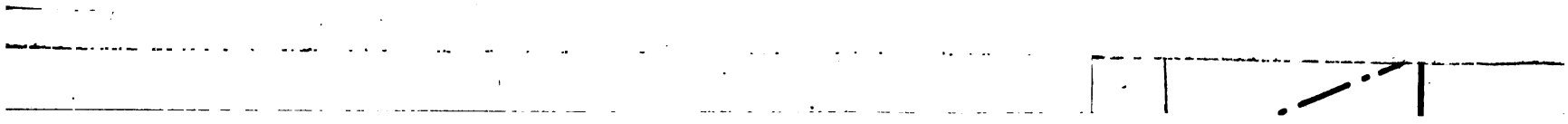
Auch zwei Leoparden sind für das Gebiet charakteristisch. Während für das Gebiet des Omaruru eine durch starke Fleckung „bunt erscheinende" Form festgestellt wurde, soll nördlich im eigentlichen Kaokolande eine mehr grau gefärbte Art mit weniger lebhafter Fleckung beheimatet sein.

Vom Wüstenluchs, Lynx der caracal-Gruppe, konnten wiederum zwei Rassen nachgewiesen werden: eine größere, wie es scheint, dunklere und eine kleinere, helle, jedoch niemals Tiere, die als Jugendform der großen hätten angesprochen werden können. Über die genaue Verbreitung dieser Formen ist leider nichts bekannt.

Die im Kaokolande sonst fehlende Pferdeantilope, Hippotragus der equinus-Gruppe, soll noch in einigen Exemplaren nördlich von Grootfontein und unmittelbar bei Otavi vorkommen. Von Wert war für die Wissenschaft die sichere Bestätigung des Nachweises, daß der Büffel, die Schimmel- und Rappenantilope und die Halbmondantilope im Kaokolande fehlen, während sie östlich dieses Gebietes noch durch die Arten Bubalus cunenensis Zukowsky, Bubalus cubangensis Zukowsky, Hippotragus equinus subspec., Hippotragus niger kaufmanni Matschie und Damaliscus lunatus reclinis Matschie vertreten werden. —

Wenn berücksichtigt wird, daß wir von den hier nur zum Teil erwähnten Merkmalen der aufgezählten Säugetierarten so gut wie nichts gewußt haben, ehe uns Herr Hauptmann a. D. Steinhardt mit ihnen bekannt machte, so wird auch der Laie die Überzeugung gewinnen, daß er der Wissenschaft eine äußerst wichtige Pionierarbeit geleistet hat. In dankenswerter Weise hat er durch seine, den deutschen Herrenjäger kennzeichnende weidgerechte Jagdart ein mustergültiges Vorbild für andere Afrikaner gegeben. Zum weidmännischen Jagen gehört aber auch das Beobachten, Sammeln und Photographieren. Was der

Verfasser Vortreffliches im Beobachten geleistet hat, lehrt ohne jede Erläuterung ein Blick in sein Erstlingswerk. Ich bin gewiß, daß Herr Steinhardt im Sammeln, Konservieren und Photographieren in gleichem Maße gearbeitet hat, und bedaure deswegen besonders, daß seine kostbaren Sammlungen zum größten Teil verloren gegangen sind. Möge es dem Manne, der die zerklüfteten Gebirge des Kaokoseldes wie den in glitzernden Wogen dahinrauschenden Kunene ebenso jagdlich wie literarisch meisterte, denn gelingen, bald an der Spitze einer Expedition in sein altes Arbeitsfeld hinauszuziehen; möge es ihm vergönnt sein, das Gebäude auszubauen, dessen Grundstein er so vortrefflich gesetzt hat. Die Wissenschaft wird seinen Namen nicht vergessen!



HOOVER INSTITUTION
STANFORD LIBRARIES
To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below
ISN-2-68-19803

DT 703 .S822 C.1
Vom wehrhaften Riesen uAPQ2473
Hoover Institution Library
3 6105 083 143 235

DT703
S822

Druck und Einband von Hermann's Erben, Hamburg.